

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Astel, Bokov, Buselmeier, Friesel, Fuhrmann, Grundmann, Hájek, Herms, Hossfeld, Karasholi, Kazakova, Kettner, Konjetzky, Laschen, Rauter, Ritter, Rühmkorf, Savostin, Schenk, Schröpfer, Schütt, Thenior, Voronov

Fritz Rische: BRD-Monopole in Westeuropa

R. Diederich/R. Grübling: „Sieg oder Bolschewismus“

Der Untergang des Abendlandes in Inning (Obb.)

Türken und deutscher Imperialismus

Ursula Püschel: Exilierte und Verlorene – Paul Celan

Grigorij Baklanov: Begegnung mit Tvardovskij

Rudi Bergmann: Väino Linna – Unser Mann in Tampere

Literatur im Gespräch: Kaempfe, Turrini, Pevny, u. a.

Gewerkschaftsdiskussion: Nach dem 4. VS-Kongreß –

Becker, Bleuel, Chotjewitz, Glasbrenner

**EUROPA DES FRIEDENS
ODER
MODELL BRD**



Roger Somville, Der Weg der Menschheit

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

tendenzen — die einzige Kunstzeitschrift in der Bundesrepublik für eine realistische, parteinehmende Kunst

tendenzen berichtet über reaktionäre Kulturpolitik und den Kampf um eine Demokratisierung des Kunstbetriebes

tendenzen bringt neben aktuellen Kunstbeiträgen Artikel über Fotografie, Städtebau, Kunsterziehung, Kunsthochschulen, Werbung, Design, Kunstgeschichte, marxistische Ästhetik...

tendenzen ist seit 1960 mit 115 Heftausgaben erschienen

Einzelheft DM 6,50, Abonnement (6 Nummern jährlich) DM 35,— (inkl. MwSt und Porto), Studentenabo DM 27,— (Schüler-, Lehrlings- oder Studiennachweis erforderlich)

Damnitz Verlag GmbH.

Hohenzollernstraße 144

8000 München 40

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

EUROPA DES FRIEDENS ODER MODELL BRD

ZU DIESEM HEFT

3

<i>E. A. Rauter</i> : Am Horizont ist die Tür	11
Vier sowjetische Gedichte: <i>Viktor Bokov, Rimma Kazakova, Nikolaj Savostin, Jurij Voronov</i>	22
<i>Jiri Hájek</i> : Sachsenhausen, Winter 1941	27
<i>Adel Karasholi</i> : Der alte Turban	30
<i>Joachim Hoßfeld</i> : Brenner	32
<i>Peter Kettner</i> : Fußball allenthalben	38
<i>Siegfried Grundmann</i> : Die Münchner Stadtmusikanten	41
Neue Gedichte von: <i>Fuhrmann, Konjetzky, Schenk, Astel, Schröpfer, Herms, Schütt, Thenior, Buselmeier, Friesel, Laschen, Ritter, Rühmkorf</i> .	47
<i>Fritz Rische</i> : BRD-Monopole in Westeuropa	63
<i>R. Diederich/R. Grübling</i> : „Sieg oder Bolschewismus“	69
Der Untergang des Abendlandes in Inning (Obb.)	76
<i>Friedhelm Streletzki</i> : Formen der Ausbeutung . . .	80
<i>Reinhard Bockhorni</i> : Deutsch-türkische Beziehungen	81
<i>Ute Jochimsen</i> : Türken in der BRD	88
<i>Bekir Yildiz</i> : Das deutsche Brot	95
<i>Kevin Andrews</i> : Souveränität auch für Zypern	98
<i>Ursula Püschel</i> : „Exilierte und Verlorene“ – Celan	104
<i>Grigorij Baklanov</i> : Begegnung mit Tvardovskij	120
<i>Rudi Bergmann</i> : Väino Linna – Unser Mann in Tampere	124
<i>Wilhelm Pevny/Peter Turrini</i> – Gespräch mit Lutz Holzinger	129
<i>Matthias Mitzschke, Erika und Karl-Heinz Opper</i> : Jugendliche und Medien	135
Literatur im Gespräch	141
Nach dem 4. VS-Kongreß: <i>Peter Glasbrenner, Hans Peter Bleuel, Knut Becker, Peter O. Chotjewitz</i>	152
ANMERKUNGEN	167

Zum 60. Mal jähren sich die *10 Tage, die die Welt erschütterten*. Die Revolution zu ersticken, den neu entdeckten Kontinent Sozialismus wieder zuzudecken, den Kommunismus zurückzuverwandeln in ein Gespenst aus dem vorigen Jahrhundert – nichts blieb unversucht: Konterrevolution, Hungerblockade und Intervention, Kalter Krieg, Krieg und Völkermord, Sabotage und Wirtschaftsembargo, Wetrüsten und Dissidenten. Und noch der Pogromaufruf Sinnaida Gippius', das Geschrei über die Bolschewisten sein zu lassen und sie schweigend zu hängen, erfolgte im Namen der Kultur und der Menschenrechte. Das war vor 50 Jahren. Inzwischen ist klar: entgegen den Hoffnungen eines Außenministers der BRD, der Brentano hieß, wird – wie 1977 im Zeichen des 60. Jahrestags der Russischen Revolution steht – erst recht das Jahr 2000 bestimmt sein von der 83. Wiederkehr des Roten Oktober. Zu Helsinki, zu den Resultaten der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa gibt es keine Alternative: Sein heißt Koexistieren, Kooperieren. Für diese Notwendigkeit, die zugleich unsere Chance ist, sprechen die Tatsachen. Zum Beispiel die Entwicklung der Produktion in den Ländern des RGW im Vergleich zu denen der EG (diese jeweils gleich 100 Prozent):

	Insgesamt			pro Kopf der Bevölkerung		
	1960	1970	1975	1960	1970	1975
Elektroenergie	95	115	137	70	83	95
Stahl	88	113	154	65	81	106
Mineraldüngemittel	66	138	195	49	99	135
Schwefelsäure	62	99,8	157	46	72	109
Chemiefasern	51	53	93	39	38	64
Zement	88	104	141	65	75	97

Wachstumsfetischismus, von dem die Menschen nichts haben? Nur eine Zahl noch dazu: 1976 wurden in den RGW-Ländern drei Millionen Wohnungen gebaut, fast doppelt so viele wie im EG-Bereich. Wem auch darin zu wenig „Menschlichkeit“ zum Ausdruck kommt, lese noch Volker Brauns „Aussage des ungarischen Ingenieurs Lajos K. vor der Konfliktkommission“ (KK-Zeitgedichte 3/1977) oder auch das Gedicht von den Erbauern der Baikal-Amur-Magistrale – *BAM* – in diesem Heft.

Die Gefahr aus dem Westen

Gegen diese Entwicklung setzt der Imperialismus seinen Druck der Hochrüstung, erklärtermaßen als wenigstens partielles Krisenmanagement und in der Absicht, damit im Sozialismus sonst mögliche noch raschere Fortschritte zurückzustauen. Hier hat, während die Rüstungsausgaben im Warschauer Paktsystem seit Beginn dieses Jahrzehnts teils stagnieren, teils reduziert werden, der Westen seine stolzen Steigerungsraten. Siehe *Nato-Review*, Brüssel '77:

	1970	1976
NATO insgesamt	103,3 Mrd. \$	155,3 Mrd. \$
davon USA	77,9 Mrd. \$	99,1 Mrd. \$
BRD	22,6 Mrd. DM	38,8 Mrd. DM
	(nach NATO-Kriterien 47,6 Mrd. DM)	

Die USA haben soeben, nachdem Carter vor der Wahl eine kräftige Senkung des Militäretats versprochen hatte, die 120-Mrd.-\$-Grenze überschritten. Bei einer durchschnittlichen Steigerung von 10 Prozent gegenüber dem Vorjahr ragen heraus: 25 Prozent Erhöhung im gleichen Zeitraum für die Produktion neuer Waffensysteme und eine Steigerung von 41 Prozent gegenüber dem Schnitt der drei letzten Jahre für Forschung und Entwicklung der nächsten Waffengeneration: zu den 5 Milliarden Dollar für neue Panzertypen kommen die raketenbestückten Trident-U-Boote, der entgegen Stopmeldungen weiter projektierte strategische Bomber B1, die Flügelraketen mit einer Reichweite von 3600 Kilometern, die Atomraketen mit Mehrfachsprengköpfen, die zur nichtstrategischen Waffe außerhalb des SALT-Bereiches erklärte Neutronenbombe . . .

Noch steiler als in den USA steigen die Militärausgaben in der BRD, seit Lebers Amtsantritt um runde 90 Prozent, nicht gerechnet die Milliarden aus Matthöfers Forschungsetat einschließlich der Entwicklung der Plutonium-Massenproduktion in Schnellen Brütern. Wie beim Pentagon, so liegen auch auf der Hardthöhe die Akzente bei der neuen Waffengeneration. In einer einzigen Juniwoche beschlossen Bundesregierung und Bundestagsausschüsse über 2,5 Milliarden DM zum Baubeginn von sechs Raketen-Fregatten, 6,4 Milliarden DM für 1800 Leopard-II-Panzer, 858 Millionen DM für 212 Hubschrauber PAH 1. Vorgesehen ist weiter die Umrüstung des gesamten Transportsystems der Bundeswehr zu Lande und in der Luft und schließlich der 15-Milliarden-Komplex des Atomwaffenträgers Tornado, alias Panavia 200. Generalauftragnehmer dafür ist MBB, Zentrum des Militärindustriekomplexes und inzwischen in den Bereich der Umsatzmilliardäre vorgestoßen, nach den jüngsten Transaktionen die idealtypische Verflechtung von staatlichem und privatem Monopolismus: Hamburg und Bayern, dieses nach Kauf des Bölkow-Pakets zum Kurs von 490 (über 40 Millionen DM) im Besitz der Sperrminorität mit 26 Prozent Aktienkapital; Messerschmitt und die amerikanische Boeing; Siemens und Thyssen, zu einem weiteren Sperrpaket verpoolt mit der französischen Aerospatiale; in Wartestellung für die von der Bayerischen Staatsregierung bereits angekündigte „Privatisierung“: die Allianz-Versicherung, Bosch und die Daimler-Benz/MAN-Tochter MTU.

Hier, und nicht durch die „Gefahr aus dem Osten“, entsteht der Druck, der den Entspannungsprozeß seit Helsinki blockiert: „Alle Tagungen der NATO und der EG seit Helsinki haben neue Hindernisse gegen die Materialisierung der Entspannung errichtet. Die aggressiven Kreise der Großbourgeoisie reden zwar vom Frieden, doch ihre konkreten Handlungen dienen der Vorbereitung eines neuen Krieges.“ (Hermann Axen, zitiert nach *Einheit* 6/77, S. 736)

Mit großem Aufwand dies Mindeste

Das Mindeste, was nottut, ist diese Entscheidung: gegen die Gefahr, daß das imperialistische Modell Europas Zukunft ruiniert, und für die Chance, den Prozeß

der Entspannung, der Sicherheit, der Abrüstung, der Zusammenarbeit zu verstärken und unumkehrbar zu machen. Es ist die Entscheidung unser aller und jedes einzelnen. In diesem Verständnis haben auch Hunderte Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler den Aufruf zu den Kundgebungen für Sicherheit und Abrüstung im Mai dieses Jahres unterzeichnet. Die Kollegen auf dem Dortmunder VS-Kongreß ließen sich trotz Dieter Lattmanns intriganter Intervention nicht abhalten, den Zehntausenden Demonstranten in Bremen und Essen, Frankfurt am Main und München ihre solidarischen Grüße zu übermitteln. Mit diesem Rückhalt fuhren die Teilnehmer aus der BRD zum Internationalen Schriftstellerkongreß nach Sofia. Sie trafen dort – nach den Berichten oder Nichtberichten der bürgerlichen Presse überraschend – hervorragende Vertreter der Weltliteratur aus Ost und West. *Pantalej Zarew*, unseren Lesern bekannt durch seinen Aufsatz über bulgarische Nationalliteratur in *kk* 3/75, eröffnete den Kongreß; Thomas Manns Worte über den Zusammenhang von Literatur, Humanismus und Politik variierend, sagte er, das Synonym für Humanismus könne heute nur Entspannung heißen, Entspannung in den internationalen wie den persönlichen Beziehungen. *Rafael Alberti* gab brieflich der Hoffnung Ausdruck, Sofia möge Geschichte machen: ein helles Signal an alle, die in Frieden leben wollen, in einer Welt des Vertrauens und der Hoffnung. *Erskine Caldwell* plädierte gegen menschen- und gesellschaftsfeindliche Konzepte des künstlerischen Schaffens über die Rolle der Literatur bei der Verbreitung von Wahrheit und Gerechtigkeit. Wie wirkt, fragte *Dschingis Aitmatow*, die gegenwärtige internationale Lage auf die Literatur? Und welche Verantwortung hat der Schriftsteller, um die Entwicklung zu beeinflussen – zugunsten der Menschheitskultur, für ein Klima der Moralität auf unserm Planeten. *Ernesto de Melo e Castro* („Wer bist Du, portugiesischer Schriftsteller?“ in *kk* 2/77) sprach von der Erfahrung der Autoren unter der Diktatur und während des Kolonialkriegs in Afrika; wie könnte sich ein Schriftsteller danach unbeeinträchtigt verhalten gegenüber der Notwendigkeit, daß sich die Völker in Ost und West verständigen! Mit der Erfahrung der Friedenskongresse in Wrocław und Weimar argumentierte in ihrer Grußbotschaft *Anna Seghers*: Zweifel, Unwissenheit, Enttäuschung, Schwäche sollten wir überwinden mit Geduld und Klugheit. *Jewgenij Jewtuschenko* wandte sich dagegen, menschliches Leid schlechthin für notwendig zu erklären in einer Welt, die noch so voll ist von unnötigen Leiden, von so viel willkürlicher Verletzung der Menschenwürde, und auch von so viel Mißbrauch menschlicher Gefühle für eine psychologische Kampfführung, so gefährlich wie der Krieg. Mit Bedauern mußte *John Cheever* feststellen, daß es in seinem Land weder einen Schriftstellerverband gibt, noch gar eine Möglichkeit, in den USA ein Forum zu veranstalten, auf dem gemeinsame Probleme so konstruktiv und so kritisch erörtert werden könnten. Gedanken Jewtuschenkos aufgreifend, fragte *Jerzy Putrament*: Gegen wen geht es auf diesem Kongreß? Gegen Leute, die nicht am Frieden interessiert sind, sondern an unerhörten Rüstungs- und Kriegsgewinnen, die verantwortlich sind für die Menschenjagd in Argentinien, Uruguay, Chile, Südafrika – und so was vergießt Krokodilstränen im Namen von Freiheit und Recht! An die untrennbare Beziehung zwischen Literatur und Freiheit erinnerte *Hermann Kant*: Freiheit von der Furcht, die da Krieg heißt, Freiheit von Ausbeutung und Unrecht; er schloß mit den Worten von Anna Seghers, unter Schriftstellern habe es immer Meinungsverschiedenheiten gegeben, aber keiner könne schweigen über das, was sie

verbinde. Als Sekretär des internationalen PEN überbrachte *Peter Elstub* die Grüße des Präsidenten Mario Vargas Llosa: die PEN-Charta verpflichte die Mitglieder, für die Vereinigung der Menschheit zu einem Leben in Frieden zu kämpfen.

Was konnten die Schriftsteller aus der Bundesrepublik mit Informationen und Erfahrungen zum Gelingen der Sofioter Beratung beitragen?

Franz Xaver Kroetz: „Als Angehöriger der Nachkriegsgeneration habe ich das Glück, daß es zeit meines Lebens, seit über drei Jahrzehnten, keinen Krieg mehr gegeben hat. Das ist kein Geschenk des Himmels – und wenn auch Bücher, Gedichte, Dramen etwas dazu getan haben, die Kraft der einfachen Menschen im Kampf um Entspannung und Sicherheit zu stärken, dann hat unsere Arbeit einen Sinn gehabt.“

Josef Reding, VS-Vorsitzender in Nordrhein-Westfalen: Zwar treffe die kleinen Leute, das einfache Volk, nie die Schuld am Krieg, aber immer die ganze Härte des Krieges. Deshalb müsse von daher auch die Kraft kommen, Kriege zu verhindern. Daraus ergebe sich die Aufgabe auch des Schriftstellers: die schreckliche Zerstörungskraft der modernen Kriegsmaschinerie denen zu zeigen, die davon keine Vorstellung haben; auf eine Generation, die den Krieg nicht mehr erlebt hat, im Geist des Antimilitarismus zu wirken, und das von frühester Jugend an, bis das Wort „Weltfriede“ gleichen Klang und gleichen Sinn bekommt in allen Sprachen.

Erwin Fischer attackierte den Volksbetrug des *si vis pacem, para bellum*. Von den Ergebnissen der ersten wissenschaftlichen Friedensforschung bei Marx und Engels bis zu ihren jüngsten Resultaten bestehe Übereinstimmung, daß das Wettrüsten noch nie Gewähr für die Erhaltung des Friedens geboten, sondern zum einen Teil den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Länder schon in Friedenszeiten und zum anderen deren Zerstörung im Krieg herbeigeführt habe. Zustand des Friedens, Zeit des Friedens verlange mehr als nur das Schweigen der Waffen: „Es ist nicht Zeit des Friedens, wenn mit propagandistischer Hetze Gesellschaftsordnungen verleumdet, Rassen diskriminiert und historische Tatbestände verfälscht werden, wenn man falsche Zeugen zu Märtyrern hochstilisiert und manipulierbare Clowns sich aus Geltungssucht und merkantilem Interesse zu Denkmälern der Gewissensnot umfunktionieren lassen. Und es ist Friedensverrat, wenn ökonomischer Reichtum sein Entsprechen in politischem Machtmißbrauch und in der Demonstration militärischer Stärke findet . . . Ist der Zustand Frieden nur über den Umweg Krieg zu erreichen? Ich sage: Nein! Und wenn es eine globale Aufgabe für die Schriftsteller aller Nationen und Rassen gibt, dann ist es die, Multiplikator für dieses Nein zu sein.“

Friedrich Hitzer stellte an den Beginn seiner Rede, in der er sich mit der Situation unserer Massenmedien auseinandersetzte, ein Zitat aus der Münchner *Abendzeitung* vom 6. Juni 1977:

„So beginnt der Dritte Weltkrieg!

32 Jahre und 29 Tage nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa ist es wieder so weit. Der bewaffnete Konflikt zwischen den beiden Machtblöcken steht unmittelbar bevor. In Italien, wo nicht endende Streiks das Land in die wirtschaftliche Agonie geführt haben, gab es bei Demonstrationen gegen die NATO Tote. In Wien droht die OPEC mit einem neuen Erdölboycott, wenn der Westen seine antiarabische Politik nicht revidiert.

Im Norden Europas sind Grenzstreitigkeiten zwischen Norwegen und der Sowjetunion zu einem heißen Fall bedrohter Sicherheit eskaliert: Moskau wirft Oslo unerträgliche Grenzprovokationen vor. Die sowjetische Flotte ist im Atlantik und der Nordsee zusammengezogen worden. Im Brüsseler NATO-Hauptquartier, wo Agentenberichte nicht angemeldete östliche Truppenbewegungen und Manöver melden, läuft langsam und schwerfällig der militärische Abschreckungsapparat an. Die großen NATO-Herbstmanöver werden vorgezogen.

In Bonn trifft das Kabinett Vorbereitungen zur Übersiedlung in den atomisierenden Eifelbunker.

Während Regierungssprecher Klaus Bölling vor den Fernsehkameras noch abwiegelt: 'Kein Anlaß zur Dramatisierung!', treibt die Welt anscheinend unaufhaltsam dem Krieg entgegen.

Die *Abendzeitung* war nicht die einzige Zeitung, die am Montag ihren Lesern jenen Fernsehfilm ankündigte und erläuterte:

Achtung! Wenn es heute Abend im Fernsehen so aussieht, als stehe ein neuer Weltkrieg vor der Tür, dann erschrecken Sie nicht! . . . Bei dem Film 'Frieden ist der Ernstfall' handelt es sich um ein surrealistisch gedrehtes Planspiel!

In der Münchener *Abendzeitung*, die gar nicht wenig über Literatur, Film und Kunst berichtet, war kein Wort über das Internationale Treffen der Schriftsteller zu lesen. Auch in anderen bürgerlichen Zeitungen meines Landes fand das Sofioter Treffen bisher keine Erwähnung. Es gibt eine Ausnahme: Die Bemerkungen einiger Kollegen, warum sie nicht teilnehmen wollten oder gar von der Teilnahme abrieten, wurden von der bürgerlichen Presse hämisch herausgestellt – von denselben Zeitungen, die über die realistische Probe zum Dritten Weltkrieg im Fernsehen berichteten.

Peter Weiss, der sich gegen unser Treffen aussprach, weil er Pavel Kohout, einen Favoriten unserer bürgerlichen Medien, dabeihaben wollte, mußte ja das Rezept kennen: eine Sache, die den hohen Herrschaften des Kapitals nicht ins Konzept paßt, darf es nur dann geben, wenn ein Skandal vorkommt, sonst gibt es diese Sache nicht . . . Nun frage ich mich: Was ist der Skandal – die Öffentlichkeit für Gespräche über den Frieden oder ein Film für Millionen, der den Anfang des Dritten Weltkrieges zeigt?

Kann sein, daß mich nun einige Kollegen aus kapitalistischen Ländern fragen: Warum findest du einen Schock- und Horrorfilm überhaupt erwähnenswert? Das ist doch ganz normal bei uns. Ich könnte dem nicht widersprechen: Es ist in der Tat normal, aus allem Profit zu machen, was unnormal ist. Sie verzeihen mir das harmlose Wort *unnormale*. Ich will es anders sagen: Es gibt kein Elend und keinen Ekel, keine Katastrophe und kein Verbrechen, keine Grausamkeit und keinen Vernichtungswahn, wofür sich nicht Geldgeber und Geldnehmer finden lassen. Das heißt: Kapitalgesellschaften und ihre Töchter, Film- und Fernsehproduktionen auf der einen Seite, Schriftsteller, Regisseure und Schauspieler auf der anderen Seite, die bereit sind, Elend, Ekel, Katastrophen, Verbrechen, Grausamkeit und Vernichtungswahn auszuschlachten und in klingende Münze zu verwandeln.

Warum gibt es für diese Unterhaltung mit dem Tod soviel Geld? Warum gibt es in den Massenmedien meines Landes viel Aufmerksamkeit für dieses barbarische Spiel mit dem Leben?

Lassen Sie mich an dieser Stelle auf eine bemerkenswerte sprachliche Ungenauigkeit aufmerksam machen: wir sagen *Massenmedien* und vergessen, wer der Herr der Massenmedien ist. Was bedeutet *Massenmedien* in meinem Land? Holz- und Papierindustrie, die polygraphische und elektronische Großindustrie sind doch im Besitz und unterstehen der Kontrolle multinationaler Konzerne. In meinem Land sind die Medien für die Massen die Medien einer Handvoll Multimillionäre. Ihre Konzernleitungen entziehen sich jeder demokratischen Kontrolle. Sie verfügen über keine andere Legitimation als ihre Macht und die Gewalten, die sie schützen. Wer das nicht sieht, kann ein Opfer dieser Macht werden. Diese Konzernleitungen können gewaltige Mittel zur Beeinflussung von Gefühlen und Gedanken bewegen, nur dank des Eigentums an diesen Mitteln. Und sie lassen diese Mittel bedienen, wie es ihr Eigentum und ihren Einfluß vermehrt und ihre Position absichert. Sie alle verfahren nach dem Prinzip des verstorbenen deutschen Konzerngewaltigen Friedrich Flick: *Macht ist in dem Maße effektiv, wie das Volk nicht weiß, wer die Macht wirklich ausübt.* Das ist der Grund, der die Herren dieser Konzerne dazu veranlaßt, das Volk täuschen zu lassen, das Publikum zu verführen, Völker und Menschen, die zusammengehören, voneinander in Furcht zu halten, voneinander zu trennen und zu spalten. Dabei verfügen sie über Mittel, auf alle unsere Sinne, unsere Wahrnehmung und Erkenntnis einzuwirken wie nie zuvor in der Geschichte. Die Verbindung zur Wirklichkeit wird zerstört. Für die Fähigkeit des Menschen, sich die Welt wissenschaftlich und ästhetisch anzueignen, tritt ein Kurzschluß ein. Kann dieser Mensch noch die Impulse empfangen, die für ihn wichtig sind? . . . Und haben wir, die hier versammelt sind, überhaupt eine Chance, dort unser Wort unverfälscht zu verbreiten, wo eine Macht von Medien existiert, in denen der Kult der Gewalt dominiert?

Ein junger Schriftsteller der Bundesrepublik sagte: *Durch unser Land geht ein kalter Wind, der die Kälte des Todes hat.* Ich bin nicht so pessimistisch; ich liebe die Stadt, in der ich lebe, und ich kann die Menschen nicht dafür verantwortlich machen, was ihnen eine kapitalistische Minderheit zumutet. Und ich wehre mich gegen die Kälte, wie jeder, der leben will.“

Gegen die gewendet, die ihr Geschäft der Angst und des Kults der Gewalt, des Antikommunismus und des Antisowjetismus mit der Behauptung legitimieren, das Volk wolle es doch so haben – „So sind eben die Deutschen“ –, schloß Friedrich Hitzer:

„Nein, so sind nicht alle Deutschen. Natürlich, wenn man einem lange genug einen Feind – Kommunisten und Sozialisten – ausmalt wie den Teufel, dem alle Verbrechen unterstellt werden, die man sich ausdenken kann, wenn man die Internationale der Verzweiflung – den Terrorismus – so herausstellt, als könne keiner mehr ruhig schlafen, wenn man täglich nur von Mord, Totschlag und Betrug liest, dann kann der Tag kommen, wo auch ein Phlegmatiker Amok läuft.“

Dieses Geschäft muß Bankrott machen. Es ist aber nicht gut, darauf zu warten, bis es von selbst zugrundegeht. Die Firma, von der ich rede, verfügt über genug Kräfte, in den eigenen Niedergang uns alle mit einzubeziehen.

Warum vertraue ich auf die Chance des Wortes, das nicht im Widerspruch zur Tat steht?

Ich vertraue darauf, weil produktive Menschen diesen Widerspruch genauso aufheben wollen wie ich selbst: den Widerspruch zwischen dem Kult der Gewalt und der Sehnsucht nach Harmonie.“

Gegen spannungsfeindliche Entscheidungen von oben, die Desinformation unten voraussetzen, will dieses Heft einen Beitrag leisten. Gegen diese Desinformation, die durchaus hineinreicht in den eigenen Kopf, ist Ernst Alexander Rauter in die SU gefahren; was er dort gefunden und aufgeschrieben hat, mochte C. Bertelsmann nun nicht mehr drucken. Gegen dieselbe Desinformation richtet sich auch das Gespräch über Möglichkeiten, sowjetische Literatur mehr und effektiver als bisher in der BRD zu verbreiten, das wir mit Carin Braun und Alexander Kaempfe geführt haben.

Das Mindeste und der „Eurokommunismus“

Machen wir dabei den Fehler, zu wenig zu unterscheiden zwischen Mensch und Kommunist? Heinrich Böll tut das neuerdings, er spricht in L 76/4 vom „Menschen und Kommunisten“. Wir bleiben dabei, daß das eins ist. Als Gegenbeweis offeriert man neuerdings ausgewählte Zitate, teils entnommen Santiago Carrillos „Eurokommunismus und Staat“, teils der Antwort aus Moskau. Zum Geräuschpegel in bundesdeutschen Medien zunächst die Vorfrage: Eine sowjetische Publikation hat eine kritische Betrachtung veröffentlicht, erklärtermaßen ohne „Kampagnen gegen irgendeine Bruderpartei organisieren“ oder jemanden „aus der kommunistischen Bewegung exkommunizieren“ zu wollen (*Neue Zeit*). Der „Fall“ erscheint unter balkendicken Schlagzeilen vom Typ „Das dritte Schisma der Roten Kirche“ (*Die Zeit*, 1. 7. 77). Liegt es am geringeren Informationswert, daß eine andere Nachricht erst mit zweiwöchiger Verspätung hierzulande „entdeckt“ wurde – die Meldung nämlich, daß der Vorsitzende der niederländischen Partei der Arbeit dem Parteivorstand der SPD einen Brief geschrieben hat, in dem die wachsende Sorge der holländischen Genossen über „gewisse Entwicklungen in der Bundesrepublik“ zum Ausdruck kommt: über das zunehmende Ersetzen der Diskussion durch „technisch-verwaltungsmäßige Maßnahmen“, über die Parteiausschlüsse und die Berufsverbote?

Und weiter: Welches Interesse läßt alle möglichen Interpreten „Kampfansagen“ an den Marxismus-Leninismus auch noch dort entdecken, wo Carillo schlichte Wahrheiten aus jedem Grundkurs der Arbeiterbildung wiedergibt? Zum Beispiel: „Die sozialistische Revolution ist nicht mehr allein für das Proletariat notwendig, sondern für die immense Mehrheit der Bevölkerung.“ Wie anders hätte Lenin sonst die Oktoberrevolution schon vor 60 Jahren zum Sieg führen können unter der Losung „Friede-Brot-Land“? Und wie wollten wir gerade in der BRD an der Tatsache eines objektiven Masseninteresses am Sozialismus zweifeln, wo weniger als 1 Prozent der Bevölkerung über die entscheidenden Produktionsmittel verfügt und damit Allgewalt hat über die restlichen 99 Prozent? Das bedeutet doch Macht über die Existenzfragen, von *Arbeit* oder *Arbeitslosigkeit* bis *Friede* oder *militärische Abenteuer*, etwa mit der Neutronenbombe, die demnächst die US-Arsenale in Europa füllen soll, nachdem Testergebnisse (unter Simulierung möglichst menschlicher Verhältnisse durch Affen) die besondere Eignung der neuen Waffe zur Befreiung besetzter Gebiete ergeben haben: nach sieben bis 132 Stunden Todeskampf ist alles Leben erloschen.

Um diese Endlösung für Europa und für die Menschheit ein für alle mal auszu-schließen, bedarf es des Zusammenwirkens aller antiimperialistischen Kräfte unserer Zeit – der sozialistischen Staaten, der revolutionären Arbeiterbewegung mit ihren Verbündeten in den kapitalistischen Metropolen, der nationalen Befreiungsfront in Kolonien und Entwicklungsländern. Ist dem gedient durch Antisowjetismus, gleichbedeutend mit Antikommunismus? Wie anders soll man Carillos Behauptung, für die ihn die bürgerliche Presse sogleich in den Rang der „Einzigartigkeit“ auch unter „Eurokommunisten“ erhebt, nennen, bei der SU handele es sich um einen *Staatstyp*, der jedenfalls keine *Arbeiterdemokratie* darstelle? Im Nebel verschwinden bei Carillo auch die Ziele der Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern. Sie soll eine „Veränderung der Kräfteverhältnisse durch den politischen, sozialen und kulturellen Kampf“ anstreben – aber wohin soll das führen? Offenbar doch nicht zu einer revolutionären Umgestaltung; denn: „Das politische System Westeuropas – Parlament, Parteienpluralismus, Gewaltenteilung, Dezentralisierung, Achtung der Menschenrechte – ist im Prinzip richtig“; mit einer „sozialistischen Wirtschaftsstruktur“ werde es „nur noch effizienter sein“.

Wie geteilt ist denn etwa in den Ländern der EG die ökonomische und die politische Macht, die administrative und die juristische Gewalt? Und wieviel hat das Parlament zu sagen, gemessen an dem Einfluß, den bei uns die Bundesverbände der Wirtschaft und der Arbeitgeber auf Legislative und Exekutive ausüben – und worüber sich inzwischen schon bürgerliche Politikwissenschaftler in ihren Texten zur Krise des Parlamentarismus die Köpfe zerbrechen. Oder wie funktional sind schließlich die Menschenrechte dort, wo nicht einmal das Recht auf Arbeit gewährleistet ist – keinesfalls, wie *Die Welt* meint, eine üble marxistische Masche, plötzlich so zu fragen, sondern eine Selbstverständlichkeit schon für einen bürgerlichen Denker wie Johann Gottlieb Fichte.

Nicht zu mehr Effizienz der alten Strukturen, sondern zur Zurückdrängung und Überwindung des Imperialismus mit seiner ökonomischen, politischen und ideologischen Struktur geht der Zug der Zeit in Europa und in der Welt. Wir möchten, daß dabei unser Land seine Rolle spielt – als wichtiger Partner einer friedlichen, demokratischen, menschlichen Zukunft. Und wir möchten, daß dafür auch das geschriebene Wort wirksam wird: eine konsequent demokratische und sozialistische Literatur, die Denk- und Veränderungsanstöße gibt.

Nach der *Spiegel*serie „So leben die Russen“ – ein gehässig redigierter Nachdruck des Buches von Hedrick Smith – bemühte ich mich um eine Reiseerlaubnis durch die Sowjetunion für fünf Wochen . . . Es ist nicht immer propagandistische Absicht, die ein abfälliges Urteil über die Sowjetunion zustandekommen läßt, häufig ist es die Unkenntnis eigener Unkenntnis. Unsere Unkenntnis gehört seit 60 Jahren zum Bildungsgang. Je weniger einer weiß, um so überzeugter ist er . . . Ich wollte alles, was ich im Westen gehört hatte, aus mir hinausschütten. Ich wollte nur verstehen, sonst nichts.

Wer keine Reise durch sich machen will, wird in der Fremde alles zum Kotzen finden. Man kann nicht zum Kotzen finden, was man verstanden hat. Wer kotzt, dem fehlt etwas. Der Rote Platz, das bin ich. Ich bin das Frühstücksei. Die meisten Schreiber schreiben, was sie lesen.

Ich hatte für das Buch einen Vertrag mit dem C. Bertelsmann Verlag. Ich schickte dem Verlag ein Kapitel zum Probieren. Antwort: „Es gefällt uns sehr gut. Wir würden es als richtig ansehen, wenn Sie weiterhin in dieser konkreten ‘sinnlichen’ Art von Ihrer Reise in die Sowjetunion berichten würden.“ Der Leiter des Verlags, Reinhold G. Stecher, früher Heyne-Verlag, ließ mir das Gesamtmanuskript zurückgeben . . . Mein Lektor, der die Absage vermittelte, ließ durchblicken, es sei meine politische Haltung während des Schreibens gewesen, die es dem Verlag unmöglich mache, den Vertrag zu erfüllen und das Buch zu drucken. Die Verlagsleitung hat für ihre politische Haltung den Vorschuß geopfert.

*

Zwei Redakteure der sowjetischen Nachrichtenagentur Nowosti (APN) nahmen mich hinter der Paßkontrolle entgegen, mit einem Foto von mir in der Hand. Sie führten mich aus der Halle und zu einem Parkplatz. Sie gingen mir zu schnell wie Leute, die sich auf eigenem Grund bewegen. Ich hätte sie gerne festgehalten, ihnen zugerufen: Rast nicht so, ich sehe vor Geschwindigkeit nichts. Ich hielt es für notwendig, mich vorwärtszubewegen wie eine Katze, die auf heißen Asphalt geraten ist. Jeder Fliese hätte ich gerne die Auskunft über das Land abgelesen.

Meine Erwartung glich der Erwartung eines Spaniers im siebzehnten Jahrhundert, der in Yucatán an Land geht.

Die beiden Männer führten mich zu einem Wolga. Nun geschah etwas, was mich augenblicklich in Trauer versetzte. Der Fahrer nahm uns das Gepäck ab, legte es in den Kofferraum und stieg ein, kein Gruß, kein Blick, sein Blick ergriff den Koffer, griff nach der Tasche, mehr nicht, er sah weder mich noch seine beiden Landsleute. Ich übersetzte sein Verhalten sofort, urteilte, wie ich es bei uns gelernt hatte. Es kam mir vor, er sei wütend auf mich, weil ich in die Sowjetunion gekommen war; ich beging dadurch einen politischen Fehler. Es schien mir, er betrachte es als Verrat an der Freiheit und an der Demokratie in der Welt, daß ich mit meinen Begleitern in

einer Freundlichkeit verkehrte, die nicht hätte sein müssen, die noch etwas hätte reduziert werden können, ohne Unhöflichkeit zu werden, zumal niemand ausschließen konnte, daß die beiden Redakteure Mitglieder des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes waren.

Der Gast wird in der Sowjetunion stets auf den vorderen Sitz gesetzt, ein im Prinzip gefährliches Entgegenkommen. Unser Fahrer hatte dort einen Verwandten sitzen. Er nahm ihn mit, um sich während der Dienstzeit zu unterhalten. Wir bildeten zu dritt eine eigene Gemeinde auf dem Rücksitz; der Vordersitz blieb unter sich. Der Verwandte drehte sich nicht einmal nach mir um.

Einen Augenblick lang sagte es in mir, deine Reise ist sinnlos, du könntest umkehren. Du bist nicht hierhergekommen, um die *Spiegel*-Serie zu bestätigen. Es war weniger als eine Erwägung, der Gedanke kam wie ein Wimpernschlag. Schließlich hoffte ich, mich zu irren.

Meine Bestürzung bedeutete, ich hielt das Verhalten des Fahrers für repräsentativ. Meinen Begleitern wiederum schien es nichts auszumachen. Das bestärkte mich in meiner Beurteilung. Es war also Alltag, daß Fahrer Funktionäre verabscheuten und es zeigten.

Es kam mir keine Sekunde in den Sinn, wie unrealistisch mein Urteil war. Meine Begleiter waren Redakteure und keine Funktionäre. Selbst wenn man davon ausgeht, daß der Fahrer die beiden als Privilegierte eingeschätzt hat – und damit auch mich –, widerspricht die Tatsache, daß er einen Sitz während der Dienstzeit für sein Vergnügen verwendet, der Annahme, zwischen staatlichen Mietwagenfahrern und ihren privilegierten Kunden herrsche generell ein besonders schlechtes Verhältnis. Wenn der Fahrer wegen der politischen Verhältnisse Grund hat, auf seine Fahrgäste sauer zu sein, hat er auch Grund, zu verbergen, daß er sauer ist. Noch weniger hätte er wagen können, seinen Alleinunterhalter spazierenzufahren und einem offiziellen Gast den Platz zu nehmen. Wenn die „Frechheit“ der Fahrer gegenüber Funktionären so offen getragen wird, kann die Macht der Funktionäre nicht sehr eindrucksvoll sein. Als ich während der Obristendiktatur durch Griechenland reiste – zwei Monate lang –, waren alle Taxifahrer für Papadopoulos, obwohl ich ohne Begleiter mit ihnen fuhr.

Das Verhalten des Fahrers hätte mir – hätten sich meine antisowjetischen Erziehungsrelais nicht so schnell geschlossen – gerade das Gegenteil dessen beweisen müssen, was ich für richtig gehalten hatte, nämlich eine für uns ungewohnt starke Stellung des Arbeiters in der sowjetischen Gesellschaft, zumindest der Arbeiter, die Taxi fahren.

Ich fahre jetzt mit einem Klumpen in mir, den ich mir nicht leisten kann, er nimmt den neuen Eindrücken einigen Platz. Rechts und links von dem breiten Asphaltband, auf dem wir über lange Landwellen rollen, rasen Tausende von Holzdatschen vorbei, feingliedrige Blockhäuser. Es gibt Blockhäuser und Blockhäuser, diese sind urban, sind Großstadtblockhäuser, mit grüner, roter, blauer und weißer Ölfarbe bemalt, mit Fensterrahmen, die an manche Papierrahmen in Pralinenschachteln erinnern. Noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts waren 90 Prozent aller Profanbauten in Moskau aus Holz. Steine sind weit weg. Über dem Klumpen Trauer bin ich entzückt.

*

Eine Woche vor dem Flug hatte ich den ARD-Korrespondenten aus Moskau, Fritz Pleitgen, in der Tagesschau von einem Mangel an Lebensmitteln – vor allem an Brot – berichten hören. Als ich vier Wochen später zurückkam, las ich noch immer gleichgeartete Meldungen in verschiedenen Zeitungen. Das Abendessen im Hotel „Ukraina“ bestätigte Pleitgens Bericht nicht. Auf allen Tischen des Speisesaals mit ungefähr 500 Plätzen standen Teller mit hohen Stößen von weißen und schwarzen Brotscheiben.

Ich hielt mein schlechtes Gewissen unter Kontrolle und genoß das üppige Essen ungemein. Ich dachte an einige meiner Feinde, die Vorstellung, sie würden in diesen prächtigen, strahlenden Saal kommen und mich bei diesem Essen beobachten, war mir peinlich. „Bei Kaviar, Stör und Lachs als Vorspeise, bei verschiedenen Salaten, Mineralwasser und Säften“, hörte ich jenen einen und jenen anderen sagen, „läßt sich leicht Positives über die Sowjetgesellschaft schreiben. Brathuhn und Schweine-schnitzel im Bauch, Wodka und grusinischen Weißwein im Kopf sorgen für ein freundliches Gesicht der Funktionsdiktatur“, hörte ich andere.

Wladimir machte einen ersten Abendausflug mit mir in die Stadt.

Intellektuelle in kapitalistischen Ländern genießen die Konvention, sich lustig zu machen über den Wachwechsel am Mahnmal der Opfer des Faschismus in Ostberlin oder am Lenin-Mausoleum. Ich habe diese Haltung nie verstanden. Ich habe den Verdacht, daß sie dumm ist und unehrlich. Die wichtigsten Gründe, die man gegen den Steschritt anführen kann, kann man auch gegen das Ballett anführen. Aus den Kommentaren der Kritiker wird nicht deutlich, was sie den Soldaten vorwerfen. Die Künstlichkeit der Bewegungen sollte es nicht sein, sonst müßten sie das Tanzen überhaupt verurteilen. Ich kann mich nicht erinnern, im Fernsehen einen kritischen Kommentar über die Ehrenwache des Weißen Hauses, die Schweizer Garde vor dem Vatikan oder die Wache des Schlosses der Queen Elizabeth gehört zu haben, obwohl die halbverdeckten Augen der Engländer zum Witzereißern ermuntern.

Die Wache Eins der Sowjetunion tritt auf mit drei blitzenden Bajonetten und drei Schirmmützen, mehr ist von ihr erst nicht zu sehen. Blitze und Mützen schieben sich aus dem Tor des Kremlturms in Rücken vorwärts, die Leiber sind verdeckt durch mehrere Reihen langer Steinquader, auf denen stehen während der großen Paraden die ausländischen Gäste. Schirmmützen und Bajonette nehmen dem Kriegerischen das Aktuell-Bedrohliche, geben ihm den Anschein der Unverbindlichkeit vergangener Schrecken.

Sie kommen dem Tänzerideal der Marionette, von dem Kleist in seinem berühmten Aufsatz spricht, sehr nahe. Es sind fast keine anatomischen Körper mehr, was vor den drei Stufen vor der eisernen Pforte haltmacht. Der Designer der Figuren mußte eine Lösung finden für den Übergang der Bewegungsart auf der Ebene zur Überwindung der Marmortreppe, ohne die Künstlichkeit der Bewegungen zu gefährden. Eine Beugung des Knies wäre eine ästhetische Katastrophe.

Das innere Räderwerk, das ihre Beine bewegt hatte, löst sich vom Antrieb der Beine, schaltet vor den Stufen um auf Arme und Hände. Der linke Arm schwingt das Gewehr von der Schulter nach vorn, die Rechte ergreift es und läßt es durch die Finger fallen, die Finger schließen sich wieder nach einer bestimmten Fallstrecke, sie halten den Kolben zehn Zentimeter über dem Marmor fest. Dann schaltet der Antrieb auf die Beine zurück.

Beim Marsch parallel zur Kremelmauer hat man den Eindruck, daß die Kraft, die die Wachsoldaten bewegt, in ihnen selbst angesiedelt ist. Die Art, in der sich die beiden Gruppen – Ablöser und Abgelöste – vor dem eisernen Eingang austauschen, sieht aus, als setzten bewegliche Segmente im Boden die Figuren in Bewegung, etwa durch eine rotierende Scheibe. Sie gehen aufeinander zu und gleiten umeinander herum, dabei ist ihr Schritt – vielmehr, was man bei Figuren mit eigenem Antrieb Schritt nennen würde – so geschmeidig, als würden die Fußsohlen von einer Bewegung des Bodens mitgenommen; ein Zusammenschlagen der Absätze verriete Eigenbewegung. Nach genau zwei Minuten und 35 Sekunden, im zweiten Schlag der Uhr vom Kremelturm, stehen die Füße der neuen Wache auf den Flächen, die durch die Füße der alten aufgeheizt sind. Seit 53 Jahren stehen sie da (1977).

Ich bin dreimal hingelaufen, um den Vorgang besser zu verstehen. Beim drittenmal gelang es mir, an der Kette zu stehen, das sind vierzig bis fünfzig Zentimeter Abstand von Augen zu Augen. Ich hörte den mir am nächsten marschierenden Soldaten durch die Nase atmen, diese schwache Stelle hat der Choreograph übersehen. Der Blick in diese Gesichter überzeugt tiefer als der Blick auf die DDR-Schenkel aus Stahl, und der ist auch ziemlich überzeugend. Was in einem Gesicht alles stehen kann, ist erstaunlich. In den Gesichtern las ich nichts anderes als: „Ihr werdet Lenin nicht berühren, außer wir sterben vorher.“ Darin lag so wenig Drohung wie in einer physikalischen Formel. Die Fallgesetze drohen nicht, man ist halt tot, wenn man aus dem vierten Stock fällt.

Noch etwas anderes dachte ich: „Menschen mit solchen Gesichtern sind unbesiegbar. Ich würde meine Soldaten in diese Gesichter nicht schauen lassen. Es wäre 'Wehrkraftzersetzung'“.

Wladimir führte mir den Kasaner Bahnhof vor, einen der sieben oder acht Moskauer Fernbahnhöfe. Ich habe bis heute nicht verstanden, warum von allen Sehenswürdigkeiten, die man um 23 Uhr in Moskau noch anschauen kann – außer U-Bahn und Lenin-Mausoleum –, er mir den Kasaner Bahnhof zeigt. Ich rufe ihn in Moskau an: „Was waren deine Motive damals, als du mich durch den Kasaner Bahnhof geführt hast? Weißt du das noch?“ „Ich wollte dir zeigen, wieviele Menschen bei uns reisen.“ Da gibt es ein Problem bei mir. Ich sehe nichts Attraktives in einem Bahnhof voller Menschen. Es ist eine skandalöse, parasitäre und menschenfeindliche Haltung. Wenn sie einen Bahnhof für mich allein hätten, mit einigen Gepäckträgern als Spielraum, einem Aufsichtsbeamten und einem Zugführer, einem besetzten Fahrkartenschalter, das wäre hübsch. Es müßten noch einige Fahrgäste da sein, Statisten, den Zug auszustatten, Reiseatmosphäre zu schaffen.

Wladimir schätzte, zwei- bis dreitausend Menschen seien im Bahnhof gewesen. Die Menschen saßen in Feldern, in einem Wartestadion voller Bankreihen und warteten auf ihren Zug, schlafend oder lesend. Einige hatten neben sich ein Netz mit Orangen liegen, vielleicht zehn, vielleicht zwanzig Reisende. Ich sah keinen, der Brot auf Vorrat eingekauft hatte. Der ARD-Korrespondent hatte eine Woche vorher in der Tagesschau behauptet, die Menschen kämen in Massen nach Moskau, um Brot zu kaufen. Dieselbe Behauptung las ich vier Wochen später in der *Süddeutschen Zeitung*.

An den Bahnsteigen standen lange, lange Züge, in ihrer Länge der Größe des Landes angemessen. Sie fuhren nach Zentralrußland, zum Ural und nach Mittelasien. Einer

der Züge fuhr in wenigen Minuten nach Taschkent, er würde drei Tage und Nächte unterwegs sein. In den Abteilen saßen Ehepaare mit Kindern und richteten sich für die Nacht her. Einige aßen an Tischen zwischen den Sitzreihen. Die Bahnsteige zwischen den Zügen waren voller Menschen. Ich bat Wladimir, eine der Zugschaffnerinnen, die vor den Wagentüren standen, nach dem Fahrpreis für Taschkent zu fragen: 68 Mark mit Liegewagenplatz; die Strecke ist nach meiner Schätzung ungefähr 3000 Kilometer lang.

Neben uns setzte sich ein Zug in Bewegung. Und mit dem Zug der Bahnsteig. Im selben Tempo, in dem der Zug aus dem Bahnhof fuhr, glitten die Menschen, die sich vor den Abteilsten drängten, mit hinaus. Der Zug fuhr im Schrittempo, die Zurückbleibenden schritten mit, eine Menschenmenge, die den Zug verdeckte. Sie verabschiedeten sich.

Moskau wird an jedem Tag von einer bis zwei Millionen Menschen besucht.

*

Mir fällt ein, daß ich mich einmal in Taschkent benommen habe wie ein Mensch, der sehr mächtig ist. Ich spürte manchmal während der Reise das Verlangen nach einem Wutanfall. Wir waren zwischen zwölf und ein Uhr nachts von Erewan abgeflogen, 2500 Kilometer nach Osten, über Baku, das Kaspische Meer, tausend Kilometer über die Wüste Karakum (türk. „Schwarzer Sand“). Gegen vier Uhr morgens kamen wir an, das verwandelte sich durch Verlassen des Flugzeugs in sechs Uhr.

Vom Flug erinnere ich als bedeutsamen Unterricht, der Kopf meines Vordermanns sank auf die Schulter seines Nachbarn und blieb dort liegen, den Nachbarn störte das nicht.

Ein Omnibus und mehrere Taxis brachten die Fluggäste in die Stadt. Dann waren wir allein, Dimitrij und ich und zwei Amerikaner, ein kurzer blonder und ein langer schwarzhaariger. Es war phantastisch, wir saßen zu viert in einem neuen Weltflughafen aus Marmor. Wir warteten, ich weiß nicht mehr worauf, wahrscheinlich auf unsere Koffer, so steht es in meinen Notizen. Der kurze Amerikaner legte die Beine auf den Tisch wie ein Amerikaner.

Dimitrij reagierte auf den Flughafen demokratisch. Er hatte, im Gegensatz zu mir, während des Fluges geschlafen. Er inspizierte den Abfertigungskomplex, wanderte durch die Stein- und Glasfelder mit Bewegungen, die mich an die Art erinnerten, in der mein Pflegevater durch unsere Wiesen zu gehen pflegte, um zu bestimmen, wann gemäht werden sollte. Mit modischen, dicksohligen Pantoffeln aus der DDR entließ Dimitrij bei jedem Schritt einen Schuß gegen die spielenden Ebenen. Er war mit dem Flughafengebäude nicht einverstanden. Er befand, es sei zu groß, beim Bau sei enorm verschwendet worden. Ich versuchte, ein bißchen Ironie bei ihm zu plazieren. Er hatte dafür kein Verständnis, eine Verschwendung in diesem Ausmaß verbiete jede ironische Behandlung.

Dieselbe Art Empfindlichkeit zeigte sich bei ihm am Abend, als wir die Ausländer-Bar suchten, genauer, die Bar für ausländische Währungen. Wir passierten mehrere Vorräume mit Parkett, die ihm dafür, daß sie nur dafür gedacht waren, durchquert zu werden, zu groß erschienen. Unaufgefordert sagte er, das ist zu groß, das ist Verschwendung. Er ging nicht einfach hindurch, wie ich. Er stutzte, hielt an, drehte sich und schätzte die Größe der Räume ab, als hätte er ihren Bau in Auftrag gegeben.

Ich will in dieses Verhalten nichts hineindeuten, ich fand es merkwürdig. Ich vergaß, Dimo nach den Gründen zu fragen, in der Bar trafen wir wieder die beiden Amerikaner, den kurzen hellen und den langen dunklen. Ich habe noch nie in meinem Leben eine so breite Straße gesehen, nicht einmal im Film. Wir fuhren mit 140 Stundenkilometern vom Flughafen in die Stadt. Der Ausdruck „Straße“ ist unangebracht. Es handelte sich um ein Band, auf dem man Fußballplätze abteilen konnte und zwar quer, fünfzehn, zwanzig Kilometer lang. Das Hotel „Usbekistan“ ist eines der zwei Dutzend architektonischen Kunststücke – erbaut nach dem großen Erdbeben von 1966, das die Stadt Taschkent zerstört hat –, von denen jedes auf der „Interbau“ im Westberliner Hansaviertel wegen seiner Schönheit nach meinem Dafürhalten leicht hätte den ersten Preis gewinnen können. Eine zu stark geschminkte, mandeläugige, rothaarige, von Sprechwahn getriebene junge Usbekin hinter dem Tresen fand heraus, für uns waren keine Zimmer reserviert worden. Damit war der Fall für sie erledigt, aus. Keine Reservierung, kein Schlaf, freundlich, charmant. Ich erschrak nicht einmal, ich hielt es für eine Technik von ihr, sich größere Dankbarkeit zu sichern durch späteres Nachgeben. In fünf Minuten würde sie eine Entdeckung in ihren Büchern machen. Wir warteten zehn Minuten, sie blickte nicht einmal mehr gelegentlich zu uns herüber. Ich hatte seit fast 24 Stunden nicht geschlafen. Das kann nicht sein, daß sie so grausam ist, sagte ich mir und machte einen neuen Vorstoß. Sie gab sich Mühe, in ihren Büchern zwei Zimmer zu finden, es waren aber keine drin. Neben mir am Tresen stand ein blonder Russe und rauchte. Sein Rauch zog in mein Gesicht auf dem kürzesten Weg, gerade wie ein gespanntes Wäscheseil. Es gab kein Ausweichen, der Strick aus Rauch folgte. Verachtung und Ekel zerknüllten meine Physiognomie. Ich wedelte mit der Hand den Mann weg und seinen Rauch. Ich arbeite, zumal wenn ich übermüdet bin, wie ein Rauchverzehrer, der ja auch keinen Rauch verzehrt, sondern anzieht. Ich bin einige Zehntel Grad wärmer als der Raucher – der verliert gerade dadurch, daß er raucht, an Temperatur –, mit dem Temperaturunterschied schaffe ich um mich herum und über mir einen Warmluftkamin, und der schlürft den Rauch zu mir her. Der Russe hätte mir für meine Grimasse eine runterhauen können; so wie sich mir mein Gesicht von innen darstellte, hätte ich das akzeptiert. Er betrachtete mich kurz mit der Aufmerksamkeit, die man einem Entwertungsautomaten zuwendet, wenn man die Fahrkarte hineinsteckt. Am Nachmittag sagte mir jemand, das ist der Direktor des Hotels. Ich setzte mich und wartete, bis ich mit neuer Wut vollgelaufen war. Der steigende Pegel trieb mich wieder zur Usbekin. Es gelang ihr bei meinem dritten Versuch, zwei Einzelzimmer zu finden. Ich zeigte ihr eine Möglichkeit, die sie übersehen hatte. Ich sagte ihr ungefähr, in einem der größten Hotels der Erde ist die statistische Unwahrscheinlichkeit unendlich, daß zu dieser Tageszeit alle Zimmer belegt seien. Daraus folgt mathematisch, wir müssen uns nur deshalb mit Gewalt wachhalten mit allen nachteiligen Folgen für unsere Gesundheit und unsere Arbeitsergebnisse, weil sie nicht wagt, uns ein Zimmer ohne Zustimmung des „Administrators“ zu geben, also wegen ihrer Charaktereigenschaften. Das ist aber ein schlechter Grund. Ich lege mich jetzt hin, hier auf den Teppich im Foyer, vor allen Gästen; die erfahren dann, daß wir nicht schlafen dürfen, weil Sie Ihren Vorgesetzten immer in derselben Stimmung halten wollen. Es ist Ihre Dienstpflicht, einen Anpfiff des „Administrators“ zu

riskieren, wenn es dem Wohl der Gäste nützt. Es gehört zu Ihrem Aufgabenbereich, von den Pflichten der Gastfreundschaft gar nicht zu reden. Am Nachmittag des nächsten Tages kamen wir aus der Stadt, aus vierzig Grad im Schatten. Wir verlangten nach einem Getränk. Die Kellner hatten den Zugang zur Bar im Foyer mit Barhockern verstellt. Vor der Sperre standen Durstige und warteten. Ich war sofort wild darauf, mich mit jemandem anzulegen. Ich zwängte mich durch die Hocker und baute mich vor der Theke auf. Meine Wut war nicht blind, sie war großspurig. Ich wollte nicht nur etwas trinken, ich wollte auch demonstrieren. Mein Verhalten sollte den Umstehenden sagen: Ihr autoritätsgläubigen Feiglinge, weil ihr brav vor der Sperre steht, steht die Sperre. Die Bar ist geschlossen, weil ihr euch das gefallen laßt. Eure Haltung ist die Ursache dafür, daß die Hocker hier aufgebaut sind. Ich gehe euch voran und zeige euch, wie man sich benimmt, wie es gemacht wird. Ich forderte eine Serviererin auf, zwei Glas Champagner auf die Theke zu stellen. In zwanzig Minuten, sagte sie. Die Bar ist für eine halbe Stunde geschlossen. Dann will ich Ihren Vorgesetzten sprechen. Ich schickte renitente Sätze in Dimitrij hinein. Während der heißen Tageszeit ist die Bar geschlossen! Da kann ich auch im australischen Busch wohnen. Dimitrij wurde wütend, seine Wut stieg schnell. Die Energie, die ich in ihn hineinredete, kam bei ihm als Wut wieder heraus. Bald empfand auch er es als eine himmel-schreiende Schweinerei, zwanzig Minuten auf ein Getränk zu warten. Wir waren Kranke. Wir durchquerten die Halle im Marschtritt. Der Vorgesetzten war es wahrscheinlich zu blöd. Wir bekamen, was wir wollten, in der Hitze in Taschkent ein Glas Champagner aus dem Kühltisch, zehn Minuten, bevor wir es ohne Krach bekommen hätten. Der Grund für die halbstündige Absperrung der Bar: eine Gruppe usbekischer Tänzerinnen gab im großen Saal eine Vorstellung und brauchte den Raum hinter dem Tresen zum Umkleiden. Ich kann heute meine wichtigstuerische Erregbarkeit nicht mehr verstehen, diese Gefräßigkeit, die den schlechtesten Anlaß noch aufnimmt. Mit Widerwillen sehe ich den arroganten Hampelmann vor mir, der sich durch seinen Irrsinn erniedrigt hat. Der Fehler liegt in der Wut, sie produziert das Gift, das das Bewußtsein verändert wie eine Droge. Diese Art Wut ist ein Ergebnis wissenschaftlich betriebener Zersetzung der Brüderlichkeit, nach dem zynischen Obergrundsatz unserer Gesellschaft: „Für mein Geld kann ich Affen tanzen lassen!“ Es ist eine Wut, die aus der Macht kommt; die sich ausdehnt, weil andere zurückstecken: Wut vor Verkäuferinnen, Dienstboten, Ehepartnern, Kindern. Im Vergleich zu den Bürgern der Sowjetunion empfinde ich die Westeuropäer als schlecht erzogen. Der Markt hat auf Menschen ungefähr die erzieherische Wirkung eines längeren Gefängnisaufenthaltes. Unsere Gesellschaft kann gute Manieren nur in kleinen Dosen verarbeiten, in den Wohnungen. In der ersten Zeit erwartete ich bei jeder neuen Begegnung, auf einen Gegner der sozialistischen Gesellschaft zu treffen. Ein Moskauer Student fragte mich im Aufzug auf englisch, wie es mir in der Sowjetunion gefalle. Ich antwortete, ich könne nicht viel sagen, ich sei erst zwei Tage hier.

Er insistiert. Er sieht intelligent aus und sportlich, richtig schick. Ich antworte vorsichtig, während ich mich frage, ist er ein aufmüpfiger Ministersohn? Ich möchte meine Parteilichkeit nicht gleich zu erkennen geben, um ihm nicht den Mund zu verschließen. Ich sage, was ich gesehen habe, hätte meine Vorstellungen über die Sowjetunion positiv verändert. Sein Gesicht platzt in ein Lachen aus Freude über meine Antwort. Er drückt mir die Hand und bedankt sich. Der Aufzug hält, er geht. Ich bleibe verwirrt zurück. Ich war auf Enttäuschung gefaßt. Es überrascht mich, daß er zu seinem Land steht. Ich bin mir selbst ein Beweis für die Wirkung, den unsere Berichterstattung auf Geister ausübt.

*

Es ist so vieles rätselhaft. Ich probiere das Hotel ein bißchen aus. Ich gehe ohne Dimitrij im Hotel umher, das heißt, in den Pausen unserer Arbeit. Denn wir schuften, wir haben jeden Tag zwei, drei, vier Termine. Am dritten Tag wage ich mich zum Frühstück allein in den Speisesaal. Ira ist der einzige Mensch, den ich kenne. Ich habe sie beim gestrigen Frühstück durch Dimitrij kennengelernt. Sie strahlt, wenn er auftaucht. Von diesem Strahlen bekomme ich stets auch etwas ab. Wir, Dimitrij und ich, stehen meist eng nebeneinander, wenn wir vor ihr stehen, da müßte sie sich anstrengen, ein abweisendes Gesicht zu entwickeln bis ihr Blick bei mir ankommt, um mich ebenfalls zu begrüßen. Ich freue mich, sie einmal allein zu treffen. Damit will ich nicht sagen, daß ich sie Dimitrij nicht gegönnt hätte. Aber dadurch, daß sie wegen seiner Anwesenheit nie dazu kam, mich längere Zeit richtig anzusehen, kann ich den Grad ihrer Sympathie für mich nicht einmal ahnen. So etwas weiß man gerne. Sie sieht so russisch aus, wie es überhaupt nur möglich ist. Sie hat ein hübsches Gesicht, eine Stupsnase, hochgebundenes blondes Haar, blaue Augen, Pfirsichhaut. Sie kann höchstens zwanzig Jahre alt sein. Als ihre Freude, Dimitrij zu sehen – offenbar das erste Mal nach langer Pause –, ihre Wangen auseinanderriß, blitzte ein Goldzahn brutal aus der vordersten Reihe. Das veranlaßte sie nicht – wie das bei uns der Fall wäre –, die Lippen schleunigst wieder zusammenzuraffen. Sie hielt Dimitrij das blitzende Insekt mehrere Male und längere Zeit entgegen in Unschuld. Es stimmt nicht, daß die russischen Frauen im allgemeinen dick seien. Das wird vor zehn oder zwanzig Jahren sicher anders gewesen sein. Auch spielt bei der Herausbildung von Menschen auch in der Sowjetunion die weltweite Kommunikation über das Fernsehen eine Rolle. Allerdings sind die Mädchen mit scharf hervortretendem Hüftbein und einem Torbogen am oberen Ende der Hosenbeine, daß heißt konkav eingebogenen Innenschenkeln, viel seltener als in der Bundesrepublik. Während der Sommerzeit spielen sich Dramen ab auf den Hosen und Röcken der Frauen in sowjetischen Straßen. Das zuckt und stößt, zittert und wippt, sackt ab und stößt zurück wie ein Kalbkopf gegen das Euter seiner Mutter, wenn die Milch zu langsam rinnt. Der Schritt schlägt eine scharf schräge Querfalte über den Rock, sie wechselt hin und her wie die Figur in der Fechtkunst, die man als Wechslung bezeichnet. Der Tanz dieser festen Rundheiten ist eine freundliche, dringende und unendlich geduldige Mahnung hinzulangen.

Sie steht am Ende des Saales – er dürfte kaum kleiner sein als die Halle des Würzburger Hauptbahnhofs –, ich gehe auf sie zu, einen langen Weg, an vielen leeren Tischen vorbei und lächle ihr die Botschaft zu, schau her, ich komme, und diesmal ganz allein, kein Dimitrij, dessen Anwesenheit dich vielleicht zwingt, mir gegenüber so viel Zurückhaltung zu zeigen. Ihr Körper lehnt an einer Anrichte, mir zugewandt, sie schaut durch mich hindurch. Als ich nur wenige Meter von ihr entfernt bin, werfe ich ihr die Frage hinüber „Tee“, das kann ich auf russisch. In Stimme und Mimik hätte ich so gerne noch hineingepackt: „Darf ich mich in dein Revier setzen? Ich weiß doch nicht, an welchem Tisch ich bedient werde. Und wir kennen uns doch schon.“

Sie zögert einen Moment. Lächelt nicht. Sie scheint erstaunt. Das Zögern baut große Energie für Danksagungen in mir auf. Dann hilft sie mir mit einer winzigen Handbewegung, die sich kaum zehn Zentimeter von ihrem Körper entfernt, zeigt auf einen Tisch – na, komm schon, Kleiner – und geht, ehe ich meine Dankenergie ableiten kann.

Die Speisekarte ist viersprachig, so brauche ich nur zu zeigen. Das Frühstück kostet mich zwei Mark: Tee, Brot, Butter, ein Ei, Marmelade. Mehr will ich nicht, bin keiner, der morgens viel in sich hineinlassen möchte.

Ich habe mein Schreibheft offen neben dem Brotteller liegen. Zwischen Ei und Marmelade mache ich Notizen. Nachdem Ira mich länger beobachtet hat, wird sie zutraulicher. Sie kommt näher, lächelt, stellt sich neben mich, schaut auf die Seiten. Ich wachse wieder, werde normal – „Schmeckt normal?“ pflegt Wladimir zu fragen, wenn er fragen will: „Schmeckt es?“ –.

Sie fragt mich etwas auf russisch.

Ich sage „kniga“, das heißt im Russischen „Buch“, das habe ich gelernt, weil Dimitrij mich bei jedem Besuch, den wir machen, vorstellt und erwähnt, ich wolle ein „kniga“ über die „sowjetski sojus“ schreiben. Das regt Ira auf. Sie redet auf mich ein, macht mich stumm, ich verstehe nichts, und verstehe nichts zu sagen. Sie seufzt und gibt auf. Ich habe erobert, daß sie mich beachtet, mich in ihrem Revier aufnimmt, wenn sie Dienst hat, ohne zu staunen. Ich habe größere Sicherheit im Saal.

Man kann sein Frühstück auch vom Schwedischen Büfett nehmen. Das ist den Bedienungspersonen lieber. Man zahlt einen Rubel (DM 3,50) und kann sich den Bauch vollschlagen mit Schinken, Wurst, Käse, Haferbrei, Brot, Butter, Tee oder Kaffee. Ich setze mich lieber in den großen Saal, auch wenn Ira nicht Dienst hat. Ich hasse es, mich von den Ausländern herumstoßen zu lassen, die sich mit einer Energie an die Tische drängen, als wäre die Zukunft unsicher.

Die erste Berührung mit sowjetischer Dienstleistung war für mich ein Schock.

Nach einigen Wochen habe ich herausgefunden, die Bedienung wird umso verbindlicher, je weiter man sich von Moskau entfernt. In Moskau bestellst du am Büfett einen Kaffee – einen Kaffee, der mich an die österreichischen Sorten erinnert und den ich dem deutschen vorziehe –, ohne irgendeine bestätigende Regung verläßt dich die Frau, von der du gedacht hast, ihr müßtest du deinen Wunsch vortragen. Du weißt nicht, geht sie in dem Augenblick, da du sie angesprochen hast, in Pension oder verweist sie nach Wladiwostock. Wenn du lange genug nachdenkst, ohne dich zu bewegen, löst sich das Rätsel dadurch, daß sie den Kaffee vor dich hinstellt.

Das ist in Odessa oder in Erewan oder in Taschkent anders. In Erewan, im Hotel

„Ani“ rannten die Kellner mit ihrem Servierwagen zu den Tischen, ohne daß ich dafür einen Grund gefunden hätte. Bedienungszuschlag von fünf Prozent berechnen sie überall. In Odessa nahm uns ein Kriegsveteran, ein alter Mann, die Koffer mit solcher Entschiedenheit aus der Hand, daß ich nicht wagte, mich zu wehren, trotz meiner Erziehung durch Mitglieder des Moskauer Dienstleistungssektors, die mich trainiert hatte, als skandalös zu empfinden, daß mir jemand den Koffer trägt, vom Alter des Trägers gar nicht zu reden. Im Hotel „Ukraina“ wäre niemand auf den Gedanken gekommen, ein Gepäckstück auch nur zu sehen.

Es ist verwirrend und ärgerlich, wenn du in den Speisesaal kommst, die Hälfte der Tische ist nicht besetzt, du willst dich setzen. Du wirst daran gehindert, von jemandem – meist eine Frau –, der nicht einmal den Aufwand des Ärgerlichseins zu treiben braucht, um sich durchzusetzen. Was dich hindert, dringt an dein Ohr cooler als ein Befehl, es ist eine Feststellung, daß du dort nicht sitzt, worauf dein Gesäß sich schon herabgeneigt haben mag, so wie jemand sagt, heute hat es acht Grad Celsius. Du kannst dich woanders hinsetzen. Wo? Das muß gelöst werden, es ist ein Problem.

Die Oberschwester bespricht es mit einem Kellner. Der kann das nicht allein entscheiden. Du stehst und schaust verständnislos über fünfzig, sechzig leere Stühle und wartest. Sobald ein zweiter Kellner hinzugekommen ist, kann das Gespräch zwischen den dreien fortgesetzt werden, das zum Gegenstand die Tatsache hat, daß du eine Mahlzeit kaufen willst und während des Essens sitzen möchtest. Die Beratung endet damit, daß du einen Platz bekommst, die Kellner hatten großes Glück, sie haben einen Tisch für dich aufgetrieben. Die Oberschwester gratuliert dir durch ein Lächeln, ihr erstes; sie kann es sich jetzt leisten, die Aufgabe ist gemeistert. Das passiert manchmal, manchmal passiert es nicht.

Es ist schwer zu sagen, wann es sich ereignet.

Ist das schlimm?

Wenn es Schikane wäre, wäre es unerträglich. Das ist genau der Punkt, auf den es ankommt. Unsereins denkt zuerst das Wort „überflüssig“, „was soll das?“, das heißt, es soll nichts, es ist Schikane. Wenn man einen Zweck erkennen könnte, wäre man nicht so erbittert, wäre es keine Schikane. Was gibt es da zu verstehen! schreit es in uns auf. Ist das jetzt ein Beweis, daß Gemeineigentum an Herstellungsanlagen die Menschheit in den Abgrund führt? Der Zusammenprall mit anderen Verhältnissen brachte mich zum ersten Mal in meinem Leben dazu, über die Frage nachzudenken, was ist ein Kellner?

Der Speisesaal, die Tische, das ist der Arbeitsplatz des Kellners. Bei uns heißt es, er hat zu funktionieren, dafür wird er bezahlt. Funktionieren heißt, er muß sich so verhalten, daß möglichst viel umgesetzt wird. Sein eigenes Befinden spielt dabei nur insofern eine Rolle, als er es zu ignorieren hat. Je rücksichtsloser er sich verleugnet, umso besser für den Umsatz.

Leute, zu denen er keine Verbindung hat, soll er behandeln, als wäre er in sie verliebt. Ist er mit Gästen befreundet, braucht er sich nicht so anzustrengen, man gesteht ihm langsamere Bewegungen zu, weil man sicher ist, daß die Kunden dadurch nicht verloren gehen. Es ist eine Drohung, die das Ganze funktionieren läßt, nichts weiter; die Drohung des Umsatzrückganges. Das wirkt sich übrigens nicht immer zum Vorteil des Gastes aus. Er wird aus Gründen des Ertrages betrogen, wo das Risiko, Kunden zu verlieren, gering ist; er wird auch gedrängt zu konsumieren, wenn er

schon genug hat. In bestimmten Restaurants in New York wird der Gast nach zwanzig Minuten vom Kellner hinausgeschmissen, oder er muß eine neue Bestellung aufgeben. Die „Gäste“ „verstehen“ das, sie sagen, der Pächter muß die hohe Miete hereinbringen.

In einer Gesellschaft wie der sowjetischen kommt es auf Umsatz nicht an, und deshalb auch nicht auf ein besonderes Verhalten bestimmter Personen, das den Umsatz fördert.

Das ist es ja, werden die Agitatoren der Marktwirtschaft sagen, weil der Umsatz keine Rolle spielt, bekommen die Gäste der Restaurants und Hotels einen schlechteren Service. Das zeigt wieder einmal, daß die Marktwirtschaft der Planwirtschaft überlegen ist. Der bessere Service, den die Marktwirtschaft, also der Druck auf den Kellner gewährt, besteht darin, daß der Kellner mehr Launen der Gäste befriedigt. Denn seinen Platz und sein Essen bekommt er in der Planwirtschaft. Die Gäste gehen ins Gasthaus nicht wegen des Kellners. Der Sonderservice, den der Gast erwartet, ist eine Schikane gegen den Kellner. Der Gast bei uns erhebt, streng genommen, Anspruch auf eine Leistung des Kellners, die unmoralisch ist. Wie vereinbart es sich mit unseren moralischen Grundsätzen, ein Entgegenkommen zu genießen, das aus Erpressung hervorgegangen ist?

Der Kellner in der Sowjetunion ist der Herr seines Arbeitsplatzes, er teilt die Tischplätze ein, wie es für seine Arbeit am rationellsten ist; nicht jeder und nicht immer. Daß uns das nicht paßt, ist die Folge gewohnheitsmäßiger Korruption. Bei uns werden Verkäufer aller Art von den Besitzern der Verkaufsstätten gezwungen – aus Gründen der Marktkonkurrenz –, jeden Kunden, und sei er noch so widerlich, so anzulächeln, als hätten sie keinen anderen Wunsch, als ihn zu heiraten. An diesen Zucker haben wir uns gewöhnt. Dieser Zucker ist unser Maßstab für die übrige Welt. Man sollte eher sagen „Droge“. Wir geben einer schlechten Gewohnheit nach, weil wir dazu ermuntert werden. Hört die Ermunterung auf, stellt man sich schnell um. Die Sowjets haben keine Probleme mit ihren Kellnern.

Beim Besuch unseres Arztes erwarten wir nicht, daß der Dienstleistende katzbuckelt. Obwohl er weit mehr Geld von uns nimmt als je ein Kellner, katzbuckeln wir. Den „Herrn Doktor“ zusammenzuschleusen, weil er sich zu wenig Zeit für uns nimmt, damit er mehr Scheine machen kann, dazu sind wir zu feige. Diese Feigheit entspricht unserer Brutalität und Arroganz Personen gegenüber, die ihren Lebensunterhalt durch die Leistung von Diensten bestreiten. Wenn uns ein Kellner in einem großen Saal nicht erlaubt, uns hinzusetzen, wo wir wollen, dann, weil er sich Lauferei sparen will. Wer ihm das nicht zugesteht, verlangt von ihm etwas, was mit dem Essen nichts zu tun hat.

Es leben die Kellner in Ost und West! Sie sollen aufrechte Herren ihrer Arbeitsplätze sein. Aufrechte Kellner machen aufrechte Gäste.

Ich nenne das Hineinfallen. Ich bin hineingefallen auf meine Erziehung, wie der Goldfisch im Aquarium auf die Durchsichtigkeit des Glases hineinfällt, das heißt, hilflos, blind, unfähig, seine Lage zu verstehen, deshalb immer dieselben falschen Bewegungen machend; unfähig, einen gesellschaftlichen Vorgang dieser Einfachheit zu durchschauen. Mein Zustand war ein Beispiel für erworbene Hilflosigkeit, für Hilflosigkeit, die nicht sein muß, die anerzogen worden ist.

Viktor Bokov

Wie tragt ihr das ehrwürdige Alter
in unsere Atom-Elektronenzeit,
ihr, wenn ihr jetzt über sechzig seid?
Viel zu viel Mühsal ist auf euch gefallen,
viel zu gefährlich war euer Weg,
zu tödlich der Winter für euch.

Wie schaut ihr heute auf die Buchten am Fluß,
wie bekommt euch das tiefe Atmen am Meer,
das Schlafen, im Hause Sitzen,
die Stille, beim Rascheln der Kalenderblätter?

Ruht nur aus! Verdient
nach dem Pfad der Arbeit und Mühen.
Fürchtet nicht, daß man euch in die Ecke drängt.
Ihr seid ja vom Leben umringt!

(Novyj mir 1/77)

Rimma Kazakova
Aus dem Stand

Freiwurf – reine Erfindung.
Probelauf gilt nicht mehr.
Leben hat nichts von Sport,
kein Dribbeln an der oder jener Stelle.
Es zählt, aus dem Stand, sofort.

So viel durcheinander probiert,
reihenweis Tage geschmissen –
egal: das hats bedeutet und das ist passiert
und zurückgenommen wird nichts.

Jetzt quälst du dich umsonst
um die vertane Zeit
und den Zufallskuß
und die vorgetäuschte Barmherzigkeit

Spann dich vor deine Last
und nicht vor irgendein Reiterdenkmal
Schaukämpfer kommen nicht durch.
Aus dem Stand! Und – nur einmal.

(Novyj mir 6/77)

Nach Norden: die Flüsse hinter dem Bajkalsee
bleiben nur stehn, wenn der Frost sie anhält.
Hier zieht das Jahrhundertbauwerk
einen Strom helldunkler Lastwagen zu sich hin.

Sie stöhnen Abhänge herauf,
keuchen über himmelhohe Berge –
Tankwagen, Schleppzüge, Anhänger . . .
mitten durch verharschten Schnee, über frischgefällte Bäume,
manchmal über Steine
holpert schwer
unser täglich Brot, und auch das geistige,
kommen Licht und Wärme in den Norden.

Fahren Diesel und Elektromotor,
Schiefer, Nägel zieht der Strom mit sich
und ein Riesensafe für das Kontor,
Für den Klub ein Schloß und Ofenrohr.

Ja, das war was mit dem Schloß:
Seit es hängt an der Kulturhaustüre
leistet es uns Dienste in der Gattung der Satire.
Die Feuilletonisten proben daran ihren Witz:
Nun, so ganz verhauen ist es an sich nicht . . .

Man findet den Weg mit der Axt, selten ein Knüppeldamm,
Aber ein Betrieb herrscht wie auf einem Metrostrang.
Hier läuft der Berufsverkehr –
absolut nichts für Touristen, Däumchendreher.

Bloß der Frühling macht uns Kummer,
besser wärs, die Kälte ging noch runter.
da passiert schon mal: die Fracht
kommt verspätet. Und was dann?

So war dort das Leben. Winterlager unten am Fluß.
Niemals gradeaus – zieh den Fluß entlang und durchs Gebirge
und Gefahr und Neuland unterm Schuh.
Einmal alles nur und nie mehr wiederholbar.

Losgebrochnes Eis auf hochgehendem Wasser
hat sich tief in Schnee hineingedrückt.
Eine Kante Leben, Spur von Schienen,
die hinaufstieg mit den Bächen dieser Flüsse . . .

übertragen von Elvira Högemann-Ledwohn

Jurij Voronov
In der Rossistraße

In der Rossistraße
stehn gelbe Fassaden
ausgerichtet, grade
wie zur Parade.
Deshalb weiß
jeder Leningrader:
man wird
in dieser Straße
immer gesehn.
Niemand geht verloren.

Hier bummeln
von morgens bis abends
Touristen,
Dekabristen – Filme
werden hier gedreht.
Mädchen mit beherrschter Körperhaltung
gehn vorbei –
nahebei
liegt das Ballett.

Auch ich
komme schon einmal
in die Rossistraße.
Doch
ich fühle mich
hier nicht wohl...
Erinnerungen.

Der Pionierpalast
hart an der Straße
wurde ein Krankenhaus
zu Beginn der Blockade.

Dorthin brachte man
aus verschiedenen Vierteln
aus zerbombten Häusern
Gerettete,
von den Geschossen des Feindes
Zerfetzte,
und den,
der am Weg
umgefallen war
vor Hunger . . .

Ich weiß noch, wie eng
unsre Betten standen
im halbdunklen
halbverfrorenen Krankensaal.
Und ich sehe noch
gramvolle Gesichter
und ich höre noch
die Stimme meines Nachbarn.

Die sogar recht häufig.
Er las uns,
damit wir
nicht nur düster schwiegen,
den „Onegin“ vor –
gegen die Langeweile . . .

Wir glaubten inständig:
bald, bald
greifen die Unseren an,
wir diskutierten
den Vorschlag des Nachbarn:
am ersten Freitag des Sieges
alle
zur Rossistraße,
an Mittag,
zu kommen.

Wir hatten noch Zweifel,
wo genau wir uns treffen,
aber er
ohne weiteres
schob sie beiseite:
„Hier in der Rossi
wird man immer gesehen.
In dieser Straße
geht niemand verloren.“

Bald darauf,
der Schneesturm
heulte und brauste,
wurde er ins freie Land
ausgeflogen.
Er atmete kaum,
aber beim Abschied
warf er so hin:
„also bis dann“

und vergißt nicht –
in der Rossistraße . . .“

Und am Freitag
nach
dem Siegsalut
fuhr ich hin,
pünktlich zur Minute.
Und habe gewartet.
Hoffnungsvoll
lief ich
Passanten entgegen.
Und blieb
doch
immer wieder
allein.

Wurde die Verabredung
vergessen?
Unmöglich!
Vielleicht
sind sie noch nicht
zurück von der Front,
oder hat einer
seine Arbeit
nicht aufschieben gekonnt?

Aber dann, sechsundvierzig,
wars genau dasselbe . . .

Die Zeit
vergeht schlaflos,
vergeht unaufhörlich.
Ich glaub nicht an Wunder,
sie sind halt nicht möglich.
Aber an jedem Freitag
nach dem Tag des Sieges
fahre ich
in die Rossistraße.
Ich kann meine Freunde
doch nicht warten lassen . . .

Denn in dieser Straße
geht niemand verloren . . .

(Novyj mir, 2/77)

Jiří Hájek, tschechischer Literaturwissenschaftler und Publizist, hat ein Erinnerungsbuch veröffentlicht. „Wir sind“, schreibt er im Vorwort, „die Generation des 2. Weltkriegs: wir traten ins Leben in den Jahren, als sich schon seine Wolken über uns zusammenzogen. Unsere entscheidenden Lebenserfahrungen haben wir im antifaschistischen Kampf erworben . . .“

Von Mitte der 30er Jahre an in der kommunistischen Kulturbewegung tätig, seit 1937 Mitglied der KPC, wird der Student Jiří Hájek im November 1939, nach der Schließung aller tschechischen Hochschulen durch die faschistischen Besatzer, zusammen mit 1200 tschechischen Studenten aus Prag und Brünn, ins KZ Oranienburg-Sachsenhausen eingeliefert.

Aber es half alles nichts: mit dem ängstlichen Gedanken an die Ostfront wachten wir auf und schliefen ein, wir suchten weiter nach einer Antwort auf die Frage, was diese unerwartete Entwicklung verursacht hatte. Den Rückzug der ersten Wochen und Monate konnte man noch durch das Überraschungsmoment erklären, durch ungenügende Konzentration von Streitkräften an der Westgrenze der Sowjetunion im Augenblick des Überfalls, und durch eine Reihe weiterer Gründe. Aber der Rückzug ging weiter, und als Hauptfrage blieb, wann und wo er aufhören würde. Je fester wir glaubten, daß er aufhören müßte, um so schlimmer waren für uns die Monate, in denen immer neue Hiobsbotschaften kamen, während wir in einer Atmosphäre lebten, die vergiftet war von dem erstickenden Rauch der verbrannten Leichname.

Unter den Genossen traten jetzt solche Ansichten auf, daß es absichtsvolle Taktik der sowjetischen Führung sei, die Hitlerarmeen tief in das Land hineinzuziehen, damit sie sich möglichst weit von ihren Vorräten entfernten, unter klimatischen Bedingungen, auf die sie nicht vorbereitet waren. Es wurden die verschiedensten Parallelen zu dem Zug Napoleons nach Rußland gefunden. Als sich der Kampf Moskau näherte, tauchte die Parallele zum brennenden Moskau 1812 auf. Der *Völkische Beobachter*, Organ der NSDAP, die einzige Zeitung, die ins Lager kam, schnappte fast über vor Begeisterung und beschrieb schon die Vorbereitungen für das große Bankett im Kreml zur Feier der Eroberung Moskaus und für die feierliche Parade der siegreichen nazistischen Armee auf dem Roten Platz, die für Weihnachten 1941 vorgesehen war. Wir wußten jedoch: Moskau ist nicht einfach eine Stadt, die man aus strategischen Erwägungen entweder verteidigen oder auch räumen kann. Moskau gibt es nur einmal, es ist ein Symbol, das Hirn und das Herz der proletarischen Revolution. Was in der Schlacht um Moskau geschah, würde so oder so den weiteren Verlauf des Krieges bestimmen. Wir fühlten, daß in diesem Winter auf den endlosen Ebenen und in den Wäldern vor Moskau um das Schicksal gekämpft wurde. Und auch die Anhänger der Theorie des strategischen Rückzugs wagten nicht zu behaupten, daß dieser Rückzug bis ins Unendliche weitergehen könne. Vielleicht war das die letzte Chance, daß die faschistische Sintflut, die sich über die Erde ergoß, aufgehalten wurde . . .

In diesen Tagen, Ende November, Anfang Dezember, als die Nazis schon von „hartnäckigen Kämpfen in den brennenden Vororten von Moskau“ zu reden angingen, begann auf einmal die Differenz zwischen den Nachrichten der deutschen

Obersten Heeresleitung und dem, was aus den Moskauer und Londoner Sendungen bis zu uns gelangte, immer schneller zu wachsen. Nach ein paar Tagen sprach selbst der *Völkische Beobachter* nicht mehr von den Moskauer Vororten und kehrte zu dem allgemeineren Ausdruck „Schlacht um Moskau“ zurück. Selbstverständlich meldeten sie noch eine Zeitlang weiter „vernichtende Schläge“ gegen den Feind, und dabei standen sie zweifellos auf der Stelle. Vom Bankett im Kreml und der Parade auf dem Roten Platz fiel kein Wort mehr, je näher Weihnachten 1941 heranrückte. Dafür nahmen Betrachtungen über den harten russischen Winter zu. Schließlich begann das gesamte Nazireich Pelze, warme Wäsche und Schuhwerk für die tapferen Jungens zu sammeln, die bei Moskau offenbar nicht so sehr mit dessen Verteidigern als vielmehr mit dem ungünstigen Wetter, Frost und Schnee, kämpften.

Kurz vor Weihnachten brach im Lager eine Flecktyphus-Epidemie aus: im Gegensatz zur vorigen, die auf einzelne Baracken beschränkt war, ergriff sie diesmal das ganze Lager, und als sie auch auf die SS-Kasernen übergriff und sich einige SS-Leute ansteckten, wurde über das ganze Lager Quarantäne verhängt. Es gab in Sachsenhausen so viele Arten von Tod, daß die verschiedenen Epidemien niemanden besonders aufregten: Scharlach war schließlich sogar beliebt, weil daran kaum jemand starb und die Baracke, die unter Quarantäne gestellt wurde, wenigstens 14 Tage lang Ruhe hatte. Der Flecktyphus aber war schlimmer. Im vergangenen Jahr war er schon im Lager gewesen, und damals hatten wir mit den bewußten Rollwagen die Toten zu Dutzenden aus dem Keller der Sanitätsbaracke in das alte Krematorium gefahren. Die Epidemie im Winter 1941 breitete sich noch weiter aus und hatte dazu den Nachteil, daß wir gerade in den entscheidenden Phasen der Schlacht vor Moskau für längere Zeit vom ausländischen Rundfunk abgeschnitten waren. Die Hauptsache erfuhren wir aber doch: die Schlacht um Moskau wurde die erste große Niederlage der Nazis in diesem Krieg. Sie nahm ihren Armeen den Nimbus der Unbesiegbarkeit. Sie bewies, daß es den Hitlerstreitkräften nicht gelungen war, obwohl sie ein großes Stück Land erobert hatten, den Kern der Roten Armee in den großen Schlachten des ersten Kriegsjahres zu brechen und die sowjetische Kriegsindustrie lahmzulegen. Nach den verzweifelten, quälenden Monaten in diesem Sommer und Herbst war das der erste Silberstreif am Horizont einer neuen Geschichtsetappe. Selbstverständlich ertönten wieder Stimmen, die vor einer Überschätzung der Bedeutung dieser Schlacht warnten. Wir waren jedoch der Meinung, daß dies ein entscheidender Wendepunkt im Verlaufe des Krieges sei. Und weil wir gegenüber unseren traditionellen Opponenten in den abendlichen Diskussionen im Schlafsaal hart blieben, und jenen, die vorher monatelang davon gesprochen hatten, wie prächtig alles in Sachsenhausen aufgrund der Unbesiegbarkeit der faschistischen Waffen sei, in der Hauptsache auch nicht ein bißchen nachgeben wollten, nahmen auch sie diesmal mit Erleichterung und ohne Einwände die neue Welle von Optimismus und Hoffnung an, die das Lager erfaßte.

Das gigantische Drama im Osten wurde verdunkelt durch die Typhusepidemie, die sich übrigens nach zunächst gefährlichem Vordringen aufhalten ließ. Die Quarantäne hielt an, man ging nicht zur Arbeit, das regelmäßige Zählen auf dem Appellplatz ging beinahe ohne die SS vor sich, weil die Angst hatte, ins Lager zu kommen, und sich um Weihnachten herum überhaupt nicht mehr zeigte. Das alles war uns eine willkommene Gelegenheit, die geschenkte Zeit zu nutzen, um die Stimmung im Lager zu

heben durch alle möglichen kulturellen und politischen Aktionen, mit denen wir uns an die Mithäftlinge wandten. Das waren die schönsten Weihnachten und das schönste Neujahr in all diesen Jahren. Mit der singenden „Jazz“-Band Karel Štancl, mit Bohdan Rosa, mit Franta Buriánek und anderen Studenten haben wir eine große Vorstellung gegeben, zusammengestellt aus Liedern von Jaroslav Ježek und eigenen Lagerkompositionen, aus deutschen und russischen Liedern und Lyrik, aus einer satirischen Szenenfolge mit Gesang, die ich verfaßt hatte, und in der die kleinbürgerlichen, aus der ersten Republik stammenden Vorstellungen von unserer Zukunft und die pompösen Visionen unseres künftigen Ruhms als in Erz gehauener „nationaler Märtyrer“ verspottet wurden. Die einleitenden Worte, unter Lagerbedingungen ungewöhnlich „politisch unpolitisch“, handelnd vom Glauben an die Zukunft und von der Freundschaft aller, die in den Mauern des Lagers das gleiche Schicksal vereinte, sprach mutig der Lagerälteste Harry Naujoks selbst, ein Hamburger Arbeiter und kommunistischer Funktionär, ein Mensch und Kämpfer von großem Format, von lauterem Charakter und einem großen Herzen. In den ersten Reihen der ausgeräumten Baracke Nr. 53 saßen unter den führenden Vertretern der internationalen revolutionären Bewegung auch unsere Genossen Zápotocký, Dolanský, Vodvička und andere, es waren die französischen Kommunisten da, die polnischen Freunde, die Holländer, Norweger und natürlich alle bekannten deutschen Genossen.

Und zu Neujahr wurde das Ganze in noch größerem Rahmen und unter größerer Beteiligung im leeren Trockenraum der Lagerwäscherei fortgeführt: Regie führte unser verehrter Freund, der bekannte Schauspieler Edgar Bennert; er rezitierte hier in unvergeßlicher Weise den großen Monolog aus dem Faust. Abermals wirkten die Štancl-„Sänger“ mit und eine Singgruppe polnischer Studenten. Seit diesem Tag liebe ich Mozarts Kleine Nachtmusik auf ganz besondere Art, denn sei wurde von einem Quartett gespielt, das unser Professor Červinka leitete. Alle Schönheit, die das Leben haben kann und die schon lange hoffnungslos verloren schien, war plötzlich ganz nah. Die Musikinstrumente, die man für diese Gelegenheit hatte „organisieren“ müssen, waren jedoch noch nicht der größte Triumph dieses Tages: das war ein Wiener Kabarettist, ein überaus bekannter, an dessen Namen ich mich jedoch heute nicht mehr erinnern kann und den wir aus dem geschlossenen jüdischen „kleinen Lager“ herausgeschmuggelt hatten. Er trat ohne den Judenstern auf, den er sonst tragen mußte. Bis heute ist mir nicht nur unklar, wie das gegangen ist, sondern noch mehr, wie es möglich war, daß davon trotz des breiten und dabei ziemlich scharf kontrollierten Zuhörerkreises nichts bis zur SS durchdrang und daraus nicht ein schrecklicher Racheausbruch entstand. Dieser Mann schloß das Programm mit einem alten Schlager, den er zu einer großen politischen Geste nutzte. In der Situation, in der wir Gefangenen uns Anfang des Jahres 1942 befanden, zu singen: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Nach jedem Dezember kommt wieder ein Mai“ – das mußte an sich schon eindeutig politisch aufgefaßt werden. Darüber hinaus muß man sich vorstellen, wie dieser nicht mehr ganz junge, durch das Lager schon tief gezeichnete, dennoch immer noch hübsche und sympathische Junge sang: er legte in diesen Refrain so viel Glauben an den Sieg der Menschlichkeit über die Unmenschlichkeit, daß es uns fast alle hinriß, mitzusingen, was im Hinblick auf die Umstände aus Sicherheitsgründen durchaus unangebracht war.

- 1 -

Setzt ab von meinem Haupt
Den alten Turban
Zersprengt die Fesseln in euren Geschichten
Der tausendundeinen Nacht
Zerreißt dieses Bild
Aus den Illustrierten und Kinderbüchern
Ich bin Hadji Chalif Omar nicht
Nicht der wandernde Beduine auf dem Kamel
Und der Ölscheich nicht mit falschen Zähnen

- 2 -

Gekettet war ich auf das Kamel
Vierhundert Jahre lang
Eingesperrt in Wüsten
Vierhundert Jahre lang
Zugestopft waren mir alle Lichtfenster
In meinem finsternen Zelt
Vierhundert Jahre lang
Und in Gold gezaubert vierhundert Jahre lang
Stand mein Schweiß in den Schaufenstern derer
Die ich ernähren mußte

- 3 -

Warum aber nennt ihr mich nicht al-Kindi
Oder Ibn Sina oder Gaber Ibn Hayyan die euch
Einst das Licht brachten des Fortschritts
Oder ganz einfach Adel Karasholi
Warum träumt ihr vom Harem
Noch in meinem Namen
Vom Gesicht riß doch meine Schwester längst
Der Mutter Schleier ab
Warum also tragt ihr ihn hoch als meine Fahne
Und malt mit seinen Farben mein Gesicht

- 4 -

Nein mein Land ist das türkische Bad nicht nur
In dem Kalifen badeten und Paschas und meinetwegen Ali Baba
Und seine vierzig Räuber
Ein Gigant ist heut mein Land
Voranschreitend unaufhaltsam
Einen Fuß im Mittelalter zwar
Doch den andern im Morgendämmern eines neuen Tags
Ein Kind ist mein Land im Gefolge des Jahrhunderts
Ihm fallen aber die Milchzähne schon
Es tritt auf
Auf der grell beleuchteten Szene der Welt
Es tritt hinaus
Aus dem scheinbar geschlossenen Tunnel des Elends

- 5 -

Also setzt ab
Von meinem Haupt
Den alten Turban
Gebt mich endlich frei und kommt
Seht mich wie ich bin dort
Wo das Salzwasser sprudelt von den Stirnen
In der aufsteigenden Sonne am Staudamm
Euch zu widerlegen
Wo die Kerze brennt nur noch für die Liebesnacht
Und die Eisenbahn dem Kamel die Rauchzunge zeigt
Wo der Sturm gebrütet wird
Zu brechen die Ketten der Jahrhunderte
Wegzublasen den angestauten Staub
Auszulöschen die Herde geistiger Inflation
Denn was sonst wenn nicht dies was ich suche
Unter den kühlenden Schatten stolzer Palmenwälder

1.

Eine siebenköpfige Gruppe hat das Oberbergtal östlich des Brennerpasses erreicht. Sie kommen von der österreichischen Seite her, können jetzt in das südwestlich abfallende Pfitschtal hineinschauen, sind angehalten. Zu ihrer Linken der Hochfeiler, über dreitausendfünfhundert Meter hoch Fels und Gletscher. Zur Rechten die Rotbacherspitze. Dazwischen sind sie gut geschützt. Zum Pfitscher Joch, ihrem Ziel, sind es noch sechzig Minuten Fußmarsch. Einer befiehlt: „Rasten!“ Die sieben Männer, keiner älter als dreißig Jahre, unterscheiden sich auf den ersten Blick nur durch ihre Bartrachten. Ansonsten tragen sie alle Lodenumhänge, Gamaschenhosen, Bergstiefel, haben Filzhüte auf. Alle tragen große Rucksäcke, die sie beim Rasten nicht ablegen.

Einer der Männer zieht eine Landkarte aus dem Rucksack: Pfitschtal – Pfitscher Joch – Grenzgebiet – 1 : 25 000. Er studiert die Karte sehr konzentriert. Die anderen haben aus ihren Brotzeitbeuteln Speck, mit Wasser verdünnten Rotwein und Fladenbrot geholt. Einer murmelt ein Gebet, dann beginnen sie zu kauen. Schweigen. . . Nach einer halben Stunde, wie auf ein unsichtbares Zeichen, stehen sie rasch auf, schütteln sich, bewegen einzeln Arme und Beine, um sich gelenkig zu machen. . . Währenddessen gibt der Mann, der schon die Karte studierte, Anweisungen: – nicht laut reden – in zwei Gruppen gehen – größeren Abstand halten – Warnsignal ist ein dreimaliges Murrel-Pfeifen. Dann geht es unter den sogenannten Öfen, eisenrot gefärbten Glimmerschieferplatten, hindurch. Glitschiges Gelände, Wasserfälle, kleiner Bergsturz oberhalb der Roßgrube, muldenartiges Geröllfeld, dorthin. Dann noch zweihundert Meter, und sie können das Jochhaus einsehen: Jochsee daneben, grünblaues Auge, eiskalt. Drüben die Abbrüche des Schrammacher – Gletscherschründe. . .

Vor dem Jochhaus ist die italienische Flagge gehißt, seit 1962 schon. Ausschließlich militärische Übungen da oben. Über das Joch geht ein starker Wind, die Männer rasten wieder. Verkriechen sich in ihren Lodenkitteln.

18 Uhr 30: „Zur Zeit dürftens etwa zehn sein drunten. . .“, meint der mit der Landkarte halblaut und gedehnt, ohne das Jochhaus aus den Augen zu lassen.

„Und wenn Österreichische drin sind. . .?“ gibt einer aus der Gruppe zu bedenken.

„Dann hams Pech ghabt. . .!“ antwortet der Mann mit der Landkarte nach einigem Zögern. Wieder Schweigen. Die Worte des Mannes mit der Landkarte sitzen im Gehirn der Gruppenmitglieder. . .

Gegen 19 Uhr:

Caporale Rafeiner, Südtiroler, kommt ins Jochhaus und meldet seinem Leutnant, er habe da bei der Rotbacherspitze jemanden gesehen, nur kurz.

„Werden wieder diese Steinklopfer sein,“ meint der Leutnant. Liest weiter in der Tageszeitung.

Und daß es Steinklopfer sind, die ums Joch herumspazieren, ist eigentlich allen klar.

Nach einiger Zeit meldet der Leutnant trotzdem etwas ins Tal:

. . . (keine) besonderen vorkommnisse . . . mineraliensammler unter der rotbacherspitze . . . schwierigkeiten bei der auffahrt über die jochstraße . . . im bereich des steinerwaldes dringend straßenreparaturen notwendig . . . lebensmittel ausreichend . . . stimmung bei den mannschaften gut . . .

. . . was gibts neues . . . setzt er noch an den Schluß seiner Meldung. Seit der Mobilmachung in den nördlichen Grenztälern ist hier oben nie etwas los gewesen. Der Stil seiner Funkmeldung läßt die Eintönigkeit des Kontrollaufenthaltes auf dem Joch erahnen: vormittags Streife bis unter den Schrammachergletscher im Westen, und unter die Rotbacherspitze im Osten. Nachmittags Instandsetzung des Gerätes: Kleider, Waffen, Geschirr. Ansonsten Plaudern, Dösen, Fluchen, (dreckige) Witze. . . verdammte Bombenleger! schimpft einer, wenn das in der Zeitung steht. . .

Auch die Österreichischen, die zweihundert Meter weiter östlich auf dem Joch stationiert sind, fluchen auf ihre Wochenschicht. Eine Woche Stumpfsinn, auch Angst vor dem Ungewissen.

Gegen 20 Uhr kommt ein Jeep die Jochstraße herauf. Auf der italienischen Seite. Und das geht mühsam auf der Schotterstraße, durch Schlaglöcher und über fehlgeleitete Bäche. Weiß der Teufel, wer immer über Nacht die Sturzbäche auf die Jochstraße lenkt. . . Es sind die Neuen, Verstärkung für die Nachtwache auf dem Joch. Routinegespräch mit dem Leutnant, was bald in private Plauderei übergeht. Alle kennen sich vom Sehen. Sie kommen aus miteinander, haben die Gespräche über das Problem, ob Südtiroler, ob Italiener rasch abgeschlossen.

20 Uhr 30: Abendbrot. Caporale Gafreiner hat Gemüseintopf gekocht. Alle sind darüber einigermaßen zufrieden. Mehrere murmeln ein Gebet.

21 Uhr: Einer der Männer schaut durch sein Nachtglas hinunter aufs Jochhaus. Zum Anführer: „Jetzt sind alle vierzehn drin, die Wache auch hinein, essen wahrscheinlich!“

Der Anführer setzt das Glas ab und grinst, dann gibt er wieder Anweisungen: „Paßt auf, der Grönegger und der Volz kommen nachher von Norden um den Jochsee, wir kommen von Süden da am Schober vorbei, habts verstanden?!“

Und er ist wieder über der Karte, leuchtet mit einer winzigen Taschenlampe den geplanten Weg ab. Jetzt schauen alle schweigend aufs Joch hinunter, scheinen hinunterzuhorchen. Dann schultern sie alle Karabiner, die einer vor zwei Wochen hier oben versteckt hatte. Und sie trennen sich in zwei Gruppen.

Das Gelände ums Jochhaus ist jetzt, gegen 22 Uhr, besonders günstig für den Plan der Gruppe: – noch kein Mondlicht da, breitblättrige Schierlingspflanzen, Gneisblöcke mannshoch, viele Bachrunsen. . .

Es ist Luis Amplatz, der sich mit der Hauptgruppe von Osten her ans Jochhaus heranarbeitet. Amplatz als Südtiroler.

22 Uhr: Valesi sitzt in der Vorstube: der Leutnant, der ohne sichtlichen Grund auf das Pfitscher Joch gesetzt wurde. Eigentlich hätte er Pianist werden sollen, er gestand es immer wieder Kameraden im Offizierscasino. Dann wäre ihm recht gewesen, wenn man ihn bei der Luftwaffe verwendet hätte. Aber nichts sei daraus geworden. Dann habe er eine Familie gegründet. . .

Valesi heiratete in Verona. Kaufte einen Bauplatz, nahm eine Menge Schulden auf und baute. Dann gefiel das der Familie seiner Frau so gut, daß immer mehr

Verwandte zu ihnen kamen und erst für kurze Zeit, dann länger wohnen bleiben wollten. Dieser Krach dann, das war Valesi klar, war nicht lange auszuhalten. Valesi zog sich immer mehr in den Militärdienst zurück. Zu Hause hatten sie die geschicktesten Haushaltspläne entwickelt: seine Frau, die Schwiegermutter, die Schwester seiner Frau. . .

Valesi leistete keinen besonderen Widerstand, als es hieß, er solle das Jochhaus beim Brenner besetzen gehen. . .

Ein paar Soldaten schliefen schon. In der Ferne das Gepolter niedergehender Gerölllawinen. Vor allem vom Schrammargletscher her. Wie ein stetiges Pochen in die Nacht. Rafeiner machte sich im Vorhaus zu schaffen. Dann glaubte er, etwas draußen huschen gesehen zu haben.

Ging zur Tür, mußte sich aber überwinden, die Tür nach draußen zu öffnen. Riß die Tür auf – nichts. Es war nichts zu hören. Der Wind schien für Momente den Atem angehalten zu haben. . .

22 Uhr 30: zweimaliges Murmelpfeifen. Amplatz weiß jetzt, daß die andere Gruppe am richtigen Platz ist. Amplatz horcht in den Wind, dann reißt er beide Hände zum Mund, streckt die Zeigefinger zu den Lippen und pfeift dreimal kurz und grell. . .

Die Nordgruppe eröffnet das Feuer auf die erleuchteten Fenster des Jochhauses. Sofort Schreie daraus. Sofort berstende Fensterrahmen . . . stürzen sie heraus, irre kreischend. Währenddessen, noch im Verhallen des Feuerstoßes, ist Amplatz mit seiner Gruppe bis auf dreißig Meter an das Jochhaus herangelaufen und hat sich mit seinen Leuten hingeworfen. Jetzt haben sie die Möglichkeit, gezielt mehrere handgroße Sprengladungen auf das Jochhaus zuzuschleudern und ins Haus hineinzurufen. Sie werfen vor den Eingang, in die Fenster; Explosionen mischen sich mit erneutem Gewehrgeknatter der Nordgruppe – und mit elend-langen Schreien. Die verlieren sich zum Jochsee hin. Dorthin flüchteten die Überlebenden. Und als die Österreichischen herübergelaufen kamen, ist von den Angreifern nichts mehr zu sehen und zu hören.

Da waren es weitere fünf Tote. Weitere zwölf Verletzte. Amplatz stand am übernächsten Morgen in einer Kapelle nahe Sterzing unter den Gläubigen. Stand er und lächelte, als der Geistliche „Gott sei mit uns. . .!“ rief. Hatte mehrere hundert Flugblätter stillschweigend hinterlegt, die später vom Mesmer gefunden und naturgemäß dem Geistlichen überbracht wurden. Dieser drohte mit der Bibel aus dem Fenster seiner Studierstube. . .

2.

Unter den Toten beklagt man Franz Gafreiner. In der Stube des Gafreinerhofes liegt schon der Sohn Franz auf der Eckbank aufgebahrt. Zuerst ist das Sterbeglöcklein geläutet worden. Die Pfarrangehörigen haben begonnen, für Franz zu beten. Weil der Tod noch vor dem Ave-Maria-Läuten über Franz kam, ist noch am Abend die kleinste Glocke des Geläutes gezogen worden. Als Anwiser wurde der alte Knecht des Grahnerhofes bestimmt. Er geht im Ort von Haus zu Haus und bittet ums Kirchgehen. Die heimatlose Franziska Gradiner hält bei Franz Gafreiner derweil Totenwach und dankt jedem, der für die Seelenruhe des Verstorbenen beten kommt. Manchmal hat sie auch vorzubeten. An

der Sterbestatt wird zuerst der Freudenreiche, dann der Schmerzreiche und dann der Glorreiche gebetet.

Am nächsten Tag kommen gegen Mittag Leute aus St. Jakob, aus Kematen in Pfitsch und aus dem zwanzig Kilometer entfernten Innerpferscher herüber. Die meisten Beter bleiben beim ganzen Psalter. Oft wird der Seelenrosenkranz mit sechs Gesetzklein zu je zehn Ave-Maria gebetet, ohne die Geheimnisse einzulegen. Beim „Heilige Maria“ beten sie zusätzlich „Herr gib ihm die ewige Ruh“. – Die Heiligen sind in den Kirchen bunt erstarrt.

Gegen 15 Uhr kommt der Sterzinger Grabmacher Granoder zum Gafreinerhof und mißt die Länge des Verstorbenen. Die Gafreinerbauern wollen für einen der Ihrigen einen besonderen Sarg.

Der Grabmacher bekommt nach getaner Arbeit einen Schnaps. Anschließend gibts in der Küche für ihn Feiertagskrapfen und nochmals einen Schnaps.

Die Gafreinerin hat für die vorbeiziehenden Kinder Johannesbrotstängel backen lassen. Gegessen wird im Sterbezimmer. Diesmal lagert der Kopf eines Gafreiners auf der Setienbank. Über den Kopf gezogen ist ein weißes Laken, von schräg oben herabhängend. Franz war verheiratet, ihm steht also die Restbank zu. . .

Während die Knechtsarbeiten ruhen, hat schon der Tischler begonnen, den Gafreinersarg herzurichten: Initialen werden golden auf dem schwarzen Sargdeckel angebracht.

Am nächsten Tag beginnt das Begräbnis mit der großen Glockenläute. Das Trauerhaus füllt sich mit Verwandten und Nachbarsleuten. Sie erscheinen im Klagegewand. Die Frauen tragen schwarze Brusttücher. Die Leichenträger bekommen ein Frühstück. Bevor der Sarg aus der Stube getragen wird, räuchert ein Nachbar die Stube mit den am Hohen Frauentag geweihten Kräutern aus. Unter der Tür bleiben die Trauergäste nochmals stehen. An der Türschwelle senken und heben die Sargträger den Sarg dreimal.

Dem Sarg voran geht der Totengräber mit der Totenfahne. Alle beten den Seelenrosenkranz. Eine Totenrast wird eingelegt. Dann zieht alles bis zur geschlossenen Kirchentür. Von dort aus bewegt sich der Trauerzug zum offenen Grab. Es folgt der zweifache Begräbnisritus: Psalmen und Gebete.

Die Träger lassen den Sarg ab. Noch während die Trauernden um das Grab stehen, wird das Grab zugeschaufelt. Danach beginnt in der Wiesener Kirche das Requiem, derweil läuten die Glocken „Übers Grab“. Nach dem Sterbegottesdienst haben sich die Angehörigen wieder im Gafreinerhof eingefunden. Eingeladen sind zudem die Träger, die Sänger, der Mesner und die geistlichen Herren.

Die junge Witwe darf erst später hinzukommen. . .

Gegessen wird eingekochtes Fleisch, Suppe, Brot, und dazugetrunken wird Wein, zum Fleisch gibts Knödel. Danach Krapfen und Schnaps. Zwischendrin knien noch einmal alle Anwesenden zur „Restbank“ hin nieder und beten für den Verstorbenen. Zum Schluß drei Vaterunser. Nach dem Beten und vor dem Krapfenessen und Schnapstrinken ist „die Stube offen“ für verspätete Gäste. Gegen Mitternacht ist das Totenmahl zu Ende.

Am nächsten Tag geht der Knecht vom Gafreinerhof von Haus zu Haus und dankt. Er verharrt auf der Brücke über den Pfitscher Bach und schaut zu, wie der Bach wegen eines Gewitters über Innerpfitsch zunimmt. Er ist davon wie gelähmt. . .

3.

Der Pfitscher Talgrund ist schattig. Im hinteren Tal, wo die Pfitscher Straße in Kehren den Berg hinauffährt zum Joch, muß die Mühle sein. Bei der ersten Kehre angekommen, sehe ich sie plötzlich vor mir. Sie ist von hochgewachsenen Schierlingsstauden halb verdeckt. Zuerst denke ich, die Mühle muß vor kurzem gebrannt haben, weil sie grauschwarz aussieht. Aber dann, nachdem ich mich herangehen nach, sind vor Feuchtigkeit elastisch. Ich gehe in das verfallene Vorhaus. An Spinnen muß ich sofort denken. Klar, da sitzen überall Spinnen, und ich schüttel unwillkürlich den Kopf, um herabfallende Spinnen abzuwehren. Gegenüber dem Eingang entdecke ich ein kleines, zu kleines Fenster. Es ist gelblich-trüb. Mit den Fingerkuppen wische ich mir einen Durchblick. Ich kann die Jochstraßenkehre sehen. Ich kann den Atem gegen die trübe Scheibe schlagen hören. Unter mir scheint der Boden nachzugeben. Ich stelle mir vor, daß unten ein kalter, in Stein gehauener Kellerraum ist. Dunkel und glitschig, und wenn ich hinabfalle, ist es um mich geschehen, auch wegen der vielen giftigen Asseln und Spinnen. An Ratten denke ich nicht. Ich beobachte angespannt die Jochstraßenkehre. Beobachte den Kehrenanfang und das Kehrende. Dazwischen vermute ich, weil ichs nicht sehen kann, die Haltestelle für die Holzfuhwerke.

Dann schaue ich mich um, betrachte aufmerksam den Boden, auf dem ich stehe, und gehe vorsichtig in die gute Stube. An den Wänden sind Reste von Werbekalendern. Werbung für Jagdausrüstungen, denke ich mir. In Pfitsch gehen viele Männer jagen, einfach über Nacht, und die Frauen sagen dann: er ist die nächsten Tage oben im Berg. . . . Aber bei näherem Betrachten ist alles dieser Werbungen auf den Holzgebrauch bezogen. Holzhebemaschinen. Holzstapler. Vorgestern ist in Pfitsch einer beim Blockziehen verunglückt. Die Stämme haben ihn zerquetscht. Daran denke ich, wie die Stämme sich urplötzlich beim Verladen selbständig machen und den Holzarbeiter vernichten.

Ich höre jemanden auf die Mühle zukommen. Mir wird bewußt, daß ich ihn im Unterbewußtsein schon länger wahrgenommen habe. Langsame, schwere Schritte sind es. Daß es einer der Holzarbeiter ist, denke ich mir, und ich schreite mit absichtlich lauten, schweren Schritten in der Mühlenstraße auf und ab. Überraschungen vermeiden. Plötzliches, unvermutetes Begegnen. . . . Erst zaghaft, dann immer lauter rufe ich. . . . Rufe immer intensiver, um mich zu beruhigen. Ich fluche mit mir selbst, springe hin und her, so, als ob ich guter Laune wäre. Will dem Fremden zeigen, daß es mir nichts ausmacht, in der Mühle allein entdeckt zu werden. Hallo. . . . !!

Aber dann, wie ich hinaus schaue, spüre ich, es kommt ja von drinnen. Es sind ja keine Schritte, es ist ja eher ein Pochen, ein rhythmisches Pochen. Draußen ist nichts, nur drückende Schwüle, die alles eng macht. Also mußt du im Haus genauer suchen. Im Keller nachschauen. Und ich finde unter dem Vorhaus eine schmale Luke, die zu einem Kellerraum gehen muß. Es weht kalt daraus hervor. Wenn ich das Gesicht vor die Lukenöffnung halte, preßt sich mir ein eisiger Zug auf die Stirn. Das Pochen erkläre ich mir rasch: hohl klingende Wassertropfen, die in einen Brunnen fallen müssen. Der Brunnen liegt unter dem Mühlenbau in einem Felsenraum, fängt ein Rinnsal auf, welches vom Pfitscher Bach abgeleitet wurde. Erleichtert gehe ich zum

Vorhaus zurück. Da höre ich ein Fuhrwerk die Talstraße heraufkommen. Schnell verstecke ich mich, und beobachte die Kehre. Ich sehe, daß das Fuhrwerk nur schwerfällig vorwärtskommt. Obwohl das Rattern der Räder und das Schnauben des Pferdes schon so deutlich zu hören sind, scheint das Fuhrwerk doch noch weit entfernt auf der Stelle zu verharren. Plötzlich aber, nachdem ich für Momente die Augen geschlossen hatte, ist das Fuhrwerk unter mir in der Kehre angekommen. Da wird es stehenbleiben. Da wird Holz abgeladen werden, denke ich mir, und dann werden sie sofort schauen kommen, ob jemand in der Mühle ist. Ich höre lange nichts. Vorsichtig nähere ich mich dem Abhang, um die Kehre einsehen zu können, schon weit vor dem Haus. Und wie ich hinunterschaue, ist das Fuhrwerk schon längst auf der Gegenkehre weiter aufwärts. Natürlich, ich habe es ja wahrgenommen, daß es sich stets entfernt hat. . . .

Dann werfe ich den Rucksack über, springe zur Kehre hinunter und gehe weiter dem Talausgang zu. Weiter zum nächsten Talort ist alles. Währenddessen versuche ich, restliches Brot zu essen. Seit Tagen nur dieses harte, trockene Brot. Oben hatten sie nichts anderes. Ich bekomme nichts hinunter, nur der Schmerz überanstrengter Nerven erhöht sich.

Alle, die herunterkommen vom Joch, kehren in Afens ein. Das Licht vor dem Gasthof läßt alle Herunterkommenden aufatmen. Läßt sie vergessen, was sie oben erlebt haben. Läßt sie in irrem innerlichen Jubel aufspringen, und das wirkt immer lächerlich genug. Und der dünne Lichtschein der Lampe läßt auch mich plötzlich die Schritte beschleunigen. Ich denke an Bier, Wein, Anisbrot, und wie ich ihnen erzähle, was immer wieder im Afenser Gasthof erzählt wird. Das grauenhafte Heruntergleiten vom Joch in die Talorte, seit einigen Tagen. Das immer rätselhaftere Verhalten des Windes und des Pfitscher Baches. Das Abstürzen des eigenen Ichs. . . . Drinnen müssen Leute sein, denke ich mir. Sie sind nur still, weil sie gespannt sind, wer heute wieder herunterkommt. Natürlich halten sie den Atem an und konzentrieren sich auf die Eingangstür. Ich gehe in den Vorgang des Gasthauses. Höre nichts. Die Gaststube ist links. Ich muß laut auftreten, um die Anwesenden nicht zu überraschen. Ganz laut. Und laut reden, vormichhinreden, um gleich anzukündigen, daß da einer noch Leben in sich hat. . . . Ich öffne die Tür zur Gaststube und schaue in einen menschenleeren Raum. Schaue hinter mich, der Überraschungen wegen. „Hallo, Wirt. . . .!“ rufe ich laut und energisch. Ich muß mich laut hören, um mich gegen diese Wahrnehmungen durchzusetzen. An der Theke lehnt ein kaputter Stuhl. Der Spülhahn des Thekentisches tropft. In der angrenzenden Küche ist nur das Durcheinander alter Möbel da. Schnell drehe ich mich – die Eingangstür ist noch offen. Ich kann noch hinaus.

Ich renne auf die Straße, um schnell Abstand zu gewinnen, betrachte das Gasthaus von außen. Leere. Verlassen haben sie es vor noch nicht langer Zeit, das ist klar. Dann horche ich, ob ich nicht Schüsse von oben höre, Schüsse, die alle vertrieben haben. Ich wende mich dem Talausgang zu, beginne zu laufen, in die aufkommende Dunkelheit hinein. Bald habe ich mich an die Dunkelheit gewöhnt. Ich begegne kurz vor der Stadt einigen Betrunknen. Sie lallen, der Amplatz tät umgehen. Ich lenke mich ab und gehe weiter.

Also mal abgesehen von der Minderung des Bruttosozialproduktes durch vom Fußballfieber gemeuchelte Arbeitsstunden hat die vergangene WM doch viel Gutes gehabt. Die Umsätze für Farbfernseher wie auch die Verschuldung des einzelnen nahmen beträchtlich an Umfang zu. Selbst die schon sehr hohe allgemeine Trinkgeschwindigkeit Liter/Sekunde wurde enorm gesteigert. Und dann sind ja wir Deutschen Weltmeister geworden, womit wir unseren Führungsanspruch – zumindest in hiesigen Gefilden – eindrucksvoll dokumentiert haben.

Doch auch in abgelegenen Breitengraden hat dieses Spektakulum mancherlei Folgen gezeitigt.

Nehmen wir das Beispiel Cunilungas, eines kleinen Staates auf steinigem Gelände, der sich hartnäckig als Republik zu bezeichnen pflegt. Charakteristikum seiner arbeitenden Bevölkerung ist ein einheitlich niedriges Durchschnittseinkommen, während seine Führung sich eines gehobenen Lebensstandards und ausgezeichneter Beziehungen zum Heiligen Stuhl erfreut. Die Friedfertigkeit seiner Bewohner war so ausgeprägt, daß eine Verfassung oder ähnliches Schriftgut bislang als Belastung empfunden wurde. Doch die obengenannte WM sollte überraschende Initiativen der Regierung Cunilungas auf diesem Sektor zur Folge haben.

Allerdings erscheint es zunächst aus mancherlei Gründen sinnvoll, das dreiköpfige Kabinett Cunilungas, das ohne den überflüssigen Aufwand einer Wahl zustande gekommen war, vorzustellen: Chef der Regierung ist Enrico „Papa“ Pinoccio, der sich vom einfachen Häftling über den Aufseherposten bis zum Gefängnisdirektor und von dort zu seiner jetzigen Position hochgearbeitet hat. Das kurzfristige wie auch ungeklärte Ableben einiger Vorgesetzter mag sich auf seine Karriere positiv ausgewirkt haben. Als sein Adjutant gilt Juan „Dulcio“ Clabustro, der Sohn des auf eine Mine getretenen und seitdem als unauffindbar geltenden Geheimdienstchefs. Den Posten eines Schwiegersohns des Präsidenten und damit gleichzeitig den des Innenministers bekleidete Heinrich „Damoclio“ Krawuttke, der immer neue Wege fand, des Bevölkerungsüberschusses Herr zu werden.

Dieses Triumvirat hatte bislang wenig Mühe darauf verwandt, dem Volke die Maßstäbe zu offenbaren, nach denen es regiert zu werden die Freude hatte. Das Abflauen einer Hochdruckzone, eine Darmreizung, der jeweilige Alkoholpegel, Völlegefühl oder der Stand des Hormonspiegels bildeten die Grundlage aller staatsmännischen Entscheidungen.

Nicht auszuschließen ist aber auch, daß die Existenz von 14 300 gutbezahlter Geheimpolizisten und 87 400 Armee-Angehöriger einen gewissen, nicht überzubewertenden Einfluß auf die Ruhe im Lande hatte.

Unter dem Motto „Noch mehr Freiheit für alle“ hat das Kabinett die Ausarbeitung einer Verfassung in die Wege geleitet. Regieren, so hieß es, solle auch für den einfachen Mann vom Lande durchschaubar gemacht werden. Nichts sei dafür geeigneter, als das Regelwerk des Fußballs für die Politik nutzbar zu machen.

Als erstes, so verlautete aus den Bunkern Quantiagos, der Hauptstadt Cunilungas,

solle Polizei, Armee und Geheimpolizei als Hüter der freiheitlich kapitalistischen Grundordnung abgeschafft werden. Statt dessen werden die FIFA-Regeln, die ja jedermann bekannt seien, als Grundlage des neuen Gesetzeswerkes betrachtet.

Hier nun die neue Verfassung, die durch ein schnell einberufenes Parlament aus 98 Einzelhändlern, 47 gewählten Veteranen (ehemaligen Armeeangehörigen) und 55 Beratern von Industriefirmen einstimmig gut geheißen wurde. (Aus Versehen geriet ein Elektro-Installateur, der die Abhöranlagen mit Staatselementen tarnte, mit in die Abstimmung, was jedoch keinen Einfluß aufs Ergebnis hatte.)

Artikel I: Der Staat ist das Höchste, das es zu erhalten gilt. Aus diesem Grund wird das Spielfeld von ursprünglich 90 x 120 m auf das gesamte Staatsareal ausgedehnt. Das Spielfeld muß von jedermann geschont und gepflegt werden. Aus Gründen der Steuerersparnis wird auf das Aufstellen von Eckfahnen verzichtet. Das Errichten von Toren oder deren Passieren wird grundsätzlich untersagt. Das Schießen ist nur mit besonderer Genehmigung gestattet.

Artikel II: Alle sind in der Region Cunilunga gleich. Lediglich in besonderen, von Schieds- oder Linienrichtern kenntlich gemachten Räumen gelten Sonderregelungen. Diese Räume heißen Strafräume. Wer sich darin unbefugt aufhält, hat mit dem Vorzeigen von mindestens einer gelben, in schweren Fällen einer roten Karte zu rechnen.

Artikel III: Das Benutzen von Bällen ist jedermann erlaubt. Aus Gründen der Staatsräson dürfen diese allerdings nicht geladen sein.

Artikel IV: Da das Spielfeld auf 7283,7 km² erweitert worden ist, liegt es nahe, die Anzahl der Schieds- und Linienrichter zu vermehren. Dies geschieht aufgrund eines Sondererlasses; die bisherigen 39 Schiedsrichter des Landes erhalten in Anerkennung bisheriger Leistungen die cunilungische Pfeife in Gold und werden in den verdienten Ruhestand geschickt.

Es erhalten nunmehr 14 300 neue Schiedsrichter ihre Lizenz, zu neuen Linienrichtern werden 87 400 Männer berufen.

Artikel IVa (Sozialnovelle): Der o. g. Lösung wurde aus sozialen Überlegungen Vorrang gegeben, da über 100 000 entlassene Polizisten und Soldaten arbeitslos auf der Straße lagen und ihr Dasein von einer kleinen Unterstützung zu fristen gezwungen waren. Überdies hätten die Ausgaben für Arbeitslosenunterstützung eine ernsthafte Gefährdung des Staatshaushalts bedeutet.

Artikel V: Ein Schiedsrichter ist verpflichtet, sich nur in Begleitung von zwei oder mehreren Linienrichtern in sein abgestecktes Areal zu begeben.

Die Ausrüstung der Schiedsrichter besteht neben einer bunten Pfeife aus genormter gelber und roter Karte, einer Liste der gesperrten Personen sowie, um Tätlichkeiten vorzubeugen und Streitigkeiten zu schlichten, aus einem Gummiknüppel mit gezogenem Lauf. Die Linienrichter als Hilfskräfte der Schiedsrichter dürfen anstelle der Fahne eine Maschinenpistole und ein Taschentuch in den Nationalfarben bei sich haben. Ein viertel Liter Tränengas als Marschverpflegung verstößt nicht gegen die Gesetze.

Artikel VI: Eine gelbe oder rote Karte braucht nicht nur im Strafraum gezeigt werden. Sie kann überall dort gezeigt werden, wo mehr als zweimal 11 Menschen sich auf engem Raum aufhalten, in Kommunikation zu treten versuchen oder sonstwie aufwieglerisch tätig sind.

Artikel VII: Die Entscheidung eines Schiedsrichters gilt als Tatsachenentscheidung. Sie unterliegt in keinem Fall einer Revision oder Änderung. Gleichzeitig stellen damit sämtliche Gerichte mangels Beschäftigung ihre Tätigkeit ein. Die dadurch eingesparten Steuergelder kommen der Allgemeinheit zugute.

Artikel VIII: Das Vorzeigen einer gelben Karte wird mit einer Sperre von 6 bis 66 Monaten geahndet, die jederzeit verlängert werden kann.

Die Sperre bezieht sich auf das Verbot des Aufsuchens der eigenen Wohnung, des Zusammenseins mit Frau und Kind, des Einkaufens, des Besuchs öffentlicher Veranstaltungen sowie des Aufenthaltes an sonstigen besuchten Orten.

Aus Steuerersparnisgründen werden die Kabinen für Gelbverkartete in eigens dafür vorgesehenen Strafräumen konzentriert. Die Vergünstigung einer dem Allgemeinwohl dienenden Tätigkeit wird den Gesperrten jedoch nicht vorenthalten. Das Säubern des Spielfeldes von Felsen, Unrat, Leichen und Schrott, das Ausheben größerer Gruben, das Einebnen kleiner Hügel sowie Bastelarbeiten mit Stacheldraht dienen als Erziehungsmaßnahme und sollen die Betroffenen wieder teamreif machen.

Artikel IX: Wird eine Person im Abseits angetroffen, so hat sie mit dem Vorzeigen der roten Karte zu rechnen. Als im Abseits stehend wird jede Person angesehen, die sich den Weisungen eines Schiedsrichters in unfairer Weise widersetzt. Sollte sich eine Person dem Vorzeigen der roten Karte zu entziehen versuchen, ist der Schiedsrichter gehalten, den Linienrichtern Feuererlaubnis zu erteilen. Nach solchen Vorkommnissen ist der Schiedsrichter verpflichtet, den verbliebenen Angehörigen die rote Karte zu zeigen.

Ist aber die besagte Person in der Lage, den Verweis wahrzunehmen, wird sie lebenslänglich gesperrt. Diese Sperre kann nur vom Präsidenten aufgehoben werden. Aus Gründen der Humanität sollten lebenslängliche Sperren verkürzt werden. Als Aufenthaltsorte für diesen Personenkreis bieten sich daher vom Einsturz bedrohte Bergwerke, unbewirtschaftete Gletscherspalten, versunkene Inseln und scharfkantige Kraterränder sowie hölzerne in den Nationalfarben gestrichene Behälter an.

Wenn wir zuverlässigen Quellen Glauben schenken dürfen, haben für diesen neuartigen Entwurf bereits Kreise in Montevideo, München und Madrid lebhaftes Interesse bekundet.

Der Bergmann hatte jahrelang unter Tage gearbeitet und davon ein Nierenleiden bekommen, auch die Lunge war angegriffen und jünger wurde er auch nicht. Deshalb war er froh, als sein Rentenalter näherrückte, und er zählte schon die Jahre bis dahin und was er sich erspart hätte und wie hoch seine Rente sein würde. Doch er hatte die Rechnung wieder einmal ohne den Wirt gemacht, denn eines Tages wurde die Grube stillgelegt, weil sie nicht mehr rentabel war.

Als der Bergmann merkte, woher der Wind wehte und daß er in seinem Alter nur schwer eine andere Arbeit finden würde, da machte er sich auf den Weg nach München. Dort, so meinte er, läßt es sich bestimmt gut leben. Die Leute sind lustig, sie trinken den ganzen Tag Bier, jodeln und schuhplatteln. Es gibt eine Fußgängerzone, in der man musizieren und etwas Geld verdienen kann. Ich spiele doch ganz gut Gitarre, zusammen mit meinen Ersparnissen, meiner Abfindung und der Arbeitslosenunterstützung kann ich es bestimmt eine Weile aushalten. Ich habe genug gearbeitet, jetzt will ich noch etwas von meinem Leben haben. Also machte er sich auf den Weg nach München.

Als er eine Weile gelaufen war, kam er an einem Mann vorbei, der saß am Wegrand und japste wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Was japst und jammerst du denn so?“ fragte ihn da der Bergmann, „fehlt dir was?“

„Ach“, sagte der Mann, „ich war Meister in einem Elektrobetrieb und mußte mehr als hundert Frauen beaufsichtigen. Ich mußte nicht nur aufpassen, daß sie ihre Arbeit richtig machten, sondern sie auch zu immer höheren Leistungen antreiben.“

Das hat mich oft ganz fertig gemacht, denn ich bin an sich sehr gutmütig und so hart kann ich nicht sein, wie die das von mir verlangt haben. Oben haben sie mir das vorgeworfen, unten haben sie mich angefeindet. Das schlug sich bei mir auf den Magen, und als ich wieder einmal wegen eines Magengeschwürs operiert werden sollte, da habe ich den ganzen Krempel hingeschmissen. Lieber weniger verdienen, als kaputtgehen, habe ich mir gesagt. Meiner Alten hat das zwar nicht gepaßt, weil wir auf ein Reihnhaus sparen, aber mir ist das Wurscht. Ich suche mir jetzt einen neuen Job.“

„Weißt du was?“ sagte da der Bergmann, „geh doch mit mir nach München. Dort ist es lustig, die Leute trinken den ganzen Tag Bier und jodeln. Es gibt eine Fußgängerzone, in der man mit Musik etwas verdienen kann. Ich spiele Gitarre und was kannst du?“

„Ich spiele Mundharmonika“, sagte der Meister.

„Na also“, sagte der Bergmann, „dann geh doch mit mir nach München und schick' deiner Alten eine Karte vom Oktoberfest.“

„Das ist keine schlechte Idee“, sagte der Meister, „eine Woche mal richtig ausspannen tüt mir schon gut.“

Zusammen gingen sie weiter.

Als sie eine Weile gelaufen waren, trafen sie eine Frau, die saß auf einer Bank und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter.

„Nun, was ist denn dir in die Quere gekommen?“ fragte sie der Bergmann, „du machst ja ein Gesicht, als wären dir alle Felle davongeschwommen.“

„Ach“, sagte die Frau, „wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht. Ich bin Sekretärin und habe meinem Chef über zwanzig Jahre lang treu gedient. Aber weil ich nun ein Nervenleiden bekommen habe und kaum noch eine Kaffeetasse ruhig halten kann, will mich der Chef loswerden. Er hat sich schon eine neue Sekretärin zugelegt, eine Jüngere, mit der turtelt er den ganzen Tag herum, und ich darf die Arbeit machen. Und wenn ich mich beschwere, dann sagt er bloß, ich soll mir eine andere Stelle suchen, wenn es mir nicht paßt. Ich hab mich schon so geärgert, daß ich Magenschmerzen bekommen habe.“

„Vorsicht, das kenn' ich“, sagte da der Meister, „da ist's besser man geht, bevor man kaputtgeht.“

„Aber wo soll ich denn hin? In meinem Alter finde ich kaum noch eine neue Stelle“, sagte die Sekretärin.

„Weißt du was“, sagte da der Bergmann, „geh doch mit uns nach München. Das wird dir bestimmt gefallen. Dort ist es lustig, die Leute jodeln und trinken den ganzen Tag Bier. Es gibt eine Fußgängerzone, in der man mit Musik ein bißchen was verdienen kann. Ich spiele Gitarre, der Kollege Mundharmonika. Und was kannst du?“

„Ich spiele Flöte“, sagte die Sekretärin.

„Dann geh doch mit uns nach München, dort können wir in der Fußgängerzone auftreten. Laß doch den alten Bock sausen und schick' ihm eine Ansichtskarte vom Oktoberfest.“

Die Sekretärin fand das gut und so wanderten sie zu dritt weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an einem großen Bürohaus vorüber. Da drin schrie und schimpfte ein Mann so laut herum, daß es durch das offene Fenster auf die Straße hinausschallte. Danach schlug er die Tür hinter sich zu und lief auf die Straße.

„Da drin hat ja einer geschrien, daß es einem durch Mark und Bein gegangen ist“, sprach ihn der Bergmann an, „was war denn los?“

„Ach“, sagte da der Mann, „drei Jahre lang habe ich nun schon Werbetexte für unsere Firma geschrieben und den ganzen Laden geschmissen, aber jetzt, wo eine Rezession ist und das Geschäft schlecht geht, gibt mir der Alte die Schuld – weil mir nichts mehr einfiele. Alles, was ich ihm vorlege, findet er schlecht. Heute wollte er mir sogar das Gehalt kürzen. Da ist mir aber der Kragen geplatzt und ich habe dem Alten mal ordentlich die Meinung gesagt und daß er mir bald den Buckel runterrutschen kann.“

„Gut gegeben, Kumpel“, sagte da der Bergmann, „etwas Besseres als diesen miesen Laden findest du doch immer. Geh mit uns nach München, da ist es lustig und du vergißt deinen Ärger. Es gibt eine Fußgängerzone, in der man musizieren kann, da wollen wir auftreten und uns etwas Geld dazuverdienen. Ich spiele Gitarre, die Kollegin bläst Flöte, der Meister spielt auf der Mundharmonika. Und was kannst du?“

„Ich kann nur trommeln“, sagte der Werbemann, „das aber richtig.“

„Dann können wir doch zusammen musizieren, daß es eine Art hat“, sagte der Bergmann.

Der Werbemann fand das keine schlechte Idee und sie gingen zusammen weiter.

Per Anhalter kamen sie bis in den Spessart. Da es schon dunkel wurde, mußten sie sich nach einer Übernachtung umsehen. Sie verliefen sich im Wald, und als sie nicht mehr weiterwußten, suchten sich der Bergmann, der Meister und die Sekretärin ein Lager unter einer Eiche. Der Werbemann aber wollte sich mit diesem Quartier nicht zufriedengeben und kletterte auf den Baum, um Ausschau zu halten. Als er sich nach allen vier Winden umgesehen hatte, da deuchte ihm, in der Ferne ein Fünkchen brennen zu sehen, und er rief seinen vier Genossen zu, daß gar nicht weit ein Haus sein müsse, da ein Licht scheine.

Da entschieden sie: Wir müssen uns aufmachen und dorthin gehen, denn hier ist die Herberge schlecht.

Also machten sie sich auf nach der Gegend, aus der das Licht schien und sahen es bald heller schimmern. Und es wurde immer größer, bis sie vor einem hell erleuchteten Bauernhaus standen.

Der Werbemann blickte als erster hinein.

„Was siehst du?“ fragten ihn die anderen.

„Was ich sehe?“ antwortete der Werbemann, „ich sehe einen gedeckten Tisch mit gutem Essen und Trinken darauf und ringsherum sitzen Männer mit liederlichen Weibern auf dem Schoß, da findet eine wilde Party statt.“

Da beratschlagten sie, wie sie es anfangen mußten, um die Leute davonzujagen.

Endlich fiel ihnen etwas ein.

Sie verumumten ihre Gesichter oder schwärzten sie mit Erde und stellten sich dann an den Fenstern auf, an jeder Ecke einer. Auf ein Zeichen hin schlugen sie die Scheiben ein, johlten wie ein ganzes Regiment von Straßenräubern und schrien: „Überfall! Hände hoch! Geld her oder das Leben!“

Da fuhren die Partygäste entsetzt in die Höhe und flohen in wildem Durcheinander hinaus in den Wald und bis zur Straße hin, wo die Autos standen.

Als sie verschwunden waren, gingen die vier hinein, setzten sich an die verlassene Tafel und nahmen mit den guten Dingen vorlieb, die übriggeblieben waren. Als sie satt waren, löschten sie das Licht und legten sich schlafen.

„Die haben wir ordentlich ins Bockshorn gejagt“, sagte der Werbemann.

„Müssen wir nicht Wachen aufstellen“, meinte der Meister, „die können ja zurückkommen oder sie schicken uns die Polizei auf den Hals.“

„Nicht nötig“, sagte der Werbemann, „die kommen nicht mehr zurück und sie schicken uns auch nicht die Polizei auf den Hals. Da waren bestimmt ein paar prominente Bürger darunter. Ein Gesicht habe ich schon einmal in der Zeitung gesehen. Das war ein hoher Beamter aus Frankfurt. Die müssen froh sein, wenn die Sache nicht aufkommt und kein Skandal draus wird.“

Und so war es dann auch.

Am nächsten Morgen brachen sie auf nach München, denn so gut gefiel es ihnen in dem vergammelten Bauernhaus auch wieder nicht, daß sie dort bleiben wollten.

An diesem Tag kamen sie bis ins Fränkische. Als sie wieder einmal am Straßenrand auf eine Mitfahrgelegenheit warteten, gerieten sie an einen Schausteller, der am Steuer einer Zugmaschine saß, die einen großen Wohnwagen hinter sich herzog.

Er hielt an, betrachtete sie geringschätzig von oben herab und fragte sie dann: „Wo wollt ihr denn hin, ihr Galgenvögel? Wo haben sie euch denn freigelassen?“

„Wir wollen nach München“, sagten die vier, „kannst du uns mitnehmen?“

„Und was wollt ihr in München?“ fragte der Schausteller.

„Wir wollen in der Fußgängerzone musizieren“, sagte der Bergmann, „wir sind Arbeitslose, aber jeder von uns spielt ein Instrument.“

Der Schausteller überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Meinetwegen, steigt ein. Ich nehm' euch mit.“

Unterwegs machten sie einmal Rast in einer Bauernwirtschaft. Da spendierte ihnen der Schausteller Bier und Würstl und sagte zu ihnen: „Ich hab's mir überlegt, vielleicht kann ich was mit euch anfangen. Ich bin nämlich in Verlegenheit, weil ich einen Platz auf dem Oktoberfest gemietet hab und nun ist die Hauptattraktion meiner Abnormitätenschau, das Kalb mit den zwei Köpfen, eingegangen. Zu allem Unglück ist auch noch der größte Mann der Welt, der zwei Meter vierzig große Jan aus Rotterdam, krank geworden und mein Zwerg, der Liliputaner mit dem Buckel und der langen Nase, ist zum Zirkus. Nun weiß ich nicht, was ich machen soll, ob ich meinen Platz weitervermieten soll oder ob ich noch einen Ersatz für meine Schau auftreiben kann. Wie wär's denn mit euch? Könnt ihr wirklich nichts anderes als nur musizieren?“

„Natürlich können wir noch was anderes“, entgegnete der Werbellmann, „wir sind Spezialisten, ein jeder ist tüchtig in seinem Beruf, aber jeder hat auch seinen Schaden davongetragen, der eine mehr, der andere weniger. Die Kollegin zum Beispiel ist nur noch ein Nervenbündel und hat das Zittern, den Meister haben sie mehrmals am Magen operiert, weil er sich krank geärgert hat, der Bergmann war früher ein guter Fußballspieler, aber jetzt ist er lungenkrank und hat's an den Nieren, und ich habe mich daran gewöhnt, den Leuten etwas vorzuschwindeln und sie einzuseifen, damit sie kaufen, was sie gar nicht haben wollen.“

„Da laß sie sich schon was machen“, sagte der Schausteller, „man müßte es nur richtig aufziehen und einstudieren. Gut, ich engagier euch, seid ihr einverstanden?“ Das ließen sie sich nicht zweimal sagen, und so kamen sie schneller nach München, als sie gedacht hatten.

Noch auf der Fahrt dachten sie sich die einzelnen Nummern ihres Auftritts aus und in München angekommen, begannen sie gleich mit den Proben. Sie studierten ein Programm ein, mit dem sie am Tag der Wies'neröffnung auftraten. Es hieß „Meiers Abnormitätenschau aus der Arbeitswelt“ und versprach „sonderbare, erschreckende und erheiternde Phänomene aus dem Arbeitsleben“ zu zeigen. Die Sekretärin mußte den Anfang machen. Sie verblüffte das Publikum mit ihrem phänomenalen Gedächtnis, das sich in ihrer Berufspraxis zu einseitigen Spitzenleistungen entwickelt hatte.

Ihr Hauptkunststück war, sich aus dem Publikum Telephonnummern mit Namen und Adressen zurufen zu lassen und auf Befragen alle komplett wiederzugeben. Sie konnte sich mehr als ein Dutzend auf einmal merken.

Mittendrinn fing sie an zu zittern, und der Werbellmann als Ansager mußte sie beruhigen. Schließlich sagte er: „Sehen Sie selbst, meine Damen und Herren, diese Frau ist mit den Nerven völlig fertig. Sie kann nicht mehr. Leider müssen wir ihre Vorstellung abbrechen.“

Kopfzerbrechen bereitete ihnen der Auftritt des Meisters. Schließlich stellten sie ihn dem Publikum als „medizinisches Wunder“ vor, „denn schon siebenmal wurde dieser Mann wegen eines Magengeschwürs operiert, das eine Folge seiner

aufreibenden Tätigkeit in einer Elektrofirma war, und jetzt lebt er nur noch mit einem halben Magen, meine Damen und Herren.“

Sie führten dem Publikum das Innenleben des Meisters in „wissenschaftlich hochinteressanten“ Röntgenbildern vor und verwendeten für diesen Zweck Negative von mißglückten Photos, die sie sich in einem Fachgeschäft besorgt hatten. Die Bilder zeigten: Bergwald im Nebel, eine Winterlandschaft, Sonnenaufgang am Meer, Ausbruch eines Vulkans, Ameisenhaufen, Spinnennetze.

Sie stellten die Negative zusätzlich noch auf den Kopf und schilderten dann in blumigen Worten, was zu sehen sein sollte, aber nicht war. Die Fachleute im Publikum staunten und die Laien wunderten sich.

Danach fragte der Ansager den Meister:

„Und wie fühlen sie sich jetzt?“

„Schon besser.“

„Warum?“

„Ich habe den ganzen Krempel hingeschmissen und habe endlich wieder ein paar Kumpel. mit denen ich mich solidarisch fühlen kann.“

„Welchen Krempel haben Sie hingeschmissen?“

„Meinen Job als Antreiber in einer Elektrofabrik.“

„Was sagte Ihr Chef dazu?“

„Er konnte es zuerst gar nicht begreifen und bot mir eine Gehaltserhöhung an. Sie sehen doch blendend aus, meinte er, mir wäre manchmal auch lieber, ich hätte einen kleineren Magen, dann hätte ich wenigstens kein Übergewicht mehr, hahaha!“

„Was sagte denn Ihre Frau dazu?“

„Die hat nur noch gestaunt, sowas hat sie mir gar nicht mehr zugetraut. Jetzt schick' ich ihr eine Ansichtskarte vom Oktoberfest.“

„Und was meinten Ihre ehemaligen Untergebenen?“

„Die haben Angst, daß jetzt ein Meister mit eisernen Nerven und eisernem Magen kommt, dann wird alles noch viel schlimmer.“

„Was werden Sie jetzt weiter machen?“

„Vor allem werde ich wieder Mundharmonika spielen. Da war ich früher nämlich auch mal Meister.“

Er holte eine Mundharmonika aus der Tasche und spielte ein Lied vor. Das Publikum applaudierte.

In der „dritten Abteilung“ wurde der Bergmann als „einstmals bekannter und beliebter Fußballspieler aus dem Ruhrpott“ vorgestellt, der jedoch anonym bleiben möchte. „Leider konnte er zu der Zeit, als er in seinen besten Sportlerjahren war, kein Geld mit der Fußballkunst verdienen. Deshalb mußte er weiter unter Tage arbeiten. Dort wurde er krank. Er zog sich ein Nierenleiden zu, seine Lunge ist vom Staub angegriffen, aber noch immer kann er mit dem runden Leder umgehen wie ein Beckenbauer. Sehen Sie und stauen Sie selbst.“

Der Bergmann zeigte nun minutenlang hohe Fußballschule, bis ihm scheinbar unabsichtlich der Ball auskam. Als er sich bückte, um ihn hochzuheben, wurde er von einem Hustenanfall erfaßt. Er krümmte sich zusammen und im selben Augenblick schoß eine Staubwolke aus seinem Mund, jedenfalls sah es so aus. Diesen Trick hatten sie sorgfältig eingeübt, und als die Leute merkten, daß es nur ein Trick war, lachten sie erleichtert auf. Der Bergmann trat ab.

Als Letzter mußte sich der Werbemann produzieren. Es fing mit ein paar Taschenspielertricks an, danach zeigte er, wie man einem Eskimo einen Kühlschrankschrank und einem Medizinmann aus Zentralafrika eine Skiausrüstung verkaufen kann: „Kompaktskier wirken Wunder. Damit sind Sie schneller als alle anderen, damit können Sie über die steilsten Hänge schweben, damit können Sie zaubern. . .“

Schließlich holte er sich einen jungen Mann aus dem Publikum auf die Bühne und versuchte, ihn zu hypnotisieren. Er gab ihm eine Zigarette und wiederholte die Werbesprüche vom „Duft der großen weiten Welt“. Dann fuhr er fort, auf ihn einzureden: „Ihr Aufstieg ist unaufhaltsam. Sie landen mit einem Flugzeug in New York. Sie arbeiten als Tellerwäscher, dann als Schuhputzer.

Jetzt sind Sie ein Cowboy und reiten über die Prärie. Nun kommen Sie in einen Saloon. Sie müssen Ihre Fäuste gebrauchen und schlagen Ihren Gegner k. o. Jetzt suchen Sie Gold in Alaska. Nun haben Sie Gold gefunden. Sie werden Unternehmer und sitzen am Schreibtisch. Jetzt sind Sie vielfacher Millionär und haben es geschafft.“

Der junge Mann mimte alles nach, und das Publikum war teils schockiert und nachdenklich, teils lachte es sich halbtot. Damit war die erste Vorstellung beendet. Schon strömten die Leute zur nächsten. Das Geschäft ging gut.

Nach Wies'nschluß sagte der Schausteller, der an der Kasse gesessen hatte, zu ihnen: „Gut habt ihr's gemacht. Da war schön ein Reporter von der Zeitung da. Und ein paar von den Zuschauern haben mich gefragt, ob sie auch mitmachen können, sie hätten auch einen Knacks weg von ihrem Berufsleben und seien arbeitslos. Also, wenn ihr wollt, könnt ihr auch nach dem Oktoberfest weiter bei mir auftreten. Ich zahl euch nach dem Schaustellertarif IA.“

„Was haben wir denn eingenommen“, wollten die vier wissen.

„Da hab ich noch keinen Überblick nicht“, sagte der Schausteller, „aber bis wir die Unkosten eingespielt haben, braucht es schon noch ein paar Vorstellungen, das könnt ihr mir glauben.“

„Dann sag es uns wenigstens ungefähr“, forderten ihn die vier auf, „wir wollen, daß der Gewinn gerecht unter uns alle aufgeteilt wird, du kannst uns ja viel erzählen.“

„Na, na, da wird nix draus, von wegen Abrechnung und aufteilen, davon versteht ihr nix, das ist viel zu kompliziert, da gehen noch die Steuern weg und die Sozialabgaben für euch, so einfach ist das nicht. Ihr seid die Künstler und für das Künstlerische zuständig, ich für das Geschäftliche. Das ist Arbeitsteilung. Alles muß seine Ordnung haben. Ein Anarchismus kommt mir nicht in Frage. Das fangen wir garnicht erst an. Ich mach euch den Vertrag natürlich auch schriftlich, wenn ihr wollt.“

Damit gaben sich die vier vorerst zufrieden, denn sie waren froh, erst einmal ein Dach über dem Kopf zu haben.

Als sie jedoch am Abend im Wohnwagen beisammen saßen, meinte der Bergmann: „Jetzt sind wir ja wieder so weit, wie wir vorher waren. Wir haben einen Boß, der uns auszahlt und sich nicht in die Karten gucken läßt. Man kann es doch anfangen wie man will, zum Schluß fällt man wieder irgendeinem Räuber in die Hände und alles fängt wieder von vorn an.“

Da nickten die anderen zustimmend, und sie beschlossen, bis zum Ende der Wies'n zu bleiben. Danach wollten sie ihr Glück wieder auf eigene Faust versuchen.

Ach ja und solche Lust hätt ich
von Suff und Kneipengang zu trällern
wie peu a peu der ganze Mist
so über die Theke rollt
doch muß ich was ich pfeife
heute anders unterkellern
und das fällt schwer
bei Bitterwasser und Orangensaft
da gibt es nicht ein bißchen Kraft
aus zeitweiligem Vergessen
und auch der Trost daß ich
nur eine Leber brauch
den könnt ihr euch ersparen
ich bin wohl klar doch
bin ich nicht im klaren
mit mir mit euch und der FDGO
und selbst der Reim bleibt da in dubio
ich weiß sehr wohl
ich hab nicht viel zu singen
mir steht das Wasser bis zum Hals
und was da rauskommt
das sind schrille Töne
die gar nicht so poetisch klingen
zwei Ecken weiter gibt es schöne
heitre Verse Sätze
zu vergessen Niedertracht und Hetze
– die meisten Leute bleiben stehn
na gut dann können wir
nachher gemeinsam gehn

I.

Schließ ich die Augen,
blühen Sommerwiesen.
Ein sanfter Wellenschlag
zieht übers reife Korn
und Blütenblätter
sinken leicht
vom Weichselbaum.

Wenn ich die Augen öffne,
liegen Absagen vor mir,
begründet der Hausbesitzer
vorgedruckt die Mieterhöhung
und schweißen auf der Straße
Männer ein Autowrack auf.

Halt ich die Ohren zu,
setzt eine Nachtigall
Bojen in den Wind.

Nehm ich die Hände vom Kopf,
höre ich Arbeitslosenzahlen,
durchbricht ein bald abstürzender
Starfighter die Schallmauer
und wünscht mir ein leitender
Feuilletonlyriker
einen Kropf an den Hals.

Folg ich, wozu ich neige,
dem Kuckucksruf,
schwinden die Fernsehantennen
auf Kunstfuttersilos
bis zur Unkenntlichkeit
und wachsen die blauen Berge
ins Abendrot.
„Vom Abendrot gefangen,
lasse ich mich abführen.“

Folg ich den Bürgersteigen,
laufe ich Geiselnemern in die Hand,
geht mir ein Polizistenhund ans Bein,

drängen mich Wasserwerfer ab,
bevor ich mich einer Festnahme
widersetzen muß.

II.

Auf den Marmorstufen
des Renaissancepalasts
flirten mit dem Fremden-
Führer die Neofaschisten.

Vom gotischen Dom
entwarnen die Glocken.
Im Rokokoschloßchen
atmet der Aufsichtsrat auf.

Hinter der Jugendstilfassade
werden auf geplatzte Wechsel
Kredite gegeben,
mit denen die Bank
auch die Nachbarfassade
erwirbt.

Das denkmalgeschützte Staats-
Ministerium subventioniert
Barock-Fälschungen
und in der modern gallery
jurieren die Stadtratsfraktionen.

Im schönen, weiten Land
hinter der Stadt,
dort, wo der Ginster brennt
und Lerchen nisten,
sind sonntags alliierte
Bomber auf der Jagd
und sprengen Kettenfahrzeuge
das Roggenfeld.

III.

Manchmal, wenn ich mit Flugblättern
am Straßeneck stehe (wozu ich nicht neige),
„trifft mich ein Splitter traumsatten Marmors,
wo ich verwundbar bin, durch Schönheit, im Aug.“

Er stieg die Treppe hinunter, weil
es hatte geklopft, es hatte laut gebommert
an seine Tür, seine hölzerne
dünnwandige Tür, die rissige
Trennung von der Straße, schon oft durch-
treten von Betrunknen von
Gerichtsvollziehern und Polizisten.
Er ging vorsichtig ohne zu knarren
der Tür entgegen durch die Lichtschein
fiel, der Straße und Stimmen, viele
von Kindern und auch die hohen
der jungen Frauen, manche kannte er
dazwischen, so die Nachbarin,
die immer ihre Strumpfbänder zeigte
so ohne Absicht nur einen Himmel von Bein
vor seinen alten Augen,
und auch beim Einkauf
am Kleid nestelte und ein Kilo
Bananen unter den Busen schob,
wenn gerade niemand hinsah.
Stufe um Stufe ging er und sah
in der Ritze unten die schweren Schatten
der Schuhe ihr ungeduldiges Scharren,
wie beschuhte Hunde,
vor denen er Angst hatte.
So kam er näher der noch verschlossenen Tür,
bis sie splitterte und ein Megaphon
die Straße hindurch bis an sein Ohr
er solle aufstehen es würde ihm nichts
mehr nützen. Und die hohen Stimmchen
der Frauen dahinter,
die aufschrien als sie sein Gesicht, sehr blaß
und die runden Linien um seine Augen gewahrten.
Sein freundliches Lächeln, bis
ein Polizist ihn hinwarf
mit einem Fausthieb.
Mitten unter den Schrecken der Leute.

Wo der Dschungel beginnt
der Gefühle, dieses Durcheinander
macht sogar die Taxifahrer mitleidig.
Immer das Wegfahren in mir,
die Reisen die ich gemacht hab
auf den rostigen Decks und
mitten drin in gespaltener Mannschaft
unterm Kreuz des Südens,
ganz unscheinbar, das der Steuer-
mann nachts mit dem Sextanten sucht,
den Standort bestimmt so weit fort
von den Frauen und so nah seiner
verdammten Einsamkeit. Da unter den Leuten
an Deck, jeden Morgen
die sonnverbrannten Wirrköpfe.
Im Schein der Kompaßlampe blaß das Gesicht.
Wie ich, einer der kopfständlerischen
Matrosen und dann noch
jener Maschinist dazu,
mit den bedrohlichen Schraubenschlüsseln,
der aus dem Oberlicht guckt,
mal kurz zu sehen
ob das Schiff noch schwimmt, hinter
sich die Blasen der Schraube,
die alles vorantreibt
von einem Hafen zum andern.
Diese Blechdampfer
auf dem noch immer so großen Meer.
Du
auf der Brücke dich festhältst,
nicht außenbords zu springen
mit flattrigen Hosen.

Nicht ohne die Schuhe auszuziehen, vorher.
Sie stehen am Morgen
Nebeneinander an Deck die einsamen
Schuhe und gesucht wirst du.
In Bögen.
Bis auf einer Schildkröte
Angeritten
der Mann gefunden ist, stumm verwirrt
auf der Schildkröte die wie ein Tisch ist
und ein Stuhl in der Dünung

von Nordosten her, Geschichten
erzählt von Sehnsucht und Nicht
nach Haus finden von Nicht zu Hause
sein können weils das Haus gar nicht gibt
auf dem Globus.

Die Schildkröte ihn noch trägt, noch
im Schatten des Schiffes, dann aber
wegtaucht. Gemächlich
mit breiten Flossen nach meilenlanger
Reise, umschwirrt von Fliegenden
Fischen und umrundet von Haien,
den unerbittlichen Haien, die
du im Kino sehen kannst gleich
Nebenan.

Wird der Matrose an Deck gezogen und brabbelt
vor sich hin, daß er kein Glück hat,
nicht hier auf dem Wasser und
auch nicht an Land. Wo er spazieren
gehen will.

Im nächsten Hafen mit entzündeten Füßen.

Arnfrid Astel Kunstvorbehalt

Was ist ein Bankraub
gegen das Betreiben einer Bank?
Diesen Satz dürfte ich nicht aussprechen
(nicht weil er falsch wäre,
sondern weil er strafbar wäre)
wenn er nicht von Brecht wäre.

Landfried Schröpfer Familiengedicht (für S. und M.)

Jetzt hab ich lust, sagst du,
komm, machen wir ein kind.
Lust hab ich schon, sag ich,
komm, wir machen ein gedicht.
Da machten wir es.
Unser kind kam, heraus
kein gedicht.
Wir schreiben das auf.

Warum willst du denn
immer dichten? rufst du.
Bloß das nicht, ruf ich.
Dann sind wir wieder dabei.
Was denken wir uns dabei?
Soviel liebe, das gibt
kein gedicht. Das macht sich,
unser gedicht.

Schreiben wir es endlich
sagst du. Wir sitzen gespannt
an der schreibmaschine.
Ein gedicht schreiben,
das ist schwer, stöhnst du.
Leicht, wenn wir lust
drauf haben, seufze ich.
Oh lust, jetzt bist du dran.

Von selber wächst unser gedicht.
Da sagst du: Dann ist es doch
nur von dir allein.
Würdest du sowas in einem gedicht
von mir sagen? Also
sag hier noch was, sag ich.
Du sagst: Allein macht das
nicht soviel spaß.

Dann hattest du wieder lust
auf ein kind.
Schon trägst du es, das wird dir
von tag zu tag schwerer.
Und was macht
unser gedicht? frag ich. Ach das,
das ist längst fertig, rufst du,
das kannst du abtippen.

Ich bin zwanzig
und du bist mein Geliebter
Dieses Bild habe ich für dich gemalt
Wo mein Herz ist
habe ich eine Sonne gemalt
Ringsherum ist es brennend rot
weil ich dich liebe
Das Grün da unten
ist die Hoffnung
Das da ist mein Mund
Den habe ich in die Mitte gemalt
Und das viele Blau
Das ist mein Vertrauen
Hier oben ist mein Gehirn
Davorn habe ich es weiß gelassen
weil ich nichts denke
als dich
Hier oben ist noch was
Das Rosa
Es ist da weil ich möchte
daß ich immer fröhlich sein kann
Aber ein bißchen Grau ist hier an der Seite
Denn ich bin manchmal traurig
du könntest mich verlassen
Aber ich habe es dick eingemauert
wie du siehst.

Arnfrid Astel

Kopfzerbrechen im Sassafras

für Andersch, Lodemann und mich

Einige Redakteure zerbrechen sich den Kopf,
wie sie Lyrik interessant machen können,
nicht ahnend, daß ihr Kopf schon zerbrochen ist,
da sie interessante Lyrik gar nicht machen dürfen.

* Podiumsdiskussion „Ist Lyrik für die Medien untauglich“, veranstaltet am Rande der Düsseldorfer PEN-Tagung 1976.

Unterstreichung

Ein Leser, gefragt, weshalb er
seine Zeitung, die er doch hasse,
immer mit dem Rotstift lese,
antwortete, ich kann das
alles nur noch unterstreichen.

Der Professor
hat einen Lehrstuhl,
zwei Assistenten,
eine hübsche Frau,
eine Haushälterin,
ein Haus am Stadtrand,
zwei Kinder
und manchmal eine Geliebte.
Er hat, was er
braucht; er ist zufrieden
mit sich und der Gesellschaft,
die ihn umhegt.

Kein Wunder, daß er
seit neuestem von den
GRENZEN DES WACHSTUMS
philosophiert.

Seine Haushälterin
hält wenig von den
neumodischen Theorien,
seit der Professor mit ihr
einen Lohnstop
aushandeln wollte.

Arnfrid Astel Mißbrauch des Mediums

Die Botschaft
ist der Mißbrauch
des Mediums.

Die Meinung
ein Inserat
im Anzeigenteil.

Der Werbefunk
bringt jetzt
auch Nachrichten.

Ralf Thenior
Nachtregen

Der Nachtregen auf den Kastanienblüten,
der Geldumlauf im Blut, die Straßenlaterne,
langsam kommen sie zur Ruhe.
Der Tag sammelt stumme Erinnerung.

Koldenbüttel

Deich – Schnitt in den Himmel,
weit wölbt sich Vogelflug im Blau
kommt aus dem Grün kommt
aus dem Blau kommt aus dem Wind,
Eidergeglitzer, zeitweilig,
Städterlunge, klein, unter Wolken.

Herbst

Brecht, der alte Puritaner,
raucht in der Sonne,
kuckt nach den Fäden in der Luft.

Interieur, fünf Mark

Kristallaschenbecher auf polierten
schwarzen Glastischplatten, Kristall-
lüstern mit roten Käppchen über elektrischen
Kerzen spiegeln sich in Spiegelsäulen,
Silberlurex schwebt hinterm Tresen,
da, mit einer Biertulpe in der Hand,
schwer biegt sich der imitierte
Holländerschinken von der Wand,
Hundemeute auf dem Sprung zu etwas,
der Wechsler legt die Platte um,
Foxtrott, strahlender Bläusersatz.

Michael Buselmeier
Der Untergang von Heidelberg

Plötzlich gehen alle Laternen aus
unter der Decke, und ich radle
die Ziegelgasse zum Neckar runter
die irgendwo in einem Abgrund endet
mein Fahrrad rutscht weg
warum ist hier so finster am Tag
warum sind meine Füße so kalt
trotz doppelter Wollsocken?

Gestern stand ich weit draußen
zur Ebene hin, im Sonnenlicht
ließ Kieselsteine übers Wasser hüpfen
von drüben schrieten die Hähne, Pappelgeräusch

Wir sind die letzten, ich löse
die Uhr vom Handgelenk des Toten
schubse den Körper in eine Lache
Europa steht durch, brülle ich
wir werden uns in Südbaden festkrallen
das Wasser steigt
ich schleife meinen Toten hinter mir her
Löcher unter den Nägeln
seine steifen geschrumpelten Finger
haken sich in den Fugen des Pflasters fest
Woolworth ist taghell erleuchtet
aus den Kofferradios
werden ERDBEBENARTIGE ERSCHÜTTERUNGEN gemeldet
doch der Oberbürgermeister
hält am Wort BEHAGLICHKEITSLÖSUNG fest
Hinter schiefen Rolläden eingehauene Fenster
Einmal sah ich beim Spaziergehen
ein Fenster, mit einem Kleiderschrank zugestellt
Sie haben die Treppen mit Spitzhacken zerschlagen
Heizkörper, Waschbecken, Lichtleitungen
aus den Wänden gezerrt
eine zerbrochene Kloschüssel
mit Kot und Mörtel verstopft
und vergilbten Zeitungsartikeln
die Yankee-Flagge aus Plastik steckt drin
Ich irre durch diese vielen Räume
hinter mir bricht der Fußboden ein
schwarzes Loch, plätscherndes Wasser
ich schreie nach meiner Mutter
sie soll mich zum Aufzug führen

der irgendwo oben kreischend im Schacht steckt
 ein altmodischer Kasten mit ratternden Türen
 über einem leeren Schwimmbad
 mit abgerissenen Duschen und blinden Spiegeln
 Holzstücke treiben auf der Oberfläche
 Unkraut wuchert, es ist still
 Ein geborstenes Kino wird reingezogen
 bunte Türkenkinder krabbeln
 zwischen Trümmern und Stromkabeln rum
 Sieh runter auf die zermanschte Landschaft
 aus dem 32. Stockwerk des Dresdner Bank Hauses
 Drinnen breiten sich BÜRO-LANDSCHAFTEN aus
 von kranken Architekten ersonnen
 Ich sehe obszön aufgeschnittene Zimmer
 ganz oben eine verwohnte Tapete
 mit einem goldgerahmten Gemälde, ein Handtuch
 flattert im Wind, Sirenen kreisen, die Bagger
 Weit draußen auf einem Hügel
 neue SILOS FÜR ARBEITSTIERE
 ab und zu ein Mensch in einem Fensterkreuz
 ES LEBE DIE ZÄRTLICHKEIT DES BETON
 Einschußlöcher in den Scheiben des Sanierungsbüros
 der Stadtoberamtmann mit blutigem Kopf
 hinter seinem Schreibtisch, Zivilbullen
 tasten den Boden nach Projektilen ab

Gregor Laschen Versuch über den Kopfstand

Dem Andenken Georg Büchners

Da haben wir unsere Köpfe in die dünne Luft gehalten
 überm trägen Land unserer Geburt,
 da haben wir unsere Köpfe leichtfüßig blau
 werden lassen,
 dann haben wir aus unseren Köpfen das Blaue
 vom Himmel geholt und vor die Türen
 des Landes gesetzt
 mit sanfter Gewalt:

so haben wir Nägel ohne Köpfe gemacht.

Wir haben aus Köpfen Bilder gemacht,
 wir haben aus Köpfen Gegenbilder gemacht,
 wir haben die Welt zum Bild unserer Köpfe gemacht
 nach dem Bild in unserem Kopf,
 jeder für sich, daß die Luft voll
 von Bildern war und Gegenbildern,
 da war kaum noch Luft zum Atmen.
 Da holte die Gewalt aus, unsanft.

Wir sind mit dem Kopf gegen die Wand gerannt, an
 der plötzlich unsere Köpfe hingen im schwarzen Rahmen,
 da haben wir nur den Kopf geschüttelt,
 dann standen wir plötzlich an der Wand,
 jeder für sich in diesem Land,
 dann war die Erinnerung da:

Und da heißt es: jetzt machen sie den Kopfstand.
 Und da heißt es: jetzt bezahlen sie den Kopflohn.
 Und da heißt es: jetzt machen wir Nägel mit Köpfen.
 Wir ist aber nicht wir.
 Da heißt es: das verdanken sie ihren Köpfen.
 Sie sind aber nicht wir.

Wir holen das Blaue vom Himmel zurück in unsere Köpfe.

Wir gehen jetzt auf dem Kopf.

Geschichte Grün

Wie der Wind übers Gras geht,
es niederlegt, auseinander-
spreizt für eine Weile,
macht er das Grün heller:
eine Veränderung dessen, was doch so
bleibt, abseits
des Weges, den du kommst mit
wie immer
geschlossenen Augen: ehe
dir wieder die Augen
aus dem Kopf fallen
vor lauter Grün,

Geschichte.

(1976)

Uwe Friesel Dem Übel an die Wurzel

Heute hat mir der Zahnarzt
einen Nerv
aus dem Backenzahn
gezogen.
Der war nicht mehr zu halten
sagt er
Demontage
beginnt?
Widerstand!

(1977)

relativ

Du sitzt zwischen deinem Plunder
Rotlicht im Nacken
Neuralgie
Ganz schön gestreßt du Arschloch
Eins von vielen sei ruhig:
unten die Ampel
ist auch rot.

(1977)

Roman Ritter Die Neutronenbombe

„Wir wollen den Frieden“
Jimmy Carter, täglich

Keine Sorge,
unseren Autos passiert nichts.
Kein Kratzer im Lack, kein geplatzter Reifen.
Nur der Fahrer
wird unter die Räder kommen.

Keine Sorge,
unseren Häusern passiert nichts.
Kein zerborstener Ziegel, kein Fleck im Kalk.
Nur die Bewohner
werden blind aus den Fenstern fallen.

Keine Sorge,
den Fabriken passiert nichts,
und auch nicht ihren Besitzern
in Florida.
Nur die Arbeiter
werden brüllend in den Starkstrom torkeln.

Keine Sorge,
der Haarspange deiner Frau passiert nichts.
Auch das Katzenauge am Fingerring bleibt ganz.
Nur deine Frau wird verenden,
schreiend wie eine zerquetschte Katze.

Keine Sorge,
dem Spielzeuggewehr deines Kindes passiert nichts.
Auch seinem Teddybär fallen nicht die Haare aus.
Nur dein Kind wird sich am Boden winden
wie ein zertretener Wurm.

Keine Sorge,
den Generälen und ihrem Präsident passiert nichts.
Auch nicht dem Waffenfabrikant.
Es sei denn:

Wir schaffen sie ab.

Es war einmal und ist nicht mehr zu sehn
(da ist nicht mal ein Knochen mehr zu sehn)
Herrn Varus Heer im Teutowald;
so kann es sein, daß wir sehr bald
vergehn.
So kann es sein, daß wir sehr bald vergehn.

Sag du, mein Lieber nicht, das kann nicht sein.
Sag lieber nie, das kann ja gar nicht sein.
Sonst sagst du bald: adieu, Kochan,
im Sommer fängt der Regen an
zu schnein.
Im Sommer fängt der Regen an zu schnein.

Ihr aber, die ihr schon von Siegen schwätzt,
auf halber Höhe schon vom Siegen schwätzt,
da ihr den ersten Berg erklommt,
paßt auf, die große Krise kommt
erst jetzt.
Paßt auf, die große Krise kommt erst jetzt.

Und die nimmt nicht so einfach ihren Lauf.
Nein-nein, die Welt nimmt nicht so ihren Lauf.
Die wird von oben umgewälzt;
das hältst du, wenn du Ruhe hältst,
nicht auf.
Das hältst du, wenn du Ruhe hältst, nicht auf.

Der Kapitalismus macht die Welt zu Brei.
Und läßt sich auch noch rühren dieser Brei.
Mit Lust und unverbesserlich –
Du aber unterscheide dich
und schrei.
Du aber unterscheide dich und schrei.

Doch schrein alleine macht dich noch nicht klug.
Alleine schreien macht die Welt nicht klug.
Du sollst nicht so wie alle sein,
doch manchmal mußt du viele sein,
allein,
allein,
allein ist nicht genug.

*„Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz ihrer Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.“
(Manifest der Kommunistischen Partei, verfaßt von Karl Marx und Friedrich Engels 1848)*

I.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten war Westeuropa und insbesondere der EWG-Raum ein Tummelplatz der weiteren Verflechtung des in diesem Gebiet angelegten und operierenden Kapitals. Die Monopole der verschiedensten Länder ringen um die günstigsten Markt- und Machtpositionen. Eine besonders aktive und expansive Rolle spielen dabei die Monopole der Bundesrepublik.

Bereits für die Jahre 1961 bis 1969 wurden in 15 Sektoren und Untersektoren der verarbeitenden Industrie innerhalb der EWG 15 000 Vorgänge von Kapitalbeteiligungen, Fusionen, Kooperationen und Gründungen von Niederlassungen erfaßt.¹ Auch in den nachfolgenden Jahren hat sich die Zahl, vor allem aber die Bedeutung der Kapital- und Produktions-Operationen in diesem Raum ständig erhöht. Diese Prozesse der weiteren Internationalisierung des Kapitals haben selbstverständlich den EG-Rahmen längst überschritten. Vor allem das US-Kapital nutzte den Wirtschaftsraum Westeuropa, um sich hier seine zweite Basis zu schaffen, u. a. auch durch die Herausbildung eines sogenannten Euro-Dollar-Marktes, der Ende 1976 ein Marktvolumen von etwa 350 Mrd. Dollar erreicht hatte. Im letzten Jahrzehnt haben vor allem die Industrie- und Bankmonopole aus der Bundesrepublik eine aktive und führende Rolle in diesem Wirtschaftsraum gespielt. Die großen Konzentrationsvorgänge innerhalb der Bundesrepublik waren dabei wichtige Ausgangspositionen: Die „neue Veba“, heute Nr. 1 unter den 100 größten Industriekonzernen der Bundesrepublik, mit staatlichen Geldern aufgebaut, markiert diesen Expansionsweg ebenso wie die „Elefanten-Hochzeiten“ zwischen Thyssen/Rheinstahl und Mannesmann/Demag. In der Vielzahl der Zusammenschlüsse haben sie im nationalen, aber auch im internationalen Rahmen ebenso Geschichte gemacht, wie früher im Deutschen Reich der Kapital- und Produktionsverbund im I. G. Farben Komplex und die Vereinigten Stahlwerke im Bereich der Montan-Industrie. Wie schon damals, geht es auch heute um ökonomische Macht und politischen Führungsanspruch. Dies war auch der Hauptgrund, warum die nach dem 2. Weltkrieg geschwächten westdeutschen Konzerne Schritt für Schritt in der EWG bemüht waren, beherrschende ökonomische Positionen zu erlangen. Der „ökonomische Riese“ (Strauß) trainiert mit der Europa-Integration für die politische und militärische Führungsrolle in der NATO und im kapitalistischen Europa, aber auch weit darüber hinaus.

Bereits 1963/64 erreichte z. B. der damals mächtigste Industriekonzern der Bundesrepublik, der Thyssen-Konzern, einen Anteil von 10,5 Prozent an der Rohstahlerzeugung der sechs in der EWG zusammengeschlossenen Länder. Dieser nach wie vor wesentliche Sektor für die wirtschaftliche sowie militärisch-industrielle Entwicklung ist auch heute in der EG der neun Länder eine deutsche Domäne geblieben, obwohl

von Frankreich und Großbritannien aus ebenfalls mächtige Stahlkonzerne in der EG und darüber hinaus operieren. Es sind aber die „großen Zehn“, die 1974, im Stahlboom-Jahr, 53,2 Mio t Rohstahl produzierten, mehr als ein Drittel der gesamten Rohstahlerzeugung der EG (156 Mio t).² Position und Macht der Chemie-Riesen wiegen noch schwerer. Sie lassen sich in der Expansion ihres Einflusses erst gar nicht mit EG-Daten messen. Die drei Nachfolge-Gesellschaften des ehemaligen IG-Farben-Konzerns: Hoechst, BASF, Bayer, halten, am Umsatz gemessen, die drei ersten Plätze in der Weltrangliste der Chemie-industrie. Ihr Umsatz betrug 1976 zusammen rd. 65 Mrd. DM. Es ist nicht zufällig, daß bei allen drei Konzernen im Jahre 1976 die Umsatz-Zuwachsraten im Ausland größer als im Inland waren. Schwerpunkt im Auslands-Umsatz waren auch bei der Chemie die Länder der EG. Ähnlich starke Positionen hat die Bundesrepublik mit ihren Konzernen bei Kohle-Koks, Automobilen, im Maschinenbau aber auch im Produktionsbereich der Rüstungsgüter. Hier entwickelt sich vor allem die Elektro-industrie im Bereich der modernen Rüstungs- und Massenvernichtungswaffen besonders schnell. Sie nimmt heute hinter den USA den zweiten Platz in der kapitalistischen Welt ein; sie ist der größte Exporteur von Elektrowaren auf dem Weltmarkt. Es gibt heute kein Waffenobjekt, an dem die Großkonzerne Siemens, AEG-Telefunken, Bosch und die Kooperationskomplexe dieser Konzerne mit den ausländischen Elektrokonzernen, vor allem aus den USA, nicht beteiligt wären. Während bis Ende der 50er Jahre die Rüstungsimporte noch den überwiegenden Anteil bei der Aufrüstung der Bundeswehr ausmachten, hat sich seit einigen Jahren die Szenerie völlig verändert. Heute wird mehr als 80 Prozent der Ausrüstung der Bundeswehr von der eigenen Rüstungsindustrie geliefert. Die Bundesrepublik wurde außerdem zu einem großen Rüstungsexporteur. Dies nicht nur mit dem Superpanzer Leopard II, sondern auch mit Kriegsschiffen, Flugzeugen und fast allen Waffensystemen. Damit hat sich die materielle Basis des militär-industriellen Komplexes außerordentlich verstärkt. So ist bezeichnend, wenn auch kein Einzelfall, daß der frühere Inspekteur der Luftwaffe und Vorsitzende des NATO-Militärausschusses, General Johannes Steinhoff, den Posten eines stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden der Flugzeugfirma Dornier in Friedrichshafen angenommen hat. Dornier ist u. a. am deutsch-französischen Flugzeugprojekt Alpha Jet beteiligt – soviel zur Variationsbreite der Lockheed-Methoden in dieser Branche.

II.

„Die Liberalisierung des Kapitalverkehrs bleibt eine Grundforderung, die der BDI im Blick auf die EWG, darüber hinaus aber auch gegenüber der OECD ... seit langem nachhaltig vertritt.“ (Jahresbericht des Bundesverbandes der Deutschen Industrie 1969/70)

„Spiel ohne Grenzen“, damit war am 22./23. Oktober 1976 ein Leitartikel in der Industriellenzeitung *Handelsblatt* überschrieben. Er befaßte sich, neben anderem, mit dem Thema des anwachsenden Auslands-Engagements mächtiger international operierender Konzerne. Der Anlaß zu einer Strategie-Überlegung war gegeben, denn rund 48 Mrd. DM hatte 1976 der private Kapitalexpert für superneue Fabriken, Rohstoffbasen und Vertriebsnetze westdeutscher Konzerne im Ausland erreicht. Allein

in den schweren Krisenjahren 1974/76 betrug dieser Kapitalexpert 15 Mrd. DM. Die Unternehmen der Bundesrepublik hatten damit in der Zeit der ständig anwachsenden Massenarbeitslosigkeit, Betriebsschließungen und Produktionsverluste mehr Kapital ins Ausland gebracht als in den ersten 20 Jahren nach Kriegsende zusammen. Aber das ist nur die eine Seite dieser Expansionsbilanz. Die andere weist aus, daß Unternehmen, Privatpersonen und staatliche Stellen seit 1950 sogar 132 Mrd. DM langfristiges Kapital über die Grenze ins Ausland leiteten. Dieser Kapitalfluß setzte sich zusammen aus Aktienwerbungen, Anteilen bei der Weltbank und dem internationalen Währungsfonds sowie Krediten und Anleihen. Das *Handelsblatt* stellte fest, „daß solche Zahlen ihren Stellenwert erhalten, wenn man sie regional etwas genauer unter die Lupe nimmt.“

In diesem „Spiel ohne Grenzen“ läßt sich in der Tat in wenigen Zahlen und Daten der „Stellenwert“ des deutschen Kapitalflusses ziemlich zuverlässig nach den Schwerpunkten bestimmen. Von allen direkten Kapitalanlagen entfielen 1975 rund 35 Prozent auf Länder des Gemeinsamen Marktes (1961: 14 Prozent). Von den rund 5 Mrd. DM, die 1976 im Ausland angelegt wurden, entfielen 42,4 Prozent auf den gleichen Bereich. Das macht deutlich, wo Kapital Anlage sucht: immer noch zuerst in den bereits hochindustrialisierten Ländern. Dieser Schwerpunkt ist ein Ergebnis der bereits vorher geschilderten besonderen außenwirtschaftlichen und außenpolitischen Machtstellung der Konzerne der Bundesrepublik in Westeuropa. Hier ist auch der eigentliche Kern der expansiven Kapitalanlage zu erkennen: ökonomische Macht in politische Macht umzusetzen. Wenn das *Handelsblatt* in seinem Artikel „Spiel ohne Grenzen“ prinzipielle Positionen absteckte, dann nicht zuletzt in diesem Sinne. Vor allem geht es den Großkonzernen der Bundesrepublik neben Absatzmärkten für ihre Waren heute um Rohstoff-Basen. Diese sind vielfach in den Entwicklungsländern zu finden. Und hier wird auch die expansive Praxis über den Rahmen der EG hinaus besonders deutlich.

In einer Serie „Mit der Politik leben“ hat die zur *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gehörende ökonomische Spezialausgabe *Blick durch die Wirtschaft* am 11. November 1976 Professor Dr. Herbert Grünewald, Vorstandsvorsitzender der Bayer AG, zum Thema schreiben lassen: „Auslandsinvestitionen und Politik der Gastländer.“ Da heißt es durchaus richtig, daß die Kapitalanleger immer mehr in „das Spannungsfeld nationaler Politik des jeweiligen Gastlandes“ geraten. Das betrifft vor allem auch die Verfügungsgewalt über die nationalen Reichtümer, Mitbestimmung bei der eigenständigen Entfaltung der Sektoren der Wirtschaftsentwicklung usw. Es ist zwar ein Beweis der Veränderungen in der Welt von heute, wenn die Länder, die Kapitalanlagen ausländischer Konzerne wünschen, eine obligatorische nationale Beteiligung vom ausländischen Investor fordern. Für den Chef des Bayer-Konzerns ist ein solcher „Kompromiß“ aber nur zu akzeptieren, wenn dabei „die übrigen Bedingungen angenommen und die Investitionsmöglichkeiten insgesamt attraktiv sind.“

Dieses Ziel wollen die Investoren nach Grünewald durch Investitionsschutzabkommen erreichen. Damit soll das in der UNO-Charta der „wirtschaftlichen Rechte und Pflichten der Staaten“ ausdrücklich proklamierte Recht der Entwicklungsländer auf eigene Entscheidungen und auch auf „entschädigungslose Enteignung“ ganz offensichtlich überspielt werden. Das gilt auch für die demagogische Praxis, mit

sogenannten Verhaltenskodexen für die Multis die neokolonialistischen Praktiken zu verschleiern. Hierbei hat sich Bundeskanzler Helmut Schmidt auf einer deutsch-amerikanischen Konferenz der Friedrich-Ebert-Stiftung über die zukünftige Rolle multinationaler Konzerne besonders hervorgetan. Vor Spitzenmanagern forderte Schmidt einen „Code of Good Behaviour“ und stieß dabei auf Zustimmung der Spitzen des internationalen Kapitals.³ Die Bundesregierung bekräftigte in diesem Spitzen-Gespräch mehrfach die „wichtige und positive Rolle“, welche die Multis bei der Ölversorgung der Bundesrepublik während der Ölkrise übernommen hätten.⁴ Die Preiserhöhungen gehören positiv dazu.

Die reale Macht der bundesdeutschen Monopole in der EG wird nicht nur in konjunkturellen Blütenzeiten spürbar. Seit Beginn der Stahlkrise bemühten sich führende westdeutsche Konzerne um die Gründung eines als Rationalisierungs- und Krisenkartells deklarierten westeuropäischen Stahlkartells („Internationale Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie“). Unter der Führung des Thyssen-Konzerns kam dieses Kartell zustande und erfaßte etwa 40 Prozent der westeuropäischen Stahlproduktion, also die Produktion außerhalb Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens. Dieses als Kampfinstrument gegen die Konkurrenten aus der EG gebildete Kartell stieß aber auf starken Widerstand. In der Folge hat sich dann gewissermaßen als „Kompromiß“ ein die gesamte EG-Stahlindustrie erfassendes Kartell, „Eurofer“, mit Sitz in Luxemburg herausgebildet. Geblieben ist aber auch das vom Thyssen-Konzern maßgeblich geschaffene Instrument monopolistischer Macht. Die EG-Kommission in Brüssel hat mit Hilfe dieser Kartelle „Mindestpreise“, die praktisch Höchstpreise sind, für verschiedene Stahlsorten festgelegt. Das „freie“ Spiel des Marktes wurde damit ganz offiziell unterbunden. Die Aktionäre können somit auch, wie die Geschäftsabschlüsse westdeutscher Stahlkonzerne beweisen, in der Krise steigende Dividenden erwarten. Ähnlich ist es mit der Gründung eines von der Brüsseler Kommission genehmigten Kartells westeuropäischer Mineralölkonzerne Ende 1976. Hier hatte die Veba ihre Hand im Spiel, hauptsächlich um die rückläufigen Mineralölpreise zu bremsen.

Ein weiteres „Spiel ohne Grenzen“ zeigt sich auch im Atomgeschäft mit Brasilien. Die westdeutsche Atomindustrie ist mit Hilfe der Regierung dabei, das bisher größte Atomgeschäft zu realisieren. Schließlich geht es dabei auch um eine Basis für die militär-ökonomische Versorgung mit Uran. Auch dies ist ein Beweis des Strebens westdeutscher Konzerne, im Bündnis mit den aggressiven Kräften und im Gegensatz auch zu einigen Bundesgenossen die atomare Expansion voranzutreiben.

Es gibt aber auch noch eine andere, eine bedeutende soziale Problematik im Zusammenhang mit dieser Expansion. Sie bringt nämlich gegenwärtig zusätzliche Beschäftigungsprobleme. Der Abfluß von Kapitalien in „Billig-Lohn-Länder“ bedeutet Wachstumsverlust innerhalb der Bundesrepublik und bildet eine zusätzliche Quelle für die Entwicklung der Massenarbeitslosigkeit. Außerdem macht sich damit eine Entwicklung geltend, bei der sich wie in den Vereinigten Staaten charakteristische Entwicklungen ergeben können: geringeres Wachstum im eigenen Lande, eine zunehmende Kluft zwischen den Masseneinkommen der Werktätigen und den Profiten der internationalen Konzerne und Ausspielen der Arbeitskräfte des einen Landes gegen die Beschäftigten anderer Länder.

III.

„Bonn ist in der Weltpolitik ins vorderste Glied gerückt. Außenpolitik bedeutet heute zu einem erheblichen Teil Wirtschaftspolitik. Wenn die Vorstellungen der Bundesregierung auf diesem Feld sich zum Maßstab für die führenden Industrie-Nationen entwickeln, wird nicht nur die Verantwortung größer, sondern verstärkt sich auch das Engagement. Die These, die Bundesrepublik sei zwar wirtschaftlich eine Großmacht, politisch jedoch nur ein Gnom, ist veraltet. Der Londoner Gipfel markierte eine Wende.“ (Leitartikel in der FAZ vom 10. Mai 1977 nach Abschluß des Krisengipfels in London)

Wie alle Bundesregierungen vor ihr, sieht die Regierungskoalition Schmidt/Geneser die feste Verankerung der Bundesrepublik in der EG und NATO und die institutionelle Stärkung dieses kapitalistischen Integrationsinstruments als den konkreten Ausdruck einer festen politischen und ökonomischen Bindung im westlichen Gesamtsystem. Die EG ist heute für die herrschenden Kreise nicht nur ein „Sprungbrett“ für einen neuen imperialen Höhenstart. Heute sind die erreichten ökonomischen Machtpositionen bereits Rückhalt einer arroganten Hegemoniepolitik, die sich etwa als „Modell Deutschland“ den europäischen Völkern empfiehlt. Helmut Schmidt hat am 9. 10. 1977 in der „Berliner Stimme“ (SPD-Organ) das Anwachsen der EWG auf zehn Mitgliedstaaten als Ausdruck eben dieser Politik deutlich gemacht und dabei auch das strategische Hauptziel des neudeutschen Imperialismus beim Namen genannt: „Die Entwicklung der EWG von 6 auf 10 Mitgliedstaaten (Norwegens Wähler hatten noch nicht gegen den Beitritt zur EWG votiert, F. R.) liegt im deutschen Interesse – wirtschaftlich, aber auch politisch!“

Dieses „deutsche Interesse“ ist nun keineswegs gleichzusetzen mit den wahren nationalen Interessen der Bevölkerung unseres Landes. Die Attacken von Bundeskanzler Schmidt gegen die Bundesgenossen innerhalb der EG dürfen heute als Synonym gelten für den Führungsanspruch des westdeutschen Groß- und Monopolkapitals. Diesen Kreisen geht es ausschließlich um Profit und Expansion. Das zeigte sich besonders drastisch im Verhältnis zu Italien, als 1975 eine Anleihe-Aktion der EG-Länder zur Sanierung des Zahlungsbilanzdefizits Italiens eingeleitet wurde. Ein 5-Mrd.-Kredit der Bundesregierung wurde bewußt solange hinausgezögert, bis die italienische Regierung bereit war, drastische Auflagen zur Beschränkung der Massenkaufkraft, u. a. durch Steuererhöhungen, hinzunehmen und zugleich bestehende Import-Beschränkungen gegenüber der Bundesrepublik gänzlich zu beseitigen. Finanzminister Apel sagte damals kaltschnäuzig: „Deshalb war es nicht nur Altruismus, wenn die Bundesrepublik Italien einen Kredit gewährt hat.“⁵

Im gleichen Geiste kritisieren führende Politiker der Bundesrepublik das Verhalten von „Partner“-Regierungen gegenüber kommunistischen Parteien, linken Bewegungen und Bündnissen. Helmut Schmidt hat mit großer Kanzlergeste an die Adresse Italiens erklärt, er würde im Falle einer kommunistischen Regierungsbeteiligung jegliche Wirtschaftshilfe an Italien streichen. Selbst der bürgerliche Londoner „Guardian“ bezeichnete Schmidts damalige Attacken als einen glatten Verstoß gegen die UNO-Charta und als „krasse Einmischung“. Ähnlich waren auch die Eingriffe in die fortschrittlichen Entwicklungen in Portugal. Führende westdeutsche Unternehmen „überprüften“ nach dem 25. April 1974 ihre Investitionspläne und legten in

Portugal Werksteile still. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vermerkte diese Aktion mit der ökonomisch klingenden Feststellung, für die Investoren von Hoechst, Siemens und Grundig sei dieses Land „nicht mehr so attraktiv“. Dies alles entspricht dem Vormachtstreben des deutschen Imperialismus in Westeuropa und zielt letztendlich darauf ab, die in der EG beteiligten Länder den monopolistischen Interessen des expansiven Kapitals der Bundesrepublik zu unterstellen und sie in eine gegen den gesellschaftlichen Fortschritt verpflichtete Allianz einzubinden. Sie sollen sozial-ökonomisch und politisch die Zügel gegen die werktätige Bevölkerung – getreu dem „Modell Deutschland“ – noch stärker anziehen. Das läßt sich als gemeinsames Ziel der herrschenden Kreise unseres Landes erkennen, wenn auch punktuelle Meinungsverschiedenheiten über Intensität und Stoßrichtung dieser Politik zwischen der CDU/CSU und der SPD/FDP vorhanden sind. Und alle bemühen sich darum, den Bürgern diese Politik unter der Fahne Europas schmackhaft zu machen. Der CDU-Vorsitzende Kohl hat dies in einem Grundsatzartikel schon vor vielen Monaten mit den Worten umrissen: „Es ist uns noch nicht ausreichend gelungen, Europa zum unmittelbaren Handlungs- und Erlebnisfeld des Bürgers werden zu lassen, ihm deutlich zu machen, daß Europa für ihn Herausforderung und Chance zugleich bedeutet. Wenn der Zusammenhang zwischen unmittelbarer persönlicher Lebensgestaltung und europäischer Integration klar wird, dann wird sich als Folge auch mehr Bereitschaft zur Identifikation einstellen“.⁶ Zur Identifikationshilfe sei nur die Tatsache erwähnt, daß sich gerade die Länder der EG durch tiefsitzende soziale Gebrechen auszeichnen, eine hohe Zahl von Arbeitslosen und Kurzarbeitern. 5 Millionen registrierte Arbeitslose dokumentieren die Herrschaftsbedingungen innerhalb des kapitalistischen Integrationsgebildes. Ende 1976 waren 35 Prozent aller Jugendlichen in den EG-Ländern ohne Arbeit bzw. ohne Berufsausbildung. So bleiben, bei allen Fortschritten monopolistischer Politik, die sozialen Interessen der arbeitenden Bevölkerung auf der Strecke. Dieser Widerspruch der Interessen garantiert der Herrschaftspolitik der Monopole keine große Zukunft. Hinzu kommt, daß es gelungen ist, erste Schritte auf dem Weg der Entspannung und Zusammenarbeit in Europa einzuleiten: Versuche, die Spaltung Europas zu zementieren, in den inneren Entwicklungen der beteiligten Länder reaktionäre und sozial rückschrittliche Positionen zu verstärken und Westeuropa zu einem Block gegen die sozialistischen Länder auszubauen, sind mehr als einmal gescheitert. Die Kräfte, die ihre Politik unter dem Europa-Banner tarnen, aber monopolistische Macht realisieren wollen, formieren sich jedoch immer wieder neu, wenn man sie nicht hindert. Vor allem ist dies eine Aufgabe der Arbeiterbewegung: Zurückdrängung und schließliche Überwindung der Macht der international operierenden Monopole.

Anmerkungen:

¹ Memorandum der Kommission der Europäischen Gemeinschaften an den Rat über die Industriepolitik der Gemeinschaft „Europäisches Parlament“ Sitzungsdokumente 1970/1971, Dokument Nr. 15, 21. 4. 1970, S. 1/45 ff.

² 1974 produzierten diese Konzerne jeweils:

Thyssen: 17,1 Mio t Rohstahl, Hoesch: 6,7 Mio t, Salzgitter: 4,5 Mio t, Krupp: 4,5 Mio t, Röhring: 3,4 Mio t, Maxhütte: 1,0 Mio t, Korf: 0,9 Mio t, Neunkirchen: 1,3 Mio t, Mannesmann: 5,1 Mio t. Thyssen rangierte in der EG 1974 unter den Stahlkonzernen auf dem 3. Rang; auf der Weltliste der kapitalistischen Stahlkonzerne auf dem 9. Rang.

³ Teilnehmer der Konferenz waren u. a. Manager solcher US-Konzerne wie American Can, Dupont, Giebold, Mobil Oil, Honeywell, Proctor and Gamble, NCR, Exxon/Esso, IBM und deutsche Konzerne wie Siemens, VW, BASF, Henkel, Deutsche Bank.

⁴ Angaben nach: *Die Welt*, 28. 11. 1974

⁵ *Frankfurter Rundschau*, 12. 10. 1974

⁶ Dr. Kohl, „Neue Phasen der Integrationspolitik“, *Rheinischer Merkur*, 1. 6. 1973, S. 1

Die antibolschewistische Kampagne von 1943 – ein Modell

Im Oktober 1942 mußte die deutsche Heeresleitung in Stalingrad den Übergang zur Verteidigung befehlen. Damit war die Eroberungspolitik des deutschen Faschismus in die Defensive geraten. Die Wende des Zweiten Weltkrieges zeichnete sich ab. Die faschistische Propaganda wurde den neuen Bedingungen angepaßt. Dabei wurden bereits Konzepte entwickelt, die auch in der Nachkriegszeit eine Rolle spielten.

Im folgenden werden Zitate aus internen Papieren des Goebbels-Ministeriums und der Propagandaleitung der NSDAP montiert¹. Dazu stellen wir einige Aussagen aus jüngster Zeit, ohne die politische Situation und die zitierten Autoren mit dem Faschismus gleichsetzen zu wollen.

Dokumentiert wird eine imperialistische Propaganda-Strategie im Entstehungsstadium. Hierbei tritt ihr instrumenteller und zynisch-manipulativer Charakter zutage. Die hinter ihr stehenden Interessen werden natürlich nur indirekt deutlich. Sie sind bei Reinhard Opitz „Europastrategien des deutschen Kapitals 1900 – 1945“² anhand von Quellenmaterial ausführlich nachgewiesen worden. Dieser Nachweis ist umso wichtiger, als in zunehmendem Maße faschistische Propaganda wieder für bare Münze genommen wird. Beispiele sind u. a. die Zeitschrift „Das III. Reich“, sowie Buch und Film des F.A.Z.-Mitherausgebers Joachim C. Fest über Adolf Hitler. Worum es dabei geht, hat Fest klargemacht: „So bedeutsam ein Teil der Industrie oder des Großgrundbesitzes für Hitler und seinen Aufstieg geworden sind – er hat sich weder von ihnen noch von anderen Mächten benutzen lassen.“³

Es geht darum, die Beziehung zwischen Großkapital und Faschismus zu verschleiern und ihn zugleich als „normale“ politische Lösung in einer Krise der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung darzustellen:

„Das Unmaß von Popularität, das Hitler in den dreißiger Jahren genoß, läßt sich nur daraus erklären, daß Hitler zu dem Zeitpunkt von der Grundstimmung der Volksmehrheit getragen war und in ihrem Sinne handelte.“⁴ So ist auch Joachim C. Fests zweideutige Schlußfolgerung zu verstehen: „Wenn Hitler selbst auch gescheitert und von einer neuen Generation nahezu vergessen ist, so ist doch keine der Voraussetzungen, die ihn zur Herrschaft brachten, überwunden. In diesem Sinne kann man von einem Scheitern nicht sprechen und muß man es ratsam nennen, ihn vor Vergessenheit zu bewahren.“⁵

1. Ende 1942 – Anpassung an die neue Lage

„Die augenblickliche Kriegslage gibt Veranlassung, die Grundlagen unserer Propaganda zu überprüfen. . . Wir legen auf die Tatsache des Verteidigungskrieges viel zu wenig Wert . . . Nur ein Verteidigungskrieg ist heilig in dem Sinne, daß der Mensch bis zum letzten Atemzuge kämpfen wird. Der bolschewistische Propaganda ist es gelungen, die russischen Massen davon zu überzeugen, daß wir die

Angreifer sind. . . Ich halte es für notwendig, daß der Gedanke des Verteidigungskrieges unsere öffentliche Propaganda beherrscht. . .“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 25. November 1942)⁶
„Unabhängig von der Tatsache, daß wir Rußland angegriffen haben, ist heute durch den Verlauf des Rußlandfeldzuges mehr denn je erwiesen, daß der Bolschewismus eine Angriffsrüstung gegen die Welt geschmiedet hatte. . . Der Kampf gegen den Bolschewismus findet auf der ganzen Welt wenn auch versteckt Sympathie. Das deutsche Volk kann, wenn es die drohende bolschewistische Gefahr erkennt, wirklich zu einem totalitären Krieg erzogen werden. Man muß ihm nur die wirkliche Lage klarmachen.“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 8. Dezember 1942)
„Es gibt zwei propagandistische Grundtatsachen, die für die deutsche Sache sprechen. . . Die eine Tatsache ist die, daß Deutschland Europa vor dem Bolschewismus schützt, die zweite, daß nur Deutschland die auf dem Kontinent notwendige Einigung herbeiführen kann.“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 25. November 1942)

2. Von den Weisen von Zion zum gewöhnlichen Antikommunismus und Antisowjetismus

„Die antibolschewistische Propaganda kann nur an der bolschewistischen These aufgehängt werden. Abstrakte Behauptungen über jüdische Weltherrschaftspläne finden keine Abnehmer mehr. Die Inkarnation des Judentums ist der Bolschewismus. Dabei wollen wir bleiben und das genügt uns auch. Die bolschewistische Gefahr ist etwas Konkretes, das wir urkundenmäßig belegen können, während die Weisen von Zion fragwürdig sind. Die antibolschewistische These ist eine geeignete Begründung für unsere Ausrottungspolitik gegenüber den Juden. . . Die Voraussetzung jeder großen Propaganda ist Einfachheit. Unsere bisherigen Methoden waren nicht einfach. Unser Verhältnis zum Bolschewismus, zum feindlichen Kapitalismus und zum Judentum war nicht ganz klar. Klar wird unsere Propaganda erst, wenn wir Judentum und Bolschewismus unter allen Umständen identifizieren. Überall in der Welt, wo ein Jude auftritt, sei er Kommunistenführer oder Hochkapitalist, ist er für uns ein Steigbügelhalter des Bolschewismus.“

Es kommt also darauf an, nicht von abstrakten Weltherrschaftsplänen der Juden zu sprechen, denn diese haben bereits ihre konkrete Form gefunden im Bolschewismus, der die Weltherrschaft anstrebt. Damit scheiden wir auch die jüdische Plutokratie von den übrigen Kapitalisten Anglo-Amerikas. Unsere Aufgabe ist es nicht, diese englisch-amerikanischen Kapitalisten in die feindliche Kampffront hineinzuziehen, sondern sie herauszuziehen. . .

Eine der Chancen liegt darin, daß die bürgerliche Welt unserer Gegner die wirkliche Gefahr des Bolschewismus erkennt, und es müde wird, den Wächter der Welt vor dem Tore des Bolschewismus, den Nationalsozialismus, zu bekämpfen.“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 11. Januar 1943)

3. Richtlinien der antibolschewistischen Kampagne von 1943

„Mit dem bolschewistischen Chaos haben wir eine Walze . . . , die wir in immer neuer Spiegelung ablaufen lassen können.“

(Schreiben der Reichspropagandaleitung der NSDAP an Goebbels, 12. Januar 1943)
„Die Schicksalsfrage, vor die das deutsche Volk und darüber hinaus ganz Europa gestellt ist, lautet:

SIEG ODER BOLSCHEWISTISCHES CHAOS!

Entsprechend dieser Parole ist es nunmehr Aufgabe der Propaganda, dem deutschen Volk und damit den übrigen Völkern über diese Tatsache und über die daraus zu ziehenden Folgerungen völlige Klarheit zu geben. Die Propaganda gegen die pluto-krischen Westmächte tritt gegenüber der Propaganda gegen den Bolschewismus vorläufig an die zweite Stelle . . . Der Hauptgegner, gegen den wir zu kämpfen haben, ist der Bolschewismus. . .“

(Reichspropagandaleitung der NSDAP: „Anweisung für die antibolschewistische Propaganda-Aktion“, 20. Februar 1943)

„Deshalb sind die untergründigen Kriege, die zwischen England, den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion schon jetzt geführt werden, so wichtig. Erfassen wir ihren Sinn, so können wir die Konturen des Zukünftigen auch erkennen und unser eigenes Handeln darauf einrichten.“

(Giselher Wirsing, nachmaliger Chefredakteur von „Christ und Welt“, in der nur im Ausland vertriebenen Illustrierten „Signal“, Mai 1943)⁷

Auch die rassistische Propaganda gegen die slawischen „Untermenschen“ wurde jetzt dem gewöhnlichen Antisowjetismus angepaßt:

„Die Propaganda richtet sich ausnahmslos gegen das bolschewistische System und nicht gegen die Ostvölker nicht gegen den Panslawismus nicht gegen den politischen und nationalen Einheitsbegriff Rußlands.“

Alle Parolen müssen zugleich immer aktive Kampfparolen zugunsten der Befreiung der Ostvölker . . . sein.“

(Vorlage für den Reichspropagandaleiter der NSDAP: „Antibolschewistischer Propagandaplan“, 14. Februar 1943)

„Müßten nicht auch Anstrengungen geboten sein, die unter dem Kommunismus lebenden Völker von ihm zu befreien? Humanitäre Verantwortung spricht dafür. Aber dagegen steht die Minimal-Ordnung für das internationale Zusammenleben. . . Der Verzicht auf Einwirkung wiegt nicht schwer, zeigt doch die Erfahrung, daß sich kommunistische Herrschaft nur von innen her aufbrechen läßt.“

(Johann Georg Reißmüller: „Ist Antikommunismus schlecht?“, Leitartikel der F.A.Z., 17. August 1976 – zum 20. Jahrestag des Verbots der KPD)

„Von Menschenrechten zu reden, ist auf lange Sicht erfolgversprechend. Vor allem, weil sie der überwiegende Teil der Menschen im kommunistischen Machtbereich nach wie vor ebenso versteht, wie sie hierzulande verstanden werden und wie sie überall Gültigkeit bekommen sollten.“

(Ernst Otto Maetzke: „Ausweichen vor den Menschenrechten“, Leitartikel der F.A.Z., 27. April 1977)

4. Propaganda im Osten

„Die Juden haben in der Sowjet-Union den Staatskapitalismus geschaffen, die krasseste Form des Kapitalismus überhaupt. Das Judentum strebt die Weltherrschaft

an, um auf Kosten der Werktätigen und Bauern ein üppiges und bequemes Leben zu führen.“

(„Jude bleibt Jude“. Plakat für die besetzten Gebiete der Sowjetunion, Juni 1943) ⁸

„Was versprochen . . .

Das Land den Bauern!

Religion: Opium für das Volk!

Nieder mit dem Militarismus!

(„Bolschewistische Lügen“. Plakat für die besetzten Gebiete der Sowjetunion, Juni 1943) ⁹

*

„Antikommunismus heißt . . ., sich darüber im klaren sein, was der Kommunismus . . . von 1917 bis heute gewesen ist: ein ideologisiertes Regime planmäßiger Unterdrückung der Völker im Interesse einer kleinen Oberschicht.“
(Johann Georg Reißmüller: „Ist Antikommunismus schlecht?“, Leitartikel der F.A.Z., 17. August 1976)

5. Propaganda im Westen

„Diese Propaganda soll die Furcht vor der Bolschewisierung Europas erwecken und die Völker Europas auf der Basis der Furcht zusammenschließen.“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 19. Februar 1943)

„Wir führen diesen Kampf nicht nur für uns und unsere Kinder, sondern es geht im Kampf gegen den Bolschewismus um die gesamte Kultur überhaupt. Was dies bedeutet, müßte im einzelnen immer wieder in neuen Variationen dargestellt werden, damit es jeder Deutsche, Spanier, Franzose, Schwede begreift. Wir kämpfen für Goethe, Schiller und Kant, genau so aber für Shakespeare, Milton, Corneille, Calderon. Immer wieder muß anhand neuer Beispiele den einzelnen Völkern klargemacht werden, daß ihre gesamte bisherige Kultur vernichtet werden würde, wenn das bolschewistische Chaos über uns käme.“

(Schreiben der Reichspropagandaleitung der NSDAP an Goebbels, 12. Januar 1943)

„Das weitere große Kapital in unserem Ideengut ist der sozialistische Gedanke. Auch er ist zumindest schlummernd noch immer die Hoffnung vieler Menschen in Europa. Der soziale Fortschritt in Deutschland, die Achtung vor dem Arbeiter, die Entwicklungsmöglichkeiten des geringsten Volksgenossen, alles dies ist der Welt noch viel zu wenig bekannt.“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 18. Februar 1943)

*

„Hitlers nationaler oder ‘deutscher’ Sozialismus war . . . nicht nur Lippenbekenntnis, besaß außerdem als Sinnkombination damals durchaus Zugkraft . . . Es ist nicht zu leugnen, daß damals der Proletarier, der Habenicht, der ‘vaterlandslose Geselle’ erstmals voll in den Staat hineingenommen und aufgewertet worden ist.“
(Sonderheft „Adolf Hitler“ der Zeitschrift „Das III. Reich“, Juli 1977) ¹⁰



6. Propaganda im Inland

„Innenpolitisch müsse man den Angehörigen der einzelnen Stände klarmachen, wie ihr Los bei einem Sieg des Bolschewismus aussehen würde.“

(Vorlage im Propagandaministerium für Goebbels, 12. Januar 1943)

„Der Bolschewismus hat im eigenen Gebiet längst das selbständige Handwerk ausgerottet. Der Bolschewismus muß überall das selbständige Handwerk ausrotten, weil selbständige Menschen nicht in sein Versklavungssystem hineinpassen.“

(Vorlage für den Reichspropagandaleiter der NSDAP, 9. März 1943)

„Das weitgehende Interesse für das Kolchos-System muß ausgenutzt werden, natürlich nicht durch die Herausstellung der staatspolitischen Vorzüge dieses Systems, die wiederum einem Teil unserer Bevölkerung imponieren. Bauern und Landarbeiter werden das richtige Verständnis für dieses System haben, wenn sie erfahren, welche Hungerlöhne, Steuern, Naturalabgaben usw. nach einem genau ausgeklügelten Akkordsystem zum Schaden der Kolchosen-Mitglieder herausgepreßt wurden.“

(Vorlage für den Reichspropagandaleiter der NSDAP, 10. März 1943)

„Das Vorhandensein der riesigen Bauten und gigantischen Werke der Sowjets ist heute jedem Deutschen bekannt. Diese Bauten dürfen nicht mit Stillschweigen übergegangen sondern immer wieder als Beweis für die Angriffsabsicht der Sowjets herausgestellt werden.“

(Vorlage für den Reichspropagandaleiter der NSDAP, 10. März 1943)

„Mit aller Deutlichkeit ist klar zu machen, welches Schicksal dem deutschen Volk von dem Bolschewismus bereitet würde, und zwar dem Volk in seiner Gesamtheit ohne Ausnahme . . . Das System der rücksichtslosen Ausbeutung von Zwangsarbeitern und die grauenvollen Zustände in den Zwangsarbeiterlagern sprechen eine eindeutige Sprache und veranschaulichen mit erschreckender Deutlichkeit, welches Los gerade die breiten arbeitenden Schichten unseres Volkes treffen würde.“

(Reichspropagandaleitung der NSDAP: „Anweisung für antibolschewistische Propaganda-Aktionen“, 20. Februar 1943)

*

„Solchermaßen wird aus einem ‚Recht der Arbeit‘ bei Bedarfe eine Pflicht zur Arbeit, die unter Umständen stracks in den Archipel Gulag hineinführen kann . . .“

(Ernst-Otto Maetzke: „Ausweichen vor den Menschenrechten“, Leitartikel der F.A.Z., 27. April 1977)

7. Exkurs über den Klassenkampf

„Wenn wir von der Jugend in Europa sprechen, so muß uns zweierlei bewußt sein: einmal ist diese Jugend überall im Begriff, endlich über die Zeit des Klassenkampfes und der sozialen Vorurteile hinauszuwachsen. Auch in den Ländern, in denen Deutschland bekämpft wird und die gegen Deutschland kämpfen, hat indirekt die deutsche Idee der Überwindung des Klassenkampfes größte Wirkung gehabt.“

(Giselher Wirsing in „Signal“, März 1945)¹¹

*

„Daß es heute bei uns keinen echten Klassenkampf mehr gibt — es ist vielleicht eine der wenigen positiven Errungenschaften des ‚Tausendjährigen Reichs‘.“

(Sonderheft „Adolf Hitler“ der Zeitschrift „Das III. Reich“, Juli 1977)¹²

„Selten jedenfalls in seiner Geschichte, so wird man im ganzen und allen späteren Legenden zum Trotz sagen müssen, hat das deutsche Volk sich so eins gefühlt mit sich selbst und zumindest im Überschwang der ersten Phase dem neuen Regime das Erlebnis einer nahezu klassenlosen Gesellschaft gedankt.“

(Joachim C. Fest)¹³

„Konsequenter Sozialismus strahlt einen kennzeichnend kalten, erbarmungslosen Haß ab. Mit der Lehre von der Feindschaft der Klassen und des Kampfes für ihre restlose Beseitigung können Marxisten nicht vermeiden, den Grundkonsens des modernen, ‚pluralistischen‘ Verfassungsstaates anzugreifen.“

(Günther Gillesen: „Freiheit oder Sozialismus?“, Leitartikel der F.A.Z., 17. April 1976)

Anmerkungen:

¹ Teilweise veröffentlicht in Diederich/Grübling/Bartholl: „Die rote Gefahr. Antisozialistische Bildagitation 1918 bis 1976.“ Westberlin 1976, S. 90 ff.

² Köln 1977.

³ „Skizze zu einem Hitler-Porträt.“ Zit. nach dem Sonderheft „Adolf Hitler“ der Zeitschrift „Das III. Reich“, Juli 1977, S. 59. In diesem Heft, das einen kaum noch verhüllten Rechtfertigungsversuch für den deutschen Faschismus darstellt, befindet sich Fest u. a. in der Gesellschaft der Altfaschisten Hans Kehr und Hans Ulrich Rudel.

⁴ Zwischentext aus dem Sonderheft „Adolf Hitler“, a.a.O., S. 33.

⁵ „Skizze zu einem Hitler-Porträt“, a.a.O., S. 69.

⁶ Bundesarchiv, Koblenz. NS 18/224. Soweit nicht anders angegeben, finden sich die zitierten NS-Dokumente unter dieser Signatur.

⁷ „Die Saat für den dritten Weltkrieg.“ Zit. nach Hans Dollinger (Hrsg.): „Facsimile — Querschnitt durch Signal.“ München, Bern, Wien 1969, S. 150.

⁸ In: „Lager-Verzeichnis Ostpropaganda im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda (1942 bis 1944)“, Kenn-Nummer P 104. Bundesarchiv Koblenz R 55 DC/455a.

⁹ a.a.O., Kenn-Nummer P 101.

¹⁰ Zwischentext a.a.O., S. 11.

¹¹ „Was wird aus der Jugend?“ Zit. nach Dollinger, a.a.O., S. 198.

¹² Zwischentext, a.a.O., S. 11.

¹³ „Skizze zu einem Hitler-Porträt.“ Zit. nach dem Sonderheft „Adolf Hitler“, a.a.O., S. 66.

¹⁴ Die Wanderausstellung wurde in Zusammenarbeit mit den Autoren dieses Beitrags erstellt. Sie ist auch faksimiliert als Mappe (Din A3) und als Dia Serie erschienen. Erhältlich bei: DFU, Venloerstr. 383, 5000 Köln 30.

Jürgen-Peter Stössel, Journalist und Schriftsteller, arbeitete von 1970 bis 1975 im SPD-Ortsverein Inning (Landkreis Starnberg) mit. Nach langen Querelen mit dem Vorstand des Ortsvereins trat er im Dezember 1975 aus der SPD aus, weil er keine Möglichkeit mehr zu einer sinnvollen und weiterführenden politischen Arbeit sah (s. Deutsche Volkszeitung Nr. 5, 1976, kürbiskern 1/76). Auch seine Frau Christiane, seit 1976 Kreisrätin im Kreistag Starnberg, sah sich Angriffen von Mitgliedern des Ortsverein-Vorstandes ausgesetzt, weil sie keine Lust hatte und keinen politischen Sinn darin sah, sich den mehr als konservativen Positionen dieser „Sozialdemokraten“ anzuschließen. Es wurde ein Parteiordnungsverfahren gegen sie angestrengt. Das Ehepaar Stössel hatte, um auch in Inning die Bevölkerung in den Genuß kommunaler Kulturpolitik kommen zu lassen, ehrenamtlich einen „Kulturkreis“ aufgebaut, in dessen Leitung Inninger Bürger verschiedenster Weltanschauung mitarbeiteten. Es wurden z. B. Lesungen durchgeführt mit August Kühn, Angelika Mechtel und einer Reihe von Mundartdichtern, Ausstellungen gab es u. a. von Albert Heinzinger, Guido Zingerl und Inninger Laienmalern. Zwei Mitglieder des Ortsvereinsvorstandes, deren Namen hier aus Mitleid verschwiegen seien, verfaßten Ende 1976 einen 100 Seiten umfassenden Polit-Essay „mit Kommentar und Quellenangaben“, in dem der Untergang des Abendlandes am Beispiel Innings, verursacht durch die bolschewistische Wühlarbeit des Ehepaars Stössel, nachgewiesen werden soll. Aus diesem Werk sind hier einige Stellen zitiert. Man kann diese Ergüsse lesen wie eine unfreiwillige Satire. Aber sie konnten doch nur entstehen vor dem Hintergrund einer von der Parteispitze forcierten Rechtsentwicklung in der SPD. Soll man lachen oder weinen?

Über die Zielrichtung

Wir treten erst jetzt mit dem gesichteten und ausgewerteten Material vor die SPD und – mit Auszügen – vor den Kulturkreis. Denn die Recherchen, die Sammlung und Aufbereitung der schriftlichen Unterlagen, sowie die datenmäßige Zuordnung mündlicher Äußerungen haben Monate in Anspruch genommen. Wir haben am Münchener Institut für Zeitgeschichte etliche Jahrgänge des DKP-Zentralorgans *Unsere Zeit* systematisch gesichtet und analysiert. Was den *kürbiskern* und die *Literarischen Hefte* angeht, waren wir auf den Zufallgriff in die Bücherkisten DKP-naher collectiv-Buchläden angewiesen. Der Verfassungsschutzbericht '75 des Bundesinnenministers hat die Zielrichtung unserer Recherchen bestätigt . . . Die Zielrichtung . . . wurde auch durch einen privaten Wink aus Kreisen des Verfassungsschutzes bestätigt.

Über den sozialdemokratischen Sinn

Wir stellen fest, daß Christiane Stössel – in engem Zusammenwirken mit J. P. Stössel – über Jahre hinweg mit kommunistischen Spitzenfunktionären und Berufsagitatoren der DKP zusammengearbeitet hat, daß beide Stössels dabei teilweise in direktem Auftrag kommunistischer Kulturstrategen gehandelt haben. Diese Verbindungen wurden auf dem vermeintlich unpolitischen Gebiet der „Kunst“, „Literatur“ und „Kultur“ im Rahmen des *Kulturkreises* zum Tragen gebracht. Erschwerend fällt ins Gewicht, daß Christiane Stössel diese Tätigkeit von Vertrauenspositionen der SPD und des *Kulturkreises* aus entfaltet hat. Nicht minder gravierend erscheint die Tatsache, daß beide Stössels diese Tätigkeit im Verborgenen ausgeübt haben, da sie ja den Mitgliedern beider Vereine die parteipolitisch kommunistischen Hintergründe ihres Tuns verschwiegen haben. Beide haben den kommunistischen Charakter ihrer Verbindungen bis zuletzt abgestritten oder zu verharmlosen versucht . . . Im Verlauf unserer Recherchen haben wir uns immer wieder die selbstkritische Frage gestellt, ob uns nicht durch bittere Erinnerungen und persönliche Voreingenommenheit der Blick getrübt sei, ob Stössels vielleicht irgendwo Bemühungen oder Ansätze in ihren Publikationen erkennen ließen, in einer offensiven intellektuellen Auseinandersetzung gegenüber Kommunisten sozialdemokratische Positionen zu vertreten. Wir haben nichts gefunden, was man J. P. und Christiane Stössel im sozialdemokratischen Sinne zugute halten könnte.

Über das kommunistische Weltsystem

Die Analyse der schriftlichen Äußerungen Christiane Stössels zeigt, wie weit sie dem Denken, dem Argumentationsschematismus und der stereotypen kommunistischen Phraseologie J. P. Stössels erlegen ist. Darüber vermögen auch ihre, in der Öffentlichkeit und vor Parteigremien vorgetragenen *verbalen* Bekenntnisse zur Sozialdemokratie nicht hinwegzutäuschen. Christiane Stössel ist selbst zu tief in die kommunistischen Aktivitäten und Taktiken ihres Mannes verstrickt

- durch Handlangerdienste für einen führenden DKP-Kulturstrategen und Agitator wie Guido Zingerl im Rahmen des *Kulturkreises*,
- durch publizistische Mitarbeit an einem orthodox kommunistischen Kulturjournal wie dem moskautreuen *kürbiskern*, auch dies in Zusammenhang mit dem *Kulturkreis*.
- durch langjährigen Vertrieb prokommunistischer Schriften, der von ihrem Mann mitherausgegebenen *Literarischen Hefte* der kommunistischen *Wortgruppe München links*. Auch dieser Autoren- und Herausbergergruppe wurde in Inning die Möglichkeit eines Auftretens im Rahmen des *Kulturkreises* verschafft.

Über die Frauenemanzipation

Christiane Stössel, die um ihre „politische Zukunft“ bangt und kämpft, hält die vorgegebene Route ein. J. P. Stössel wird sich nicht abhalten lassen, über seine Frau in derselben Richtung weiter zu agitieren. Über J. P. Stössel als Kontaktperson führender DKP-Funktionäre und Agitatoren hat die DKP eine Möglichkeit des Einlasses und der Einwirkung in die SPD gefunden. Christiane Stössel – vielfach spontan und unkontrolliert redend und handelnd, doch nunmehr vorsichtiger geworden – folgt weiterhin den Weisungen ihres intellektuell überlegenen Mannes.

Beide haben mit Kommunisten zusammengearbeitet, beide haben gemeinsam innerhalb des SPD-Ortsvereins agiert, beide treten untrennbar im Rahmen des *Kulturkreises* in Aktion.

Über Wladimir Iljitsch Lenin

J. P. Stössel befolgt nur die Maxime, die sein enger DKP-Mitstreiter von *kürbiskern* und *Literarischen Hefen*, Klaus Konjetzky, in der *UZ* für Kommunisten postuliert:

- rigoroser Einsatz aller Kräfte
- Ausnutzung aller gesellschaftlichen Potenzen und Kapazitäten
- wobei man nichts zu verschenken habe und auf niemanden verzichten könne

Wladimir Iljitsch Lenin hätte dies nicht treffender und radikaler formulieren können.

Über Schizophrenie und Schau

Schizophrenie oder leninistische Taktik und Doppelzüngigkeit? Vielleicht beides. Schämt sich eigentlich J. P. Stössel nicht?

Wollte man J. P. Stössel nicht mangelndes Erinnerungsvermögen zugutehalten, müßte man ihn als Lügner und Verleumder bezeichnen.

Über wohlmeinende Menschen

Kommunisten dient die „Kunst“, „Literatur“ und „Kulturarbeit“ als Vehikel der Politik, künstlerische und schriftstellerische Betätigung gelten ihnen als „Waffe im Klassenkampf“. Einige Umstände erleichtern kommunistische Unterwanderungstaktik und Volksfrontpolitik im Vorfeld der ausgesprochenen Parteipolitik, in Kulturvereinen und Bürgerinitiativen. So werden von Kommunisten bestimmte Begriffe ins Spiel gebracht, die jedem am Herzen liegen – wie „Demokratie“, „Friede“, „Fortschritt“ und „Gerechtigkeit“ –, die jedoch bei Kommunisten mit anderen Inhalten belegt sind als bei Nichtkommunisten. In der politischen Zielsetzung – „Aktivierung der Bürger“, „Mitbestimmung“, „demokratische Rechte“ und „Freiheit“ – besteht *verbale* Ähnlichkeit mit programmatischen Äußerungen von Sozialdemokraten und Liberalen oder mit den Wünschen unpolitischer wohlmeinender Menschen, die sich um der „Sache“ willen mobilisieren lassen, kommunistischen Hintermännern und Drahtziehern jedoch ungewollt eine Etappe auf dem „langen Marsch“ bereiten.

Über Hintermänner und Gaudiburschen

Was veranlaßt Guido Zingerl, nach Inning zu kommen?

Folgt man den Aussagen seines *UZ*-Grundsatzartikels, so nimmt Zingerl hier die „Aufgabe der Partei“ wahr, zu geeigneten Personen „Kontakt“ zu knüpfen und mit ihnen „an Ort und Stelle zu arbeiten“. Er ist geleitet vom Bestreben, von der Ebene seiner parteiichen „Grundorganisation“ aus „noch stärker die Verbindung und Praxis mit fortschrittlichen Kulturschaffenden zu entwickeln“.

Zingerl agiert demnach als *Hintermann* jener, die ihm „im regionalen Wohngebiet“ organisatorisch das Feld für seine Auftritte bereiten, handle es sich nun um den Künstlerabend im Dorfe, um die Schwammerlexkursion des bajuwarischen Gaudiburschen oder um seine Präsentation im Rahmen der *Volkshochschule*.

„Eine direkte Verbindung zwischen der kuchenbackenden Kreisrätin und dem *KULTURKREIS*-Treiben um den Verfassungsfeind Guido Zingerl“ oder *Über die Taktik des Lachens*

Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen dabei die zwischenmenschlichen Beziehungen; der Gedanke der „Betreuung“ wird großgeschrieben. Lachen, Geselligkeit und kleine Feste schaffen eine Atmosphäre der Gemeinsamkeit. Es scheint Stössels in der Tat gelungen zu sein, durch ihre Rührigkeit innerhalb des *Kulturkreises* einen beträchtlichen Solidarisierungseffekt zu erzielen.

Die Taktik legt es darauf an, *zu n ä c h s t* das Kind nicht beim Namen zu nennen, die partei- und gesellschaftspolitische Zielsetzung unausgesprochen in der Hinterhand zu behalten oder mit verschwommenen Begriffen zu operieren. Nichtkommunisten sollen auf ihre persönlichen und auf verbindende Anliegen und Probleme angesprochen werden. Dabei bedient man sich hehrer Worte, wie der „Gemeinschaft“ und des „Humanismus“, der „Demokratisierung“, des „Fortschritts“ und der „Kultur“ – Begriffe, die bei Kommunisten mit ganz anderen Inhalten belegt sind als bei Nichtkommunisten.

Über kommunistische Dialektik

Analysieren wir einmal die Argumentationsweise des typischen *Wortgruppe*-Autors, so sehen wir uns mit einem wunderlichen Phänomen konfrontiert – in Botanik und Zoologie bekannt als „Mimikry“. Die Kenntnis *kommunistischer Dialektik* enthebt den Betrachter der psychiatrischen Deutung eines bizarr anmutenden Persönlichkeitsbildes. Die bürgerliche Qualifizierung wäre „Verstellung“, „Unverfrorenheit“ und „Kaltschnäuzigkeit“.

Über Kindesverderber

Die Erfahrungen im Umgang mit J. P. und Christiane Stössel lassen es geboten erscheinen, besonderes Augenmerk auf die *Kulturkreis*-Kinder- und Jugendarbeit zu richten. Eltern und Elternbeirat Innings, sowie die an der Schule wirkenden Pädagogen mögen wachsam sein, solange Stössels auf diesem Sektor rührig bleiben und ihre Verbindungen zum Tragen bringen. Denn sie streben mittlerweile auch die Zusammenarbeit mit Innings Schulleitung an.

Über SA-Gesänge

Das heißt im Klartext: In der gegenwärtigen Krisensituation gefährdeter Arbeitsplätze und mangelnder Berufsaussichten soll Verzweiflung genährt, Angst geschürt und in die Herzen der jungen Generation der Haß z. B. eines Roman Ritter auf diesen Staat und seine Gesellschaftsordnung gesät werden. Wie in Zingerls Karikaturen gerät die Sozialdemokratie zum verächtlichen Strohmann der Kapitalisten, der Unternehmer zum persönlichen Feind, zum herausgefressenen Ausbeuter ausgevergelter Arbeiter, zum „fetten Bürgerschwein“, das zum Abschluß frei gegeben wird – zu gegebener Zeit, versteht sich. Der Jargon der *Literarischen Hefte* erinnert an die Töne von Rechts- und Linksaßen im Niedergang der Weimarer Republik; bei der Lektüre stellen sich Assoziationen zu bestimmten SA-Gesängen ein.

Über die Endlösung

Es dauerte geraume Weile, um nur einen Teil der Wahrheit zu ermitteln, um einige Hintergründe Zug um Zug offenzulegen und dem wahren Charakter der Stössel'schen Verbindungen auf die Spur zu kommen. Innings SPD-Vorstand war darauf angewiesen, Beteiligte und Zeugen zu befragen und in Archivstudien am Münchener Institut für Zeitgeschichte die kommunistischen Presseerzeugnisse der letzten Jahre auszuwerten.

Diesen Bemühungen und dem Dazwischentreten des Inninger SPD-Vorstandes ist es zu verdanken, daß die Stössel'sche Politik des „langen Marsches“ durch die Institutionen in ihren – wenn auch schon weitgediehenen – Ansätzen durchkreuzt worden ist.

Es liegt an den Verantwortlichen der betroffenen Vereine, des Kulturkreises, der Volkshochschule wie der SPD auf Kreis- und Unterbezirksebene, sich der Grundsätze ihrer Vereinigungen zu erinnern und aus dem Falle Stössel die Konsequenzen zu ziehen.

Friedhelm Streletzki

Formen der Ausbeutung & Formen der Wohltätigkeit

Dr. med. Friedhelm Streletzki war SPD-Mitglied von 1966 bis 1976. In der Wahlperiode 1970 bis 1974 war er als Mandatsträger der SPD Mitglied des Oberbayerischen Bezirkstages. In seiner Erklärung vom 23. Juni 1977 nennt er einige wesentliche Gründe, die seinen Austritt aus der SPD veranlaßten.

Ich trat in die SPD ein in der naiven Hoffnung, daß der Grundwiderspruch der kapitalistischen Gesellschaft sich, wenn schon nicht aufheben, dann doch durch eine konsequente Reformpolitik erträglicher gestalten ließe.

Heute sehe ich, daß im Interesse des Monopolkapitals Reformansätze zurückgenommen werden von einer SPD-geführten Regierung, deren besonderes Angebot an die Monopole ist, besser soziale Unruhen vermeiden zu können, als andere Regierungen. Der Bau von nicht risikofreien Atomanlagen sowie die verstärkte Aufrüstung werden als Wohltätigkeiten ausgegeben, als kämen sie in erster Linie den Arbeitenden zugute in Form von angeblich sicheren Arbeitsplätzen. Diese Mystifizierung hat das Ziel, das mein psychoanalytischer Kollege Ronald Laing so beschreibt:

„Indem die Ausbeuter Formen der Ausbeutung als Formen der Wohltätigkeit darstellen, verwirren sie die von ihnen Ausgebeuteten so sehr, daß diese sich mit ihren Ausbeutern eins fühlen oder dankbar sind und sich nicht zuletzt schlecht oder verrückt vorkommen, wenn sie auch nur an Rebellion denken.“

Hier leistet die SPD, die von breiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung immer noch als ihr Interessenvertreter angenommen wird, ganze Arbeit!

Diese Kritik kann sich nicht voll gegen die SPD-Linke richten. Aber sie tut das ihre dazu, indem sie, ohne den Grundwiderspruch klar und durchtragend zu artikulieren, in der Tagespolitik Ziele verfolgt, die von der Mehrheit in der Partei denunziert und diskriminiert werden. Beim Bürger muß diese Politik auf Unverständnis stoßen; im Gegenteil Entpolitisierung und antisozialistische Stimmung machen.

Wir brauchen eine Partei, die eindeutig und offensiv ihre antimonopolistische Politik vertritt. In der Bundesrepublik ist das für mich die DKP.

Reinhard Bockhorni Deutsch-türkische Beziehungen Zur Dialektik von Freundschaft und Ausbeutung

Die Türkei als Objekt wilhelminischer Weltpolitik

Als Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts die internationale Bühne betrat, war die Aufteilung der Welt in Rohstoffbasen, Kapitalanlagesphären, Märkte und strategische Einflußzonen weitgehend abgeschlossen. Da der in der Folgezeit annektierte deutsche Kolonialbesitz in keiner Weise den Bedürfnissen des sich rasch entwickelnden deutschen Kapitalismus entsprach, verlagerten sich die Expansions- und Exploitationsbestrebungen des wilhelminischen Deutschland auf formal unabhängige Länder wie das Osmanische Reich. Das Osmanische Reich übertraf an Eignung sämtliche deutschen Kolonien – es besaß reiche Bodenschätze, weite landwirtschaftlich nutzbare Gebiete und versprach profitträchtige Geschäfte mit militärischer Ausrüstung sowie durch eine Erschließung der Türkei mit Eisenbahnen. Die Intentionen und Erwartungen der deutschen Industrie, der Banken und der kaiserlichen Regierung kamen in der Presse zum Ausdruck: „Nur die Türkei kann das Indien Deutschlands werden . . . Der Sultan muß unser Freund bleiben, natürlich mit dem Hintergedanken, daß wir ihn zum Fressen gern haben . . . Der kranke Mann wird gesund gemacht, so gründlich kuriert, daß er, wenn er aus dem Genesungsschlaf erwacht, nicht mehr zum Wiedererkennen ist . . . So können und wollen wir zum Erben der Türkei werden. Wir pflegen den Erblasser getreulich bis zu seinem Tode.“

Deutschlands Schwäche, die eine offene Inbesitznahme des Osmanenreiches ausschloß, wurde zur Stärke, da die in der Türkei praktizierte Form der „pénétration pacifique“, eine indirekte Einflußnahme also, es zuließ, immer in der Maske des harmlosen Türkenfreundes aufzutreten, der lediglich am Erhalt und Erstarken des Landes interessiert war. Tunlichst verschwieg man dabei, daß dies nicht aus Freundschaft zur Türkei geschah, sondern nur, um dieses Land in eine Einflußsphäre Deutschlands zu verwandeln.

Kennzeichnend für diese Politik waren auf ökonomischem Gebiet der Bau der Anatolischen Bahn und der berühmt-berüchtigten Bagdadbahn. Sultan Abdul Hamid beauftragte die Deutschen mit dem Bahnbau, weil Deutschland im Gegensatz zu allen anderen Mächten keine territorialen Ansprüche in der Türkei geltend machen konnte und weil er sich so teilweise von der englisch-französisch-russischen Umklammerung lösen zu können glaubte.

Die Erwartung der Aktionäre der vorwiegend in deutscher Hand befindlichen Anatolischen Eisenbahngesellschaft wurden voll erfüllt. 1888, im Jahr der Konzessionsvergabe an die Deutsche Bank, hatten die deutschen Exporte einen Wert von 11,7 Mio Mark; als die Strecke nach Ankara fertiggestellt war, stiegen sie auf 40,9 Mio Mark. Im gleichen Zeitraum stieg der Import aus der Türkei nach Deutschland von 2,3 auf 16,5 Mio Mark. Das im Osmanischen Reich investierte deutsche Kapital stieg von 1878 bis 1898 von 40 auf 225 Mio Mark. Der Kaiser wirkte bei seinen Besuchen in der Türkei als eine Art Handlungsreisender der verschiedenen Industriezweige, insbesondere der Rüstungsindustrie. Allein 1887 wurden 500 000 Gewehre und 50 000 Karabiner der Firmen Mauser und Loewe in die Türkei geliefert, 1889/90

wurden für 15 Mio Mark Waffen in Deutschland bestellt. Die Eisenbahnen und die durch sie erschlossenen Märkte waren der Strick geworden, mit dem Deutschland die Türkei mehr und mehr an sich zog.

Auch die kulturelle Außenpolitik mit ihrer Unterstützungsfunktion für Wirtschaft und Politik kam erstmals zu Beginn dieses Jahrhunderts in der Türkei zur Anwendung. „Die Träger geistiger Kultur: Sprache, Buch, Schule, Wissenschaft und Kunst vermögen in Gebieten erwachender und nach europäischem Geiste sich umbildender Kulturen ein breites Wirkungsfeld für die vielfältigen materiellen Expansionsmittel einer Groß- und Welthandelsmacht vorzubereiten. Handel, Kapital, Industrie und Technik eines Staates ziehen mit leichten Schritten in ein Land ein, auf dessen Erziehung und Geistesbildung schon starker Einfluß gewonnen wurde. Und im Gefolge des erlangten weiten geistigen und wirtschaftlichen Spielraums vermag die Politik ihre wirksamsten Kreise und Berechnungen zu ziehen.“

Robert Rieder-Pascha richtete das Musterkrankenhaus Gülhane ein, die ehemalige deutsche Gemeindeschule wurde zur Oberrealschule ausgebaut, an den höheren Schulen wurde Deutsch als Pflichtfach eingeführt, und eine 1915 in Istanbul tätige deutsche Kulturmission wirkte für „die Verminderung des auf das türkische Volkstum zersetzend wirkenden französischen, für die Stärkung des aufbauenden deutschen Bildungseinflusses“. Eine große Zahl junger Türken wurde zur Ausbildung nach Deutschland geschickt, 19 Hochschullehrer an die Universität Dar-ül-fünun Sahane in Istanbul vermittelt, ein Deutsches Haus sollte in Istanbul errichtet werden, und eine sogenannte Nachrichtensaal-Organisation versorgte 70 Nachrichtensäle und Korrespondentenstellen im gesamten Osmanischen Reich mit Broschüren, Zeitungen, Bildern und Flugblättern.

Bereits vor und während des ersten Weltkriegs hatte es Deutschland verstanden, sich auf allen Gebieten eine Basis zu schaffen und Deutschland wohlgesonnene Türken heranzubilden, auf die man später wieder zurückgreifen konnte. Die Legende der deutsch-türkischen Freundschaft war entstanden.

Die politisch-militärische Ohnmacht fördert das ökonomische und kulturelle Engagement

Mit der politischen und militärischen Niederlage Deutschlands im ersten Weltkrieg scheiterte die wichtigste Phase in seiner Nahostexpansion. Die nationale türkische Bourgeoisie hatte unter Mustafa Kemal Pascha einen antiimperialistischen Befreiungskampf gegen die englischen, französischen, griechischen und italienischen Interventionen geführt und die säkulare Türkische Republik geschaffen.

Doch Verfechter eines deutschen Engagements im Nahen Orient begannen sich bereits 1919 wieder zu Wort zu melden. Unter Vorsitz des Chefs des ehemaligen VIII. türkischen Armeekorps, Kreß von Kressenstein, gründeten sie den Bund der Asienkämpfer und Orientfreunde. In der „Deutschen-Orient-Gesellschaft“ waren neben der Deutschen Bank die Firma Krupp, die Württembergische Metallwarenfabrik, die AEG sowie die Borsig- und Junkers-Werke vertreten. Die Deutsch-Türkische Vereinigung zählte noch 1929 über 5000 Mitglieder. „Geknebelt vom Versailler Vertrag, verfehmt in einem großen Teile der Welt durch mehr als zehnjährige Propaganda der Gegner und bis aufs Mark geschwächt an Expansionskraft wie an Verdienstmöglichkeiten im Inland, richten die Deutschen und

insbesondere alle diejenigen Deutschen, die Auslandsbetätigung in irgendeiner Form zur Berufs- und Daseinsaufgabe hatten, ihre Blicke nach den Ländern, von denen sie keine der von den Feinden geschaffenen Klüfte zu trennen scheint. Hierzu ist mit allem Recht die Türkei gezählt worden.“

Da das Deutschland der Weimarer Republik machtpolitische Mittel entbehrte, ging man zunächst daran, mit kulturpolitischen Mitteln und Methoden das verlorengegangene Terrain wiederzugewinnen. Die Situation war günstig, hatten sich doch außer der Sowjetunion alle anderen Mächte im türkischen Befreiungskampf diskreditiert. Die Mär der „Antikolonialmacht“ Deutschland fiel in der Türkei auf fruchtbaren Boden.

Deutsche Hochschullehrer nahmen maßgeblichen Einfluß auf den Aufbau des modernen Erziehungswesens in der Türkei. Zeitweise übertraf die Zahl deutscher Gastprofessoren in der Türkei die der Vertreter aller anderen Nationen zusammen. Insbesondere die Medizinische und die Forstwirtschaftliche Fakultät in Istanbul und die Landwirtschaftliche und Veterinärmedizinische Fakultät in Ankara wurden durch deutsche Dozenten geprägt. Türkische Staatsstipendiaten wurden außer nach Frankreich hauptsächlich nach Deutschland zum Studium geschickt.

Doch auch auf wirtschaftlichem Gebiet war die deutsche Abstinenz nicht von langer Dauer. So wurden bereits die ersten beiden größeren Industrieprojekte der Türkischen Republik, die Zuckerfabriken in Alpullu und Usak durch eine deutsche Firma ausgeführt. Auch an den Eisenbahnbauten der Strecken Kütahya-Balikesir und Ulukipla-Bogazköprü waren deutsche Firmen führend beteiligt. Als Handelspartner war Deutschland für die Türkei schon in den Jahren bis 1932 der wichtigste Lieferant; in den Jahren 1929 bis 1932 kamen rund ein Fünftel der türkischen Gesamteinfuhr wieder aus Deutschland. Als Abnehmer türkischer Agrarprodukte und Rohstoffe stand Deutschland damals an zweiter Stelle hinter Italien.

Die politische Ohnmacht der Weimarer Republik war durch die Intensivierung der ökonomischen und kulturellen Beziehungen zur Stärke geworden, auf die Hitlerdeutschland in der Türkei aufbauen konnte.

Die Türkei als Glied nazistischer Weltherrschaftsträume

Mit der Machtübernahme des Faschismus in Deutschland rückte der Nahe Osten wieder mehr ins Blickfeld der deutschen Politik. Die Türkei, prädestiniert durch ihre strategische Lage sowie ihren Reichtum an Bodenschätzen, kriegswichtigen Rohstoffen und Agrarprodukten, war für die Realisierung der Weltherrschaftspläne der deutschen Faschisten sowohl in der Vorbereitung als auch während des zweiten Weltkrieges von außerordentlicher Bedeutung. „Es ist aufs Wärmste zu begrüßen, daß unsere Regierung sich entschlossen hat, dem Rufe der Zeit zu folgen und die Schaffung eines deutschen Raumes zu betreiben. Dieser Raum ist der europäische Osten und Südosten, Vorderasien und Ägypten. Die genannten Länder bieten sich für die deutsche Expansion von selbst dar;“ – ein Beispiel für den neuerlichen Übergang der Verfechter der deutschen Nahost-Expansion von der Defensiv- zur Offensivtaktik, um den nazistischen Eroberungsabsichten Hilfestellung zu leisten. Die Türkei Atatürks hatte gutnachbarliche Beziehungen zum Sowjetstaat, betrachtete die Annexionen Hitlerdeutschlands und Italiens mit unverhohlenem Mißtrauen und gedachte sich keinesfalls politisch an Deutschland anzulehnen. Dem versuchte

die Nazi-Propaganda mit der Hervorhebung einer Gleichheit der beiden nationalen Bewegungen, mit einem Vergleich der beiden „großen“ Führerpersönlichkeiten entgegenzutreten. Hitler versuchte gar zu schmeicheln: „Wie die Türkei sich auf das urwüchsige anatolische Bauerntum gründe, . . . gelte auch der Aufbau des deutschen Bauernstandes dem Reichskanzler als eine der wichtigsten Aufgaben.“ Trotz dieser Versuche der Anbiederung war die Türkei zu Lebzeiten Atatürks, dessen Spruch „Friede nach innen und außen“ die türkische Außenpolitik bestimmte, zu keiner Revision ihrer auswärtigen Beziehungen bereit. Gab es bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion nur vereinzelte Lobpreisungen der deutschen Faschisten in der Türkei, so hatten jetzt die großtürkischen Träumer (Panturanisten), die den deutschen Eroberern im Kaukasus die Hand reichen wollten, ihre Stunde. Die türkische Regierung unter Ismet İnönü verhielt sich offiziell neutral, lieferte aber an Deutschland in steigendem Maße kriegswichtige Rohstoffe und duldete den Aufenthalt zahlreicher Agenten und Spione Hitlerdeutschlands. Daß Franz von Papen den Botschafterposten in Ankara innehatte, verdeutlicht, welche Wichtigkeit das Hitler-Regime der Türkei beimaß. Die Niederlage des deutschen Faschismus im zweiten Weltkrieg verhinderte eine neuerliche Festsetzung Deutschlands im Nahen Orient, doch die Unterbrechung der deutsch-türkischen Beziehungen sollte wiederum nur von kurzer Dauer sein.

Kooperation unter dem Vorzeichen des Antikommunismus

Nach der Auffassung der im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Dritten Reich gestählten deutschen „Türkenfreunde“ gereichte es der Türkei zum besonderen Verdienst, daß „die deutsche Wiederanerkennung in der Welt nach den schwarzen Jahren der deutschen Geschichte von keinem anderen Volk so gefördert worden ist, wie von den Türken“. Zunächst mußten sich die Deutschen bei den Türken im Gegensatz zu vielen anderen vom deutschen Faschismus heimgesuchten Völkern nicht rehabilitieren, da in der Türkei wie bei anderen Völkern des Nahen und Mittleren Ostens das Hitler-Regime nach der Devise „Der Feind unseres Feindes ist unser Freund“ lange Zeit keineswegs negativ betrachtet wurde. Des weiteren war das türkische Volk damals über die Untaten des Faschismus nicht informiert. Schließlich und endlich war das türkische Volk bei der Kontaktaufnahme der Regierung Menderes mit der Regierung Adenauer nicht beteiligt. Das neue einigende Band der deutsch-türkischen Beziehungen war der Antikommunismus bzw. Antisowjetismus.

Der aus der langen Geschichte der osmanisch-russischen Kriege herrührende Russenhaß wurde in der Türkischen Republik von den meisten Regierungen mit Kommunismushetze verbunden und kräftig angefacht. Kein Wunder also, daß die restaurativ-reaktionäre Menderes-Regierung in den fünfziger Jahren harmonische Beziehungen mit der Adenauer-Regierung unterhielt und die Alleinvertretungsanmaßung der Bundesrepublik voll übernahm. Die Türkei knüpfte als einer der letzten Staaten diplomatische Beziehungen mit der DDR erst nach Unterzeichnung des Grundlagenvertrages an. Das Ausmaß der antikommunistischen Verhetzung in der Türkei mag eine Rede verdeutlichen, in der der damalige Ministerpräsident Ferit Melen 1972 nach dem indirekten Coup der Militärs erklärte, daß fremde Völker Anatolien besetzt hätten und die Türken in Sibirien wären, falls die Armee nicht

eingegriffen hätte. In einer rechtsradikalen Zeitung warnte man die fortschrittlichen Kräfte: „Rührt euch nur, versucht euch aufzurichten. Wir werden euch umlegen wie nasse Ratten. Wir werden euch zermalmen wie Wanzen.“

Das gemeinsame Dach der Nato

Die Bundesrepublik ist nach dem Waffenembargo der USA zum größten Waffenlieferanten der Türkei geworden. Die FAZ meldete im Oktober 1976: „Die Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik und der Türkei, bei denen es um Waffenkäufe im Gesamtwert von zwei Milliarden Mark geht, haben nach offiziellen Verlautbarungen in Ankara zu grundsätzlichem Einvernehmen geführt.“ Unmengen von ausgemusterten Panzern, Lastwagen und Flugzeugen hat die türkische Armee von der Bundeswehr erhalten.

Wie die Bundesrepublik unterhält die Türkei riesige Streitkräfte. Gemessen an der Bevölkerungsgröße ist die türkische 560 000 Mann-Armee die größte innerhalb der NATO und verschlingt fast die Hälfte des türkischen Nationalbudgets. Man kann sich ausmalen, wie schwer das türkische Volk unter dieser Bürde zu tragen hat. Für eine Sache außerdem, die gerichtet ist gegen das Land, von dem das türkische Volk am ehesten wirkliche Hilfe erwarten könnte, die Sowjetunion. Immerhin wurden die bedeutendsten Industrieobjekte der letzten Jahre, ein Stahlwerk und eine Raffinerie, einfach aus Kostengründen von der Sowjetunion und nicht von den NATO-Partnern Bundesrepublik und USA gebaut.

Die angebliche Freundschaft der Bundesrepublik geriet dadurch ins Zwielicht, daß die BRD Griechenland ebenso militärisch unterstützt wie die Türkei. Damit befindet sich die Bundesrepublik in dem gleichen Dilemma, das für die USA zur Übernahme ihrer Stützpunkte durch die türkische Seite führte, mit dem gravierenden Unterschied allerdings, daß auch in der Türkei der Bundesrepublik die Rolle zugedacht war, die immer unbeliebteren Amerikaner zu ersetzen. Der Kampf der fortschrittlichen Kräfte der Türkei gegen die Präsenz des US-Imperialismus und der NATO hat in den letzten zehn Jahren spürbar zugenommen.

Die Regierung der Bundesrepublik ist sichtlich bemüht, um der NATO willen einen Ausgleich zwischen Griechenland und der Türkei herbeizuführen.

Politische Beziehungen, Ähnlichkeiten und Gegensätze

Wie hoch man die Beziehungen zur Türkei in Bonn einschätzt, mag man daran erkennen, daß die Botschaft in Ankara zur Gruppe der wichtigen Botschaften gerechnet wird und vor kurzem der Botschafter in Moskau nach Ankara versetzt wurde. Bereits in den fünfziger Jahren hatten Heuss und Adenauer die Türkei besucht. Seither drücken sich Repräsentanten der Bundesrepublik die türkische Klinken in die Hand. Die Türkei hat lange Jahre die Standpunkte der Bundesrepublik rückhaltlos unterstützt, was umgekehrt wie immer in den langen Jahren der deutsch-türkischen Beziehungen keineswegs der Fall war.

Mit gemischten Gefühlen betrachtet man in Bonn sowohl die seit der türkischen Zypern-Intervention in der Türkei einsetzende NATO-Verdrossenheit als auch eine verstärkte Hinwendung der Türkei zu ihren nächstgelegenen Nachbarn. Da die Hinwendung zu Europa und die Nachahmung Europas seit der Zeit Atatürks quasi

zur Staatsdoktrin erhoben war, hatte die Türkei die Beziehungen zu ihren unmittelbaren Nachbarn stark vernachlässigt.

Hatte man sich in Bonn auch offiziell Zurückhaltung auferlegt, so war doch nicht zu verkennen, mit welchem Mißtrauen man die Koalitionsregierung des bisherigen und vielleicht auch zukünftigen Ministerpräsidenten Demirel betrachtete. Der Panislamismus des religiösen Eiferers Erbakan und der Chauvinismus des Faschisten Türkeş birgt nicht kalkulierbare Risiken in sich.

Nach den kürzlich abgehaltenen Wahlen hatte man sehr auf eine Regierungsbildung der für türkische Verhältnisse recht fortschrittlichen sozialdemokratisch orientierten Republikanischen Volkspartei gehofft, wenn auch hauptsächlich, um die intensiven Wirtschaftsbeziehungen und die NATO-Südostflanke stabilisiert zu sehen. Die SPD hat wie in Portugal, Spanien und in Griechenland auch in der Türkei versucht, die ihr nahestehende Partei, eben die Republikanische Volkspartei Bülent Ecevit's, nach Kräften zu unterstützen. Da Ecevit im türkischen Parlament aber keine Mehrheit bekam, schwelt die politische Unsicherheit in der Türkei weiter, eine neuerliche Regierungsbildung der reaktionären „Nationalen Front“-Parteien ist in greifbare Nähe gerückt.

Eine makabre Imitation der NSDAP stellt die Partei der Nationalen Bewegung dar. Ihre Schlägertrupps, die in den letzten Jahren die Türkei terrorisierten, sind nur mit der SA vergleichbar. Wie alle faschistischen Parteien angeblich sowohl gegen Kommunismus wie Kapitalismus kämpfend, propagiert sie rassistisches Gedankengut und verfißt die alten großtürkischen (panturanistischen) aggressiven Ziele. Ihr „Führer“ Türkeş ist ein Bewunderer Hitlers und gab schon 1940 den bezeichnenden Satz von sich: „Ich bin zuerst Türke, dann erst Mensch.“

Tausche Haselnüsse und Menschen gegen Maschinen und Lizenzen

Die Bundesrepublik ist der größte Handelspartner der Türkei. Das türkische Gesetz zur Förderung ausländischer Kapitalinvestitionen ist eines der „liberalsten“ der Welt. Einzige Bedingung: Die Investition soll der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes dienen und darf nicht zu einer Monopolstellung oder zu sonstigen Privilegien führen. Der Reingewinn kann jederzeit transferiert werden. Es wird nicht verlangt, daß inländisches Kapital die Anteilmehrheit erhält.

Die gesamten „Entwicklungshilfe“-Leistungen der BRD an die Türkei betrugen von 1950 bis 1972 rund 1,9 Milliarden Mark, davon ca. 500 Mio private Leistungen. Ungefähr der gleiche Betrag wurde von den OECD-Ländern für die Türkei aufgewandt.

Im Bereich der technischen Hilfe war die Bundesrepublik besonders in folgenden Projekten engagiert: Mustergut Tahir Ova (in deutschem Besitz), Rundfunk- und Fernsehsender Erzurum (Grenzregion zur UdSSR), Braunkohleförderung, Nachrichtenender für die Nachrichtenagentur, Ausrüstung der Verkehrspolizei, Druckereifachschule Istanbul, Textilschule Izmir, Außenhandelsinstitut, Keban-Staudamm.

Die Bundesrepublik errichtete in der Türkei Röhrenfabriken, Zementfabriken, Papier- und Brotfabriken und Montagewerke für Omnibusse der Firmen Mercedes und MAN.

Die Zementfabriken decken einen Bedarf, der nicht zuletzt dadurch entsteht, daß türkische Kapitalisten ihr Geld vorwiegend im sich schnell amortisierenden Appartement- und Hotelbau anlegen, kaum in der Industrie. Zuckerfabriken schossen in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden, was in einem Land mit Tee und Kaffee als Volksgetränken und hohem Süßspeisen-Konsum erklärlich ist. Die einzige türkische Industrie, die über einen nennenswerten Exportanteil verfügt, ist die Textilindustrie.

Laut Handelsstatistik 1973 standen an erster Stelle des Exports der Türkei in die Bundesrepublik Haselnüsse im Wert von 54 Mio DM, an erster Stelle des Exports der Bundesrepublik in die Türkei nichtelektrische Maschinen im Wert von 161 Mio DM. Das heißt, die Türkei müßte allein dreimal soviel Haselnüsse wie bisher exportieren können, um mit ihrem wichtigsten Exportgut das wichtigste Importgut bezahlen zu können. Dabei sind die sich für das Agrarexportland ständig verschlechternden terms of trade noch außer acht gelassen.

Während die BRD 1973 für 463 Mio DM Waren in die Türkei einfuhrte, konnte die Türkei lediglich Güter im Wert von 263 Mio DM in die BRD exportieren. Das ergab einen Außenhandelsüberschuß der Bundesrepublik in Höhe von 200 Mio DM.

Die ständig wachsenden Handelsdefizite der Türkei müssen immer wieder mit ausländischen Krediten gedeckt werden, so daß bis zu 80 Prozent der Neukredite für die Tilgung von Schulden und Zinsen verwendet werden müssen. Die Länder des Türkei-Konsortiums, neben der BRD die USA und die EWG-Staaten, machen des öfteren die weitere Kreditvergabe von einer Abwertung der türkischen Währung abhängig. Da sich die ausländischen Investitionen nicht an den Bedürfnissen des türkischen Volkes orientieren, sondern ausschließlich an der Gewinn-Optimierung der Kapital-Geber, verschärfen sie die klägliche Situation der Türkei. Indem sie einen erheblichen Teil der Profite transferieren – es wird mehr transferiert, als überhaupt investiert worden ist – verschärfen sie die Stagnation dieses Landes.

Kulturaustausch als Einbahnstraße

Auch auf kulturellem Gebiet blieb die Nachkriegszeit nur eine kurze Episode. Dem Aufruf des Orientpolitik-Propagandisten Reinhard Hüber „Nahost ruft uns, wie wir immer wieder erfahren“, wurde alsbald Folge geleistet. Die deutsche Oberrealschule in Istanbul wurde wiedereröffnet, die Botschaft organisierte eine deutsche Bibliothek und die „Türkisch-Deutsche Freundschaftsvereinigung“ richtete Sprachkurse ein. In den sechziger Jahren übernahmen dann Goethe-Institute in Ankara, Istanbul und Izmir unter der durch türkisches Gesetz notwendigen Rechtskonstruktion eines „Türkisch-Deutschen Kulturbeirats“ die Funktionen Bibliothek, Sprachkurse und Veranstaltungen in eine Hand.

Den deutschen Kulturzentren der Bundesrepublik in der Türkei muß zugebilligt werden, daß sie neben der Selbstdarstellung einen großen Teil des Programms türkischen Malern, Musikern und Referenten überlassen. Auf der anderen Seite steht der Versorgung der türkischen Elite mit deutscher Sprache und deutschem Gedankengut in den drei wichtigsten Städten das totale Versagen der Bonner Kulturpolitik im Hinblick auf die in die Bundesrepublik vermittelten türkischen Arbeiter gegenüber. Seit Schließung der Anwerbeagenturen hat man sich bei verschiedensten

Institutionen in der Bundesrepublik zwar Gedanken darüber gemacht, was hätte getan werden können und was müßte bei einer angesichts der heutigen Wirtschaftslage kaum denkbaren Wiederaufnahme der Anwerbung getan werden – das ändert aber nichts an dem Faktum, daß Hunderttausende Türken ohne sprachliche Vorbereitung und ohne Akkulturationsmöglichkeit in die Bundesrepublik geschickt wurden.

Besonders durch die Rückkehr zahlreicher türkischer Arbeiter und deren Kinder in die Türkei ist in den letzten Jahren die Bedeutung der deutschen Sprache in diesem Land sprunghaft gewachsen. Die Zunahme der Deutsch lernenden Schüler und Studenten ist relativ höher als die der Englisch oder Französisch lernenden Jugendlichen. Hierbei muß auch berücksichtigt werden, daß die deutsche Sprache in der Türkei seit langem eine feste Position besitzt, da die Türkei keiner kulturellen Dominanz eines europäischen Landes unterworfen war.

Eine Million Türken in der Bundesrepublik, ein großer Teil der türkischen Elite hat in Deutschland studiert, und auch heute stellen die türkischen Studenten eine der größten Gruppen unter den ausländischen Studierenden der Bundesrepublik – die Information über die Bundesrepublik in der Türkei ist gewaltig. Wie sieht es andersherum aus? Türkisch wird an keiner Schule der Bundesrepublik unterrichtet, türkische und islamische Kulturtradition wird nicht als einfach anders, sondern als fremd und negativ beurteilt, die Zeitungen berichten so mangelhaft über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände in der Türkei, daß das Türkei-Bild der Bundesbürger noch weitgehend von Karl May geprägt ist, Vorurteile werden durch die Massenmedien nicht ausgeräumt, sondern bestärkt, den türkischen Arbeitern, die ihr Kreuz für die Industrie hinhalten, wird das Mensch-Sein verwehrt, die Redewendung „einen Türken bauen“ ist noch nicht verschwunden.

Wenn die offiziell behauptete „deutsch-türkische Freundschaft“ nur die Umschreibung der manifesten deutschen Interessen in der Türkei war, so liegt es an uns, dies durch tätige Solidarität mit den türkischen Mitbürgern und Kollegen zu ändern. Atatürks Aufforderung lautete nicht „Türke sei demütig, arbeitslos und ohne Hoffnung“ sondern „Türke sei stolz, arbeitsam und zuversichtlich.“

Einige Informationen zur Lage in der Türkei: Die Türkei ist ein Land, das 2 Millionen Bürger nicht beschäftigen und brauchen kann, so daß sie gezwungen sind, ihre Heimat, ihre Familien, ihren Kulturkreis zu verlassen. Arbeitslosigkeit, Armut, Hunger, Inflation und die politische Unterdrückung machen die Lage in der Türkei für viele unerträglich. — Schon offizielle Angaben sprechen von 3,5 Millionen Arbeitslosen. Unter Einschluss der ländlichen Gebiete dürften es 10–12 Mill. sein. Ein großer Teil der Landbevölkerung wohnt in völlig unzureichenden Behausungen. Von 1000 Kindern sterben 280 im ersten Lebensjahr. Das durchschnittliche Lebensalter beträgt 48 Jahre; 60 Prozent aller Frauen sind Analphabeten. — Andererseits steht die Türkei in der Nato an 6. Stelle der Rüstungsausgaben. Das heißt: weit über 50 Prozent des Gesamtetats fließen in den „Verteidigungs“-Haushalt. Das Land ist total verschuldet. Die Türkei, regiert von der faschistischen MHP (*Nationalistische Bewegungspartei*) und der MSP (*Heilspartei*) kann in dieser Verfassung für die Menschen dort keine Lebensperspektive bieten. — Die BRD steht als Auswanderungsland an erster Stelle für die Türken; zugleich stellen sie die größte Gruppe an ausländischen Arbeitern. Sie leben zumeist unter miserablen, menschenunwürdigen Bedingungen.

Das Gastland und seine Gäste

• Türkische Kollegen haben in Frankfurt aus vielen Gesprächen mit ihren Landsleuten einiges über deren wirkliche Lage erfahren. Die Regierungen behaupten oft, die ausländischen Mitbürger seien weitgehend in die deutschen Lebensverhältnisse integriert. Aber die Wirklichkeit spricht dagegen.

Eigentlich sind die Türken lange genug in der BRD — die meisten zwischen fünf und zehn Jahren — um sich zu „integrieren“ oder sich „integrieren“ zu lassen. Natürlich sind die Familienangehörigen, meistens der Vater, seltener die Mutter, zunächst allein in die BRD gekommen. So lebten die Familien über mehrere Jahre getrennt. Die Kinder blieben oft bei Verwandten in der Türkei, um dort wenigstens das türkische Grundschuldiplom zu bekommen. Inzwischen beträgt die Durchschnittszahl pro Familie fünf Personen.

Sind die Kinder dann hier in der BRD, erweisen sich die Schwierigkeiten und Probleme als fast unlösbar. Die Befürchtungen, daß es kaum Kindergartenplätze für ihre Kinder gibt, daß sie die geringsten Ausbildungsmöglichkeiten haben, daß ihnen die Ausländerbehörden wegen der Kinder Schwierigkeiten bereiten, daß sie keine geeignete Wohnung finden, bestätigen sich. Außerdem haben viele türkische Eltern Angst davor, ihre Kinder, vor allem ihre Töchter, in diesen völlig anderen Kulturkreis zu holen, dies verbunden mit einer Ahnung um den Verlust und die Zerstörung ihrer kulturellen Normen und Werte. Aber die Bedingungen zwingen sie dazu, ihre Kinder nachzuholen. Entweder gibt es in der Türkei niemanden mehr, der auf sie aufpassen kann, oder sie holen die größeren Kinder, damit sie auf die inzwischen hier geborenen Geschwister achten

können, auch wegen des Kindergeldes. Denn nach der neuen Kindergeldregelung erhalten Eltern für die im Heimatland wohnenden Kinder weniger Kindergeld. Viele Kinder müssen hier illegal leben. Sind sie polizeilich nicht gemeldet, sind sie auch für die Schulbehörde nicht zu erfassen. Ein weiterer Grund für ihren illegalen Aufenthalt ist, daß die Eltern gezwungen werden, einen größeren Wohnraum nachzuweisen, was unmöglich ist. Für Ausländer, besonders Türken, gibt es keine neuen Wohnungen. Weit über die Hälfte wohnen in schlechten Altbauten. Meist haben die Wohnungen keine eigenen Toiletten oder eigenen Waschgelegenheiten, keine getrennten Kochmöglichkeiten. Nur ein ganz geringer Teil der Türken wohnt in Sozialwohnungen, ein noch geringerer Teil bekommt Wohngeld. Das Ausfüllen von Anträgen, die Auseinandersetzungen mit den zuständigen Ämtern ist für sie nicht zu leisten. Abgesehen davon wissen die meisten gar nicht, daß es solche Möglichkeiten auch für sie gibt. Die Skepsis gegenüber Ämtern ist sehr groß. Die Angst, die Sozialämter seien die „Handschuhe“ der Ausländerbehörden, ist sicherlich berechtigt, aber auch andere soziale Dienstleistungen der Stadt sind unbekannt oder werden nicht wahrgenommen, wie z. B. die Kindervorsorge, die Erziehungsberatungsstellen, Fahrgeldrückerstattungen für Schulkinder etc.

Außerdem haben nur sehr wenige türkische Familien Kontakt mit deutschen Familien. Auch die zweite Generation wird in der Isolation gehalten. In Frankfurt ist der Anteil der türkischen Kinder in Vorbereitungsklassen sehr hoch. Schaffen sie den Übergang in eine deutsche Klasse der Grund- oder Hauptschule, so heißt das noch nicht, daß sie auch den Abschluß machen können. Es gibt erschreckende Beispiele, die für viele stehen: Ein elfjähriges Kind, das nicht seine Finger zählen kann, seinen Geburtstag nicht weiß, seine Heimatstadt, seinen Familiennamen oder die Wohnanschrift nicht kennt. Es gibt Kinder, die den ganzen Tag eingeschlossen und allein in den Wohnungen bleiben müssen. Natürlich entwickelt sich ein Kind, 10 Jahre alt, ständig in einer Mansarde lebend, das ohne Freunde ist, nur mit einer Puppe — womöglich noch mit eingebauter deutschsprachiger Schallplatte — spielt, verhaltensgestört. Der größte Teil der Schulkinder und arbeitslosen Jugendlichen sitzt zu Hause, sie gehen selten in Jugendhäuser. Nur ein geringer Teil treibt Sport oder hat irgendwelche Hobbies. Warum gehen sie nicht in Jugendhäuser? Neben den Sprachschwierigkeiten entsprechen die Angebote inhaltlich nicht ihren Interessen, und die Verhaltensweisen deutscher Jugendlicher in Bezug auf das Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen sind ihnen fremd, sie lehnen sie sogar ab. Die türkischen Kinder und Jugendlichen sind alleingelassen in einer neuen, für sie nur schwer zu begreifenden Umwelt. Die Unwissenheit erzeugt Angst, Unsicherheit, Abkapselung und Isolation. Von einer gleichberechtigten menschenwürdigen Existenz in diesem „Gastland“ darf mit Fug und Recht nicht gesprochen werden.

Türkischer Arbeiterkongreß

Auf dem türkischen Arbeiterkongreß am 25./26. 3. 77 in Düsseldorf ging es

um die Durchsetzung der Menschenrechte für 350 000 in der BRD arbeitende, insgesamt eine Million hier lebende Türken.

Über einhundert Organisationen (mehr als 60 aus der BRD, die übrigen aus dem westlichen Ausland) mit über 500 Delegierten waren vertreten. Sie entschieden über die Gründung der *Föderation der türkischen Arbeitervereine in der BRD* (FIDEF).

Bisher gab es in den verschiedensten Städten der BRD regionale türkische Arbeitervereinigungen. Viele gehörten den Dachorganisationen ATTF (Föderation türkischer Sozialisten in Europa) und TDF an.

Mit dem Kongreß und der Gründung der FIDEF wurde ein wichtiger Schritt zur politischen Einheit in der türkischen Arbeiterbewegung getan. Die Anwesenheit von zwei CHP-(*Republikanische Volkspartei*)-Vertretern und dem Generalsekretär von DISK (*Fortschrittliche Gewerkschaftskonföderation*), M. Karaca, unterstrich die enge Verbindung zur politischen Entwicklung in der Türkei. M. Karaca: „In einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung muß sich die Arbeiterklasse selbst an die Lösung ihrer Probleme machen. Dies geht nur auf Grundlage der Einheit der Arbeiterklasse. Auf der Grundlage dieser Einheit, geleitet von wissenschaftlichen Erkenntnissen, muß der Kampf zur Lösung der Probleme der arbeitenden Menschen geführt werden. Nur so können unserer Überzeugung nach Erfolge errungen werden. Einen erfolgreichen Kampf kann man nur massenweise und organisiert führen. Auch müssen beim Kampf die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse stets berücksichtigt werden. Der Arbeiterkongreß in Düsseldorf hat einen wichtigen Schritt hin zur Einheit für diesen Kampf getan. Ich bin der Meinung, daß die Einheit auch unter den schweren Bedingungen in der BRD, dem Fehlen gleicher Rechte, bei der Bewältigung der Probleme meiner Landsleute Erfolge erzielen wird. Die Einheit wird nämlich im demokratischen Kampf gegen die kapitalistischen Kräfte stets ihre Überlegenheit beweisen. Auch ist der Kampf unserer Arbeiter aus der Türkei in der BRD nicht zu trennen vom Kampf der Arbeiterklasse in der Türkei.“

In einem vorbereiteten Programmentwurf und im Verlauf des Kongresses wurden besonders berücksichtigt die politischen und sozialen Rechte, die Schul- und Weiterbildungssituation, die Wohnungsprobleme, die Komplexe Gesundheit, Kultur und Freizeit und die Gewerkschaftsfrage.

Seit dem Anwerbestop stellen sich für die ausländischen Arbeiter aus Nicht-EG-Staaten die Probleme verschärft. Aufenthalts- und Arbeitserlaubnisse werden nicht mehr ohne weiteres verlängert, d. h. deutsche Arbeiter werden zuerst auf freie Arbeitsplätze vermittelt. Durch das Zuzugsverbot sind bestimmte Städte und Regionen einfach verschlossen. Arbeitslos zu werden bedeutet Rückkehr ins Heimatland. Arbeitslosenhilfe wird nur in seltenen Fällen gezahlt; die Annahme von Sozialhilfe ist ein Ausweisungsgrund. Generell wird eine schärfere Gangart in der Auslegung des Ausländergesetzes angeschlagen, nach der Devise, die Ausländer hätten auf ihren gepackten Koffern zu sitzen. Wer sie hierher geholt hat, was aus ihnen wird, wie es in ihren Heimatländern aussieht, das interessiert die deutschen Behörden überhaupt nicht.

An der Schulsituation der ausländischen Kinder wird ebenso deutlich, daß der westdeutsche Staat sich nicht auf eine andauernde Präsenz ausländischer Arbeiter einstellt.

Die Probleme sind seit langem offensichtlich und auch bekannt, aber es gibt keine oder nur sehr halbherzige formale Lösungen. Hauptsächlich werden türkische Schüler in den Vorbereitungs- bzw. Einführungsklassen unterrichtet. Sie haben inzwischen den Charakter von Nationalklassen; der Unterricht wird fast ausschließlich in der Muttersprache gehalten. Für 25 000 türkische Kinder gibt es 250 Lehrer. Da die türkischen Lehrer nicht voll in die deutschen Schulen integriert sind und die Dienstaufsicht durch die deutsche Schulverwaltung nicht sichergestellt ist, geraten diese Nationalklassen unter die Kontrolle bzw. den Einfluß der reaktionären türkischen Kreise in der BRD. Die türkischen Schüler sind am meisten benachteiligt, sie haben die größten Schwierigkeiten beim Erlernen der deutschen Sprache. 80 Prozent von ihnen müssen ohne Abschluß die Hauptschule verlassen. Welche Lebensperspektive können sie haben? Die Unterprivilegierung hat System: für über 95 Prozent der türkischen Männer und über 97 Prozent der türkischen Frauen gibt es überhaupt keine Möglichkeit, sich beruflich fort- oder weiterzubilden.

Eine Untersuchung der Mannheimer Universität erbrachte, daß 71 Prozent ausländischer Arbeiter nichts von deutschen Radiosendungen verstehen, daß 96,2 Prozent keine deutschen Zeitungen lesen und 96,2 Prozent nicht in deutsch ihre Briefe schreiben können. Folgende Forderungen leiten sich daraus ab:

- aufgrund der Wichtigkeit des Vorschulalters müssen die Kinder ab dem 3. Lebensjahr in Kindergärten gehen können
- von Anfang an müßten die Kinder in deutschen Regelklassen unterrichtet werden und zusätzlich muttersprachlichen Unterricht erhalten
- für Kinder, die erst jetzt in die BRD kommen, muß es Intensivkurse geben
- die Vorbereitungsklassen abstrahieren von der gesamten Erziehungssituation, es muß stattdessen ein kulturell-erzieherisches Ausbildungsprogramm erstellt werden
- Chancengleichheit für die türkischen Lehrer
- Schluß mit der Einmischung durch das türkische Kulturministerium; es gibt 10 000 türkische Lehrer, die hier am Fließband arbeiten
- deutsche Lehrer, die mit türkischen Kindern arbeiten, sollen türkisch lernen können
- Schulbücher zur türkischen Kultur sollten von Vertretern der Kultusministerien der Länder, des DGB, der GEW, TÖB-DER (*Lehrerverband der Türkei*) und DISK ausgearbeitet werden
- schließlich müssen die Eltern besser informiert werden und auch Mitbestimmungsmöglichkeiten eingeräumt bekommen.

Die türkischen Familien sind von allen ausländischen Arbeitern hier am stärksten auseinandergerissen. Gezielt wurden in der Vergangenheit nur die Männer oder die Frauen von den Unternehmen angeworben. In der BRD arbeiten 130 000 Türiinnen. Das Wohnheim auf dem Fabrikgelände ist ihr „vorübergehendes“ Zuhause, besser gesagt: Ein Abstellplatz. Die Frauen werden unter den

entwürdigendsten Umständen isoliert gehalten. Die Maßnahmen reichen vom Besuchsverbot über streng geregelte Ausgangszeiten bis zur totalen Trennung von Männern und Frauen. Eine Hauptforderung des Kongresses ist das Verbot aller Wohnheime innerhalb von Fabrikgeländen; die Verwaltung von Arbeiterwohnheimen muß Organen überlassen werden, die die Bewohner in demokratischer Selbstbestimmung aufbauen.

Auch die allgemeine Wohnsituation ist diskriminierend. Türken zahlen im Schnitt 40 Prozent mehr Miete als die deutsche Bevölkerung. In NRW gibt es in den Ausländerwohnungen zu 35 Prozent keine Küche, zu 68 Prozent keine Toilette und zu 84 Prozent kein Bad. Die durchschnittliche Größe der Wohnfläche beträgt 38 m², bei deutschen Familien 60 m². 85 Prozent der ausländischen Familien wohnen in Altbauwohnungen, darunter 20 Prozent in Kellern und Baracken.

Welche Folgen diese Lebensumstände haben, zeigt wohl am krassesten die hohe Anzahl der Todesfälle unter den türkischen Arbeitern.

Von 1968—1973 starben 5260 türkische Arbeiter. Nach statistischen Angaben werden 50 Prozent der Todesfälle als „normal“ bezeichnet. Aber man muß berücksichtigen, daß gerade die türkischen Arbeiter und Arbeiterinnen besonders streng untersucht worden sind, daß vor dem Anwerbestop nur Arbeitern bis zu 45 Jahren eine Einreise in die BRD erlaubt wurde. 50 Prozent der Sterbefälle werden also durch Arbeitsunfälle, Selbstmord und auch Totschlag verursacht — Resultat des gewöhnlichen Kapitalismus.

Die arbeitenden türkischen Menschen kommen aus einem völlig anderen Kulturkreis. Die hiesige Moral und Kultur, die andere gesellschaftliche Entwicklung bringt sie viel schneller in eine Krisensituation. Sie haben oft auch ganz einfach Heimweh. Sie verrichten die schwersten Arbeiten, sie sind per Gesetz Menschen 2. Klasse. Die Diskriminierung macht vor keinem Bereich halt. Die ständige Angst vor einer Ausweisung erstickt oft die geistige Existenz.

Die Aussagen des Kongresses zur kulturellen Lage sind erschreckend. Die Bundesregierung und die zuständigen Behörden haben kein Programm für die Freizeitbeschäftigung ausländischer Arbeiter. Von offizieller Seite wird fast nichts in dieser Richtung unternommen. Die ausländischen Arbeiter verbringen ihre freie Zeit unter sich. In Bahnhöfen und Stadtzentren schlagen sie ihre Zeit tot, etwas anderes bleibt ihnen nicht. So wird die Isolation immer perfekter.

Die Sendungen in den Massenmedien sind total unzureichend für 4 Millionen Ausländer. Die Anzahl der Büchereien, die ausländische Bücher führen, ist gering. Die Arbeit der Volkshochschulen ist zu wenig bekannt und bleibt deshalb erfolglos. Es gibt kaum Sportmöglichkeiten; kulturelle Vereine, von Ausländern selbst gegründet, und Aktivitäten Jugendlicher werden von den Ämtern nicht unterstützt. Den Jugendlichen bleibt nur die Möglichkeit, sich in den Straßen herumzutreiben.

Was hier zu fordern wäre, liegt auf der Hand: z. B. sinnvolle und nützliche Freizeitbeschäftigungsprogramme, Ausbau der Sendungen und Programme, die die Vorurteile unter der deutschen Bevölkerung abbauen helfen, Unterstützung der ausländischen Vereine, mehr Bücher in die Stadtbüchereien, mehr Ausländerfeste, mehr Jugendhäuser und vieles andere mehr.

Aber wie wäre auch nur ein Teil dieser Forderungen zu verwirklichen? Das Programm des Kongresses enthält eindeutige Vorstellungen. Der DGB wird als Vertreter der Rechte und Interessen der einheimischen und ausländischen Arbeiter betrachtet. Der Organisationsgrad der in der Metallindustrie beschäftigten Türken liegt bei 59 Prozent. Der Kongreß hat sich eindeutig gegen Bestrebungen, separate ausländische Gewerkschaften zu schaffen, ausgesprochen. Im Gegenteil: Man will sich verstärkt um diejenigen bemühen, die noch nicht die Bedeutung und Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation erkannt haben.

FIDEF wird mit anderen deutschen und ausländischen Organisationen für Forderungen eintreten wie:

- Recht ausländischer Arbeiter auf Arbeit, Aufenthalt und soziale Sicherung
- für das Recht jedes Einzelnen, die Dauer seiner Tätigkeit und seines Aufenthaltes in der BRD selbst zu bestimmen
- die illegal angeworbenen ausländischen Arbeiter durch eine Erteilung der Aufenthaltserlaubnis zu legalisieren und die Anwerber empfindlich zu bestrafen
- für die ungehinderte politische und gewerkschaftliche Betätigung auch der ausländischen Arbeiter.

Der Kongreß verabschiedete einstimmig einen Offenen Brief an die Bundesregierung.

Offener Brief

An die Regierung der Bundesrepublik Deutschland
z. H. des Bundeskanzlers Herrn Helmut Schmidt

In tiefer Sorge um die demokratischen Rechte und Freiheiten in der Bundesrepublik Deutschland protestieren wir gegen die unwürdigen Bedingungen, unter denen in diesem Lande Millionen ausländischer Arbeiter leben müssen. Uns ausländischen Arbeitern und unseren Familienangehörigen, die wir ein erheblicher Teil der arbeitenden Bevölkerung der Bundesrepublik sind, werden wesentliche Menschenrechte vorenthalten.

Wir fordern:

Einräumung des Menschenrechts auf Freizügigkeit innerhalb der Bundesrepublik. Die „Zuzugsbeschränkung für ausländische Arbeitnehmer in Ballungsgebiete“ vom 1. April 1975 bedeutet eine wesentliche Einschränkung dieses Grundrechts.

Aus einem türkischen Roman

Ich bleibe stehen. Lehne mich an einen eisernen Mast. Der Zug, mit dem ich gekommen bin, macht schnell einem anderen Platz. Ich schaue zu. Bald gehe ich weg. Ich will zur Dresdner Bank. In der Zweigstelle Nisloch mochte man nicht mit mir über die ausländischen Arbeiter sprechen. Ich wurde hierher geschickt. Nach Frankfurt. Und wenn es dunkel wird, gehe ich in den Puff. Auch die kennen unsere Arbeiter. Bin neugierig, was die von uns halten.

Jetzt höre ich etwas, und ich rieche was. Eine Hippie-Gruppe. Sie kommen näher. Nicht weit von mir setzen sie sich auf den Boden. Ich möchte mit ihnen reden. Gehe hin. Stehe dicht hinter ihnen. Sie schauen sich nicht nach mir um. Sie sind ganz gleichgültig. Das, sage ich mir, sind Schlacken der kapitalistischen Wirtschaft. Sie wollten lieber Flüchtlinge aus der Gesellschaft werden, statt mit dem System abzurechnen. Sie sind Opfer dieser Lebensweise, dieser Kultur.

„Guten Tag!“ Keine Antwort. „Guten Tag!“ Wieder keine Antwort. Einem tippe ich auf die Schulter. „Guten Tag!“ Er dreht den Kopf langsam zu mir. Müde, trübe Augen schauen mich an. „Hau ab!“

Ich geh nicht weg. Gehe nicht. Finde sie plötzlich interessant. Warte auf eine Gelegenheit, ins Gespräch zu kommen. Einer bewegt sich. Er streckt die Hände aus. Die Hände greifen nach Haschisch.

Einige haben Blumen ins Gesicht gemalt. Das sind aber nicht die Blumen, die ihr, Aliye, Hacer, Zara, kennt. Weder Rose noch Kamille noch die schmalen und langen Blätter der Weide, die in der Steppe wächst und die ihr statt Rosen pflückt.

„Guten Tag!“ Keine Antwort. „Guten Tag!“ Wieder keine Antwort. Ich setze mich zu ihnen. „Ich bin aus Asien, aus der Steppe“, sage ich. „Ich komme gerade aus der Natur. Redet ihr mit mir, mit der Natur?“ Ein Mädchen fragt: „Was sagt der Kerl?“

„Er möchte uns eine Botschaft der Natur bringen, der Natur, nach der wir Sehnsucht haben“, antwortet einer. „Er will uns kennenlernen.“

„Verkaufe mich, wenn er Geld hat! Wir haben kaum noch Hasch, du weißt ja.“ — „Geld gebe ich euch. Aber nicht, um mit eurem Mädchen zu schlafen.“ — „Wofür denn?“ — „Wenn ihr mir was sagt von Europa, damit ich in Asien davon erzählen kann.“ — „Ich bin Deutsche.“ — „Ich bin Engländer.“ — „Er ist Amerikaner.“ — Türken gehen an uns vorbei.

„Ich bin in einem Wagen gemacht. In dem Auto, für das man meinen Vater wie einen Ochsen hat arbeiten lassen . . . Autos mag ich nicht. Wegen vier Rädern arbeite ich nicht für die andern, lebenslang.“

„Meine Augen habe ich beim Fernsehen verloren. Noch im Wickelkissen hat man mich vor den Fernseher gelegt. Sie haben Seen und Berge auf die Scheibe gezaubert, die Schufte. Schau, haben sie gesagt, da ist die Welt. Tatsächlich ist immer noch Urzeit, was sie Welt nennen. Wie viele konnten in Rom zuschauen, wenn sie Menschen von hungrigen Löwen zerreißen ließen? Hundert, tausend, zehntausend . . . Und nun? Millionen, Milliarden schauen zu, wenn Hunderttausende in Vietnam, in Afrika, in Asien von den westlichen Kriegern abgeschlachtet werden. Mit einem Wort, die Verbrecher haben die Todesstätten Roms in unsre Wohnungen gebracht.“ Türken gehen an uns vorbei.

„Wir wollen zurück zur Natur!“ – „Selbst die Natur will uns nicht, Freunde, der Dreck des Kapitalismus sitzt uns in den Knochen.“ – „Die Natur ist freigiebig. Sie ist die Mutter.“ – „Ich habe Angst vor wilden Gegenden.“ – „Auch schon vor diesem Frankfurt.“ – „Auch vor Bonn.“ – „Besonders vor London.“ Türken gehen an uns vorbei.

„Ja, leben wir nicht auch mitten in der Großstadt wie in einsamen Bergen? Hier mußt du dich – statt vor wilden Tieren – vor deinen Nächsten fürchten, wenn du nicht stark genug bist, wenn du keinen Schwächeren findest. Auch wenn deine Nächsten deine Eltern wären.“ Türken gehen an uns vorbei.

„Dem Konsum verweigern wir uns.“ – „Die Arbeiter sollen nicht arbeiten, sie sollen nichts verbrauchen.“ – „Auch die fremden Arbeiter sollen nicht hierher kommen.“ – „Wenn noch nicht ihre Kinder, dann werden ihre Enkel wie wir.“ – „Wir sind Hunde, Maria. Feige Hunde.“ Türken gehen an uns vorbei.

„Aber wir sind keine Schufte und keine Verbrecher. Wir rauben wenigstens den asiatischen Völkern nicht, was ihnen gehört, wie unsere Vorfahren.“ – „Wir werden Schufte, wenn wir nach ein, zwei Jahren in ihre Schulen zurückgehen und beim Plündern mitmachen, wie unsere Großen.“ – „Dem einzelnen sagen: Mach dich frei, hör auf, Arbeiter zu sein – das ist nichts. Die Rechte eurer Klasse, nehmt sie euch – das muß man den Werktätigen beibringen.“ Türken gehen an uns vorbei.

„Der Kapitalismus hat uns so gemacht.“ – „Wir sind das abgewandte Gesicht des Kapitalismus.“ – „Meine Mutter ist eine Hure.“ – „Sag Inge, was meinst du damit?“ – „Meine Mutter ist eine verheiratete Nutte. Wir haben mit ihrem Liebhaber zusammen geschlafen. Zu dritt, viert fünft miteinander geschlafen.“

„Schau mal! Ein neuer Zug ist angekommen. Sie sehen uns nicht, obwohl wir ihre Kinder sind. Sie können uns nicht retten. Sie wollen immer nur sich retten. Sie schauen nie um sich, weder nach der Erde noch nach dem Himmel. Als wäre der Himmel zugesperrt. Sie kennen doch Jesus. Man hat sie glauben gelehrt. Wer Jesus gekreuzigt hat und wer ihn in den Kirchen verkauft, das sind in Wirklichkeit die gleichen Betrüger.“ Türken gehen an uns vorbei.

„Asien soll im Zeichen der Hungersnot kämpfen.“ – „In mancher Gesellschaft wird es schwerer sein, zu kämpfen.“ – „Ihr Feind ist der Überfluß, nicht die Not.“ – „Wir müssen auch im Namen der armen Nationen kämpfen, Freunde!“ – Gebt mir Hasch!“ Türken gehen an uns vorbei.

„Los!“ – „Wie?“ – „Wie?“ – „Machen wir's ein bißchen miteinander?“ – „Wer hat das Geld?“ – „Das hat er noch nicht hergegeben.“ – „Gib das Geld her!“ Türken gehen an uns vorbei.

„Money, money!“ – „Und du bleibst nicht bei mir?“ – „Ich will sowieso zu einer.“ – „Findest du eine bessere als mich?“ – „Auf jeden Fall muß ich mit dem Bankdirektor sprechen.“ – „Mein Vater ist Bankdirektor.“ – „Ich geh.“ – „Wohin?“ – „Ich möchte mit einem jungen Deutschen reden, der für die Revolution ist. Kennt ihr einen?“

Ich stehe auf. Schau mich um. Ein neuer Zug fährt soeben am Bahnsteig ein. Sie stürmen die Türen und Fenster. Gepäck . . . Einer, zwei, drei ziehen sie dann hinein. Die Frauen . . . Sie schleppen Gepäckstücke, schwerer als sie selber. Wieviel Geld hatten wir, Hüseyin? Achtzehn. Zähl mal! Eins, zwei, drei . . . Wo ist Gül? Gül . . . Wo bist du? Das Kind kann besser Deutsch als Türkisch. Ich bin da. Gül ist da.

Der Zug fährt gerade ab. Die Fenster sind voller Hände. Jetzt wird wohl ein müder und hoffnungsvoller Zug auch in Sirkeci abgefahren sein. Vielleicht in Zagreb, vielleicht in Belgrad werden sich die zwei Züge treffen. Fenster werden aufgemacht. Unsere Leute, werden sie sich zuschreiben. Die kommen sind voll Hoffnung . . . Die zurückkehren werden von Hoffnungslosigkeit erzählen. Von Hoffnungslosigkeit sollen sie erzählen. Sie sollen schreien, daß ihre Arbeit die Unternehmer teuer zu stehen kam. Sie sollen sagen: Werft eure Mütter, eure Väter und auch eure Kinder weg, damit man euch nicht zurückjagt, wie bei uns. Werft sie in den Alpen weg! Der Westen will unsere Menschen nicht mehr. Seit sie gelernt haben, zu streiken und ihr Recht zu verlangen . . .

Sie werden zurückkommen, alle werden einmal zurückkommen. Hans, Willi, Mann schau, die Kollegen bei euch gehen weg. Sie sind von euren Unternehmern entlassen worden. Sie hatten doch auch eine Heimat. Wie sie hierher vertrieben worden sind, so jagt man auch euch eines Tages fort in andre Länder. Werkstätige seid ihr, was bedeutet denn euer Deutschsein? Glaubst du, daß es einen deutschen oder türkischen Werkstätigen gibt, Hans? Glaubst du's Willi? – Glaubst du's Mann?

Ich habe Ivan gesehen. Den Ivan, der dem Otto die Beine kaputtgeschlagen hat . . . Und Otto hat ihm die Brust kaputtgeschlagen. In die Brust wurden ihm Stahlstäbe eingesetzt, anstelle von Knochen. Der eine lag und der andere auch, jeder auf seinem Sofa. Otto weiß es ebenso wie Ivan. Ivan weiß es auch, genauso wie Otto, daß man sie im Namen von anderen einander hat prügeln lassen. Die Hans, Willi, Mann sehen die Ahmets, Alis, Osmans immer noch nicht. Dann bleibt stehen! Jetzt seht ihr die Hans, Willi, Mann. Und wenn ihr wieder zu Hause seid, erzählt nicht von deutschen Arbeitern, die vergessen haben, die man hat vergessen lassen, zu sehen, zu lieben, einig zu sein. Sprecht immer von denen, die euch hierher geschickt haben, und von denen, die euch hier weggejagt haben.

Ich schaue eine Weile dem abfahrenden Zug nach. Ehe die Schienen Atem holen können, kommt ein anderer an: Paris–Wien. Ich gehe raus. Die Sonne geht unter. Ich gehe nach Osten. Während sich die eine Seite der Erde verdunkelt, wird die andere heller. Ich freue mich.

(Übersetzt aus dem Türkischen von Sargut Sölcün)

Menschenrecht auch für Zyprioten?

Im Jahre 58 v. Chr. war Zypern für seinen sagenhaften Reichtum ebenso berühmt wie Rom für seine leeren Schatzkammern und seinen mächtigen kriegerischen Appetit. Es fehlte nur noch der Vorwand, das Ventil auf der einen Seite zu öffnen, um die andere aufzufüllen.

Ein Vorwand, wie schäbig auch immer, scheint allemal notwendig zu sein, selbst für die ungehobeltesten Staaten – und wenn es nur für den Eigenbedarf ist. Ein unbedeutender diplomatischer Schnitzer des griechischen Königs von Zypern, Ptolemäus (dem Onkel von Kleopatra), genügte Rom, Markus Cato zu schicken, um das Königreich Zypern mit einer Armee zu zivilisieren und es zu einer Prätorier-Provinz zu erniedrigen – obwohl es eigentlich als Verbündeter unter der Schutzherrschaft Roms stand. Die Beute dieser Eroberung machte jedoch die fehlende Legitimation der Aktion reichlich wett: Sie füllte einen größeren Teil der römischen Schatzkammern auf als je eine Eroberung zuvor.

Der Bruch von Bündnissen, Verträgen und Waffenstillständen, von international garantierter Unabhängigkeit, Vertrauens- und Wortbrüche, die Verletzung allgemeiner Rechte und der Vertrag von Großmächten – das hat es die ganze Zeit über in der Geschichte Zyperns ebenso gegeben wie fremde Gier, Eroberungen und Ausbeutung. Und stets war die Gewalt das Schmiermittel, das die Maschine am Laufen hielt. Für die Araber war im 6. Jahrhundert v. u. Z. Zypern die naheliegende Erweiterung ihrer Machtbasis, als der Vorstoß einsetzte, der den Islam von Indonesien bis zur afrikanischen Atlantikküste tragen sollte. Und wie das bei diesen naheliegenden Ausdehnungen so der Fall ist, wurden Städte auf Zypern zerstört und die Bevölkerung massakriert.

1184 richtete sich ein Verwandter des byzantinischen Kaisers als unabhängiger „Kaiser“ auf Zypern ein und setzte die Tyrannei gegen die Inselbewohner mit solcher Grausamkeit fort, daß eine Beleidigung durch den byzantinischen Herrscher für Richard Löwenherz – als dieser auf seinem Weg zum Dritten Kreuzzug 1191 in Limassol einlief – als Vorwand gar nicht mehr nötig war. Löwenherz berief sich auf das Elend der Zyprioten, die ihm dankbar und arglos Treue gelobten. Er revanchierte sich umgehend und machte sich mit Feuer und Schwert über die Insel her, bevor er ins Heilige Land weiterzog.

Die Geschichte wandelt sich, die Geographie nicht. Zypern als Tor zum Nahen Osten wurde so zur äußeren Verteidigungslinie für die katholischen Königreiche in Palästina, die damals so bedroht waren wie Israel heute.

Außerdem war Zypern eine gesunde Einkommensquelle (gleichermaßen nützlich für Kreuzritter, römische Großgrundbesitzer, reiche Venezianer oder die wechselnden türkischen Regierungen) und eine günstig gelegene Station für die Schiffe, die den unbequem weiten Weg von ihren Heimatländern im katholischen Westen segeln mußten und ständig der doppelten Bedrohung durch böswillige, orthodoxe Byzantiner und feindselige Sarazenen ausgesetzt waren. Sie trieben hier Handel und

frischten ihren Proviant auf. Die Insel konnte man praktisch „gebührenfrei“ in Besitz nehmen, um sie dann mit einem eindeutigen Profit zu verkaufen, wenn für westlich-christliche Kraftakte im östlichen Mittelmeer größere Geldsummen vonnöten waren. Die Käufer, zuerst der Templerorden, dann die aus Jerusalem hinausgeworfene Dynastie der Lusignan, drängten einer Bevölkerung, die das eigentlich nicht wollte – wiederum mit Gewalt – den römisch-katholischen Glauben auf.

Nachdem Konstantinopel im Jahre 1453 an die Türken gefallen war, überredeten die Venezianer die letzte lusignanische Königin, ihnen Zypern zu überlassen. Auch hier ging es lediglich um die strategische Bedeutung einer Insel, die immer noch der östlichste Außenposten des westlichen Christentums und der mit ihm verbündeten wirtschaftlichen Unternehmen war.

Ein Jahrhundert später brachen die Türken ihren Friedensvertrag mit Venedig und besetzten Zypern, nach der Belagerung von Nikosia und Famagusta. Die einzelnen Städte kapitulierten unter besonderen vertraglichen Bedingungen, die von den Türken mit einer kaum vorstellbaren Grausamkeit gebrochen wurden. Ein Vorgeschmack gewissermaßen auf 1974.

Während der drei Jahrhunderte türkischer Herrschaft war die Bedrohung von Leben und Besitz für die griechischen und türkischen Bauern der Insel an der Tagesordnung – von ihren Rechten braucht gar nicht gesprochen zu werden, da diese in jenen Tagen für die Masse der Bevölkerung ohnehin nicht galten. So wurden griechische und türkische Bauern allmählich zu Leidensgenossen.

Die strategische Bedeutung Zyperns als Gegenüber von Ägypten und den östlichsten Mittelmeerländern zieht sich durch die Geschichte: von der Zeit der Pharaonen, Hethiter, Phönizier und der Ptolemäer von Alexandria zu den arabischen Eroberern, zur wieder auflebenden Macht Ägyptens unter Mehmet Ali in der Zeit von 1811 bis 1849, über die Eröffnung des Suezkanals 1869, die Nordafrika-Feldzüge im Zweiten Weltkrieg bis zum anglo-französischen Suez-Fiasko 1956.

Zum anderen war Zypern seit dem ausklingenden 17. Jahrhundert wirtschaftlich für England bedeutsam, dessen Konsule sich mit anderen Europäern zusammen in Larnaka einrichteten. Seither, wann immer die Briten die Stagnation und andere unzureichende Lebensumstände dort unter der Türkenherrschaft beklagten, geschah dies mit dem Hintergedanken, die ganze Angelegenheit dort lieber selbst in die Hand zu nehmen.

Der englische Konsul, dem das schönste Haus auf der Insel gehörte, war die am meisten respektierte Persönlichkeit und der erfolgreichste (und meist auch unnachgiebigste) Geldverleiher. Die Franzosen waren neidisch, aber es fehlte ihnen am nötigen Kapital. Während der napoleonischen Kriege schlugen englische Geschäftsleute vor, die Insel vollständig in Besitz zu nehmen. 1878 schließlich wurde Zypern durch Disraeli von dem niedergehenden osmanischen Reich für 92 687 Pfund im Jahr gemietet – auf der Basis eines Vertrages mit langer Laufzeit, der im Ersten Weltkrieg von den Briten einseitig annulliert wurde. 1925 wurde die Insel förmlich dem britischen Empire als Kronkolonie angeschlossen.

Das britische Versprechen aus dem Jahre 1915, Zypern Griechenland zu überlassen, wenn dieses sich den Alliierten anschließt, wurde verworfen, als König Konstantin I., der Großvater des heutigen Ex-Monarchen, sich auf die Seite der Deutschen

schlug. Als dann aber Venizelos gegen ihn rebellierte und Griechenland auf alliierter Seite in den Krieg führte, da war Englands Versprechen stillschweigend vergessen – außer jenen, die darauf vertraut hatten.

Während der fünfziger Jahre heizten die Engländer auf Zypern im Zuge ihres letzten Grabenkampfes um koloniale Vorherrschaft den Haß der nationalen Gruppen gegeneinander an und förderten gleichzeitig systematisch die türkischen Pläne, die Insel zu kassieren – jene Insel, auf die 1923 im Vertrag von Lausanne die Türkei alle Ansprüche aufgegeben hatte, was sich auch mit der von Mustafa Kemal verkündeten Politik des Rückzuges auf die ursprünglichen nationalen Grenzen deckte. So handelte England bewußt gegen seine Regierungsverantwortung gegenüber seinen Untertanen, obwohl es immer wieder vorgab, sie ehrenhaft und fair zu regieren.

Türkische Zyprioten beschwerten sich später über Diskriminierungen (über die Verletzung ihrer Rechte also) durch die Regierung des endgültig unabhängigen Staates, obwohl nach den Bestimmungen des Vertrages der Vizepräsident ein Türke war und das Verhältnis von Türken und Griechen in allen öffentlichen Ämtern nicht weniger als 3 : 4 betrug, d. h. das Dreifache von dem, was der türkischen Minderheit tatsächlich proportional zugestanden hätte. Jede Art von Diskriminierung oder Feindseligkeit war – so bedauerlich sie auch immer sein mochte – das unmittelbare Ergebnis einer gegenseitigen Feindschaft, die unter den Bedingungen des Krieges künstlich geschaffen worden und noch schwieriger zu kontrollieren war, nachdem die koloniale Taktik des „teile und herrsche“ abgewirtschaftet hatte (für Großbritannien endete alles mit „Teilung und Verlust“) und der Freiheitskampf zu einem unsicheren, schwer zu bestimmenden Erfolg geführt hatte.

Bestimmte, nicht zu realisierende Klauseln des Garantievertrages, der von Großbritannien, Griechenland, der Türkei und – unter Zögern – auch von Zypern im Jahre 1960 unterzeichnet wurde, in dem die Sicherheit, Unabhängigkeit und territoriale Integrität der neu gegründeten zypriotischen Republik bestätigt wurde, gaben dem türkischen Teil zahlreiche einfache Möglichkeiten an die Hand, die Regierungsarbeit aufzusplittern, zu lähmen und Abkommen nicht einzuhalten.

Schon die Errichtung britischer Stützpunkte auf Zypern war ein Verstoß gegen die Unabhängigkeit einer Nation und ihren blockfreien Status; aber die Stützpunkte fanden ihre Legitimation dadurch, daß sie in ein Vertragswerk eingearbeitet wurden, das nie in irgendeinem seiner Teile geändert werden konnte, ohne daß Vergeltungsmaßnahmen von einer der drei Garantiemächte zu erwarten gewesen wären.

Diese Kombination von Unnachgiebigkeit auf der einen und praktischer Undurchführbarkeit auf der anderen Seite mußte zwangsläufig zu Konflikten führen. Als Makarios versuchte, einige unausführbare Artikel der Verfassung zu verbessern, brachen die Feindseligkeiten zwischen Griechen und Türken auf Zypern aus – man überredete die letzteren, in ein Gebiet der Insel zu ziehen, das Griechen nicht betreten durften, die Türkei bombardierte mehrere Dörfer mit Napalm und drohte 1964 mit einer Invasion. Dann folgte die unablässige gefährliche Einmischung durch das griechische Diktaturregime, zuerst 1968 mit den mörderischen Aktivitäten seines Agenten General Grivas gegen türkische Zyprioten, dann sowohl gegen Griechen wie Türken auf Zypern durch die Terroristen-Organisation EOKA-B – in der sich

Offiziere der Athener Junta und zypriotische Gangster sammelten. Daneben kam es fortgesetzt zu Mordanschlägen gegen den Präsidenten Erzbischof Makarios (offiziell spricht man von drei Attentaten, aber mindestens 15 Anschläge haben stattgefunden), und schließlich mündete es in den blutigen Staatsstreich, den der Diktator Ioannides über Nikos Sampson, den EOKA-B-Killer, gegen Makarios und seine demokratisch gewählte Regierung und gegen Tausende von griechischen Zyprioten auf der ganzen Insel inszenieren ließ. Ihre Krönung fanden all diese Angriffe auf Leben und Freiheit letztlich in der türkischen Aggression zwischen dem 20. Juli und dem 17. August 1974, die seither ununterbrochen und ungestraft fortgesetzt wurde. Die Türkei berief sich zur Entschuldigung ihrer Invasion auf den Garantievertrag. In diesem jedoch wird klar genug festgestellt:

„Im Falle eines Bruches der Vereinbarungen des vorliegenden Vertrages werden sich Griechenland, die Türkei, das Vereinigte Königreich, über die entsprechenden Vorstellungen und Maßnahmen *beraten*, die notwendig sind, um die *Einhaltung dieser Vereinbarungen zu sichern*. Sollte eine gemeinsame oder konzertierte Aktion sich als unmöglich erweisen, erhält jede der drei Garantiemächte das Recht, in Aktion zu treten, *mit dem einzigen Ziel, den Zustand wieder herzustellen, der durch den gegenwärtigen Vertrag geschaffen wurde*.“ (Hervorhebungen v. Verf.)

In keinem Passus autorisiert dieser Vertrag eine militärische Invasion; sie ist neben anderem ein Verstoß gegen die UN-Charta, zu deren Signatarstaaten auch die Türkei gehörte.

Was zwischen dem britischen Premierminister, dem türkischen Premier und dem amerikanischen Unterstaatssekretär Joseph Sisko während des Blitzbesuches der beiden letzteren in London am 18. Juli 1974 ausgetauscht wurde oder während Siskos Flugreise nach Athen und Ankara am nächsten Tag, steht in dem Zypern-Dossier, das die gegenwärtige griechische Regierung „im nationalen Interesse bis zu einem günstigeren Zeitpunkt“ für geheim erklärt hat. Es handelt sich, das sei unverblümt gesagt, um einen groben Verstoß gegen die griechische Verantwortlichkeit auf Zypern – und das ist bis heute so geblieben: eine Verantwortlichkeit noch dazu, die in jeder Hinsicht hätte akzeptiert werden müssen, nachdem es nicht mehr die Regierung war, die versucht hatte, Makarios und den Rest der Opposition umbringen zu lassen, nicht mehr jenes Regime, das die türkische Invasion und damit die *de-facto*-Teilung der Insel provoziert hatte.

Genau hier aber liegt der Hase im Pfeffer.

Großbritannien schlug zum erstenmal 1956 eine Teilung vor; die USA verlangen danach seit 1964. Teilung bedeutet hier etwas mehr als eine schlichte territoriale Trennung: Sie eröffnet den einfachsten Weg, mit den Ärgernissen Unabhängigkeit, Opposition oder Widerstand fertig zu werden. Zudem wird so die Grundlage dafür geschaffen, nicht nur britische NATO-Stützpunkte in einem Land zu errichten, dessen einzige Möglichkeit, zu Wohlstand zu kommen und zu überleben es ist, sich keinem Machtblock anzuschließen. In anderen Worten also: Rückkehr zum „teile und herrsche“ – einer Politik, die zwar lange Zeit, aber nie endlos dauern kann – und die nie sicher ist, weder für den Teiler noch für den Geteilten.

14 Jahre lang hat Makarios erfolgreich sowohl dem härtesten vorstellbaren Druck als auch der sanftesten Unterwanderung widerstanden. Als das griechische Diktatoren-

regime in Zypern die Kräfte der Anarchie von der Leine ließ, waren die einzigen Regierungen, die den Putsch nicht verurteilten, die Junta selbst und die Nixon-Regierung. US-Staatssekretär Henry Kissinger ging sogar so weit, am 18. Juli 1974 zu erklären, daß Amerika mit Härte auf alle Versuche reagieren würde, den bestehenden (ein Euphemismus nach drei Tagen) status quo in Zypern zu beseitigen – und daß es den Playboy und Mörder Nikos Sampson unterstützen werde und nicht den legalen (wenn auch zu diesem Zeitpunkt ins Exil geflüchteten) Präsidenten Makarios, der von der Nixon-Regierung schon seit langem mit hysterischer Ungenauigkeit „der Fidel Castro des Mittelmeers“ genannt wurde. Obwohl Kissinger diesen harten Kurs so heftig propagierte, unternahmen die USA nichts, um die Türken davon abzuhalten, Zypern mit der größten NATO-Armee zu überfallen und die bemerkenswerte Stellungnahme abzugeben: „Wir sind als Friedensstifter gekommen.“ Nicht nur, daß die US-Botschaft durch Ioannides von seinem geplanten Staatsstreich, zwei Tage bevor er ihn startete, unterrichtet worden war, nicht nur daß in amerikanischen Zeitungen behauptet worden war, daß Sampson auf der CIA-Gehaltsliste steht oder daß amerikanische Agenten in Griechenland und Zypern vor dem endgültigen Schlag der Junta besondere Geschäftigkeit entfaltet hatten – darüber hinaus hielten sich während der türkischen Invasion diverse Kriegsschiffe der amerikanischen 6. Flotte in den Gewässern um Zypern auf, darunter der Flugzeugträger „Independence“ und der Kreuzer „Hudson“, während am zweiten Tag der Invasion andere US-Kriegsschiffe an der Küste von Paphos das griechische Schiff „Rethymno“ verjagten, das aus Griechenland eine Einheit von 500 zypriotischen Freiwilligen brachte. Bei einem zweiten Landeversuch drohten amerikanische U-Boote, das Schiff zu torpedieren. Ein noch beredteres Zeugnis vom Ausmaß des amerikanischen Engagements gibt Kissingers seltsame Weigerung aus dem Jahr 1976, vor dem Pike Committee Fragen über CIA-Aktivitäten in Zypern zu beantworten.

Erst 1975, lange nachdem die Vereinten Nationen einen Waffenstillstand verhängt hatten (dem die Türkei zustimmte und den sie binnen Stunden brach, um anschließend noch öfter und gewalttätiger zuzuschlagen), und erst, nachdem die Südostflanke der NATO (der man so viel Glaubwürdigkeit, Anstand, Ehre, Wohlstand und menschliches Leben bereits geopfert hatte) an den Rand einer Spaltung gekommen war durch den drohenden Krieg zwischen Amerikas beiden NATO-Außenposten Türkei und Griechenland – erst dann entschlossen sich die USA, der öffentlichen Meinung in der Welt mit dem Waffenembargo gegenüber der Türkei eine Beruhigungsspielle zu verpassen. Zwischen Griechenland und der Türkei war im August 1974 in Wien ein Abkommen zusammengezwängt worden. Eineinhalb Jahre später schrieb ein Unterausschuß der US-Regierung (der sich im Auftrag des Senatsausschusses für Rechtsfragen mit der Untersuchung der Probleme von Flüchtlingen und Vertriebenen befaßte) in seinem internen Bericht vom 19. Januar 1976: „Die Situation der eingeschlossenen griechischen Zyprioten in den besetzten Gebieten bleibt gefährdet, trotz des Abkommens von Wien, das ihr Leben normalisieren sollte. Die totale Mißachtung der türkischen Autoritäten gegenüber den

Vereinbarungen des Wiener Abkommens läßt ernsthaft nach dem Wert der Unterschrift von Mr. Denktash unter jedem weiteren Abkommen fragen.“

Der Bericht schließt:

„Zypern 1974 war Ausdruck des Versagens der amerikanischen Außenpolitik. Die US-Politik wurde bestimmt durch hastige Improvisation, die lediglich darauf ausgerichtet war, Störungen innerhalb der NATO zu minimalisieren. Sie *erreichte* damit *nicht nur das Gegenteil* (Hervorhebung v. Verf.), sie ließ die wehrlose Bevölkerung von Zypern im Stich.“

Während der Jahre nach der Invasion hat die Türkei gegen alle 13 UN-Resolutionen verstoßen, die einen Waffenstillstand nach dem anderen bestimmten, zum Rückzug aller fremden Truppen von der Insel aufriefen und in denen die vielfältigen inhumanen Akte der türkischen Okkupationsarmee sowohl gegen griechische Zyprioten als auch die UN-Friedensstreitkräfte verurteilt wurden – obwohl die Türkei selbst allen Resolutionen bis auf eine zugestimmt hatte. Vertragsbruch und Verletzung von Menschenwürde jedoch bleibt die einfachste Form der Politik.

Im April 1977 wurde das US-Waffenembargo teilweise von der Carter-Regierung aufgehoben. Zwei Monate später stimmten beide Häuser des Kongresses für die vollständige Wiederaufnahme der Waffenlieferungen an die Türkei.

Die rechtswidrigen Invasionen und die Vorwände für Gewalttätigkeiten werden im Falle Zyperns nicht enden, solange die Insel nicht aufhört, sich davon ködern zu lassen (wie ein arabischer Beobachter schon 985 v. Chr. schrieb), „welche Nation jeweils die Oberherrschaft in diesen Meeren hat“.

Allgemein gesagt: Im Zeitalter des nuklearen und computerisierten Krieges sind konventionelle Strategie und Geopolitik überholt – mehr als man glauben möchte – während das Weiterbestehen der Geographie selbst nicht länger der strategische Faktor sein kann, der es bisher war. Genauer heißt das: sollte es zu einer Verständigung im Nahen Osten kommen (falls diese von den Supermächten überhaupt gewünscht wird), würde Zypern automatisch die Bedeutung verlieren, die es für den Westen als Ausgangsbasis für einen Angriff besessen hat, von den Zeiten der Römer und der Kreuzfahrer über die Venezianer bis hin zu den Jahrhunderten kommerzieller Expansion. Die Geistesverfassung von Außenministern und Generalstabschefs jedoch wird mehr bestimmt von den seit langem bestehenden Zuständen und der Erfahrung vergangener Zeiten als von einem grundlegenden Lebensgesetz: nämlich der Veränderung, dem Umschwung oder dem Unvorhersehbaren bis hin zur Abschaffung der Verhältnisse, denen sie ihre Existenz verdanken.

Ingeborg Bachmann und Paul Celan in der BRD

Von zwei Dichtern deutscher Sprache wird die Rede sein, die unsere Mitmenschen waren und gewaltsam um ihr Leben kamen.

Sind zwei Dichter kostbarer, daß über sie geschrieben wird, als Namenlose, die – täglich – durch Verweigerung elementarer Menschenrechte, durch reaktionäre Brutalität ebenso enden? Diese Frage, die so schmerzt, ist falsch. Aber sie provoziert Nachdenken über den Wert der Lyrik für die, die beschlossen haben, schlechtes Leben mehr zu fürchten als den Tod. Das kann man natürlich auch heutiger politischer Geographie angemessener ausdrücken: Kampf um Lehrstellen, um Arbeitsplätze, gegen Berufsverbote, gegen Neonazismus, für Demokratie und Sozialismus. Für Voraussetzungen der totalen Menschwerdung und immer wieder darum, daß Zukunft ist.

1935 in Paris, auf dem ersten internationalen Schriftstellerkongreß, sprach Anna Seghers über Vaterlandsliebe. Dieser Begriff, der auf eine menschliche Organisationsform zielt und daher immer in den Klassenkämpfen seine Rolle gespielt hat, erhielt damals bei der Verteidigung der Kultur vor dem Faschismus aktuelle Wichtigkeit. Vaterlandsliebe? „Bedenkt die erstaunliche Reihe der jungen, nach wenigen übermäßigen Anstrengungen ausgeschiedenen deutschen Schriftsteller“, sagte sie. „Keine Außenseiter und keine schwächlichen Klügler gehören in diese Reihe, sondern die Besten: Hölderlin, gestorben im Wahnsinn, Georg Büchner, gestorben durch Gehirnkrankheit im Exil, Karoline Günderode, gestorben durch Selbstmord, Kleist durch Selbstmord, Lenz und Bürger im Wahnsinn . . . Diese deutschen Dichter schrieben Hymnen auf ihr Land, an dessen gesellschaftlicher Mauer sie ihre Stirnen wund rieben. Sie liebten gleichwohl ihr Land. Sie wußten nicht, daß das, was an ihrem Land geliebt wird, ihre unaufhörlichen, einsamen, von den Zeitgenossen kaum gehörten Schläge gegen die Mauer waren. Durch diese Schläge sind sie für immer Repräsentanten ihres Vaterlandes geworden.“ Was aber ist das Land von Ingeborg Bachmann und Paul Celan? Sind sie Repräsentanten? Ist ihr Schmerz das, was an einem Land geliebt wird? Wie sehr gehören sie in die Reihe, deren sich Anna Seghers für uns angenommen hat. Wer nimmt sich ihrer an?

Paul Celan

Ich suche das alles mit wohl sehr ungenauem, weil unruhigem Finger auf der Landkarte – auf einer Kinder-Landkarte, wie ich gleich gestehen muß.

In Darmstadt wird jährlich ein Georg-Büchner-Preis verliehen, der so Geehrte hält danach eine Büchner-Rede. 1960 Paul Celan:

Toposforschung?

Gewiß! Aber im Lichte des zu Erforschenden: im Lichte der U-topie.

Und der Mensch? Und die Kreatur?

In diesem Licht.

Welche Fragen! Welche Forderungen!

Er sprach kaum je in Prosa über seine schwere Lyrik. Hier tut er das mit rührender Offenheit. Auch dagegen setzte er seine Worte, in Bemühungen um Tropen und Metaphern die Gedichte unter Verschuß zu halten. Denn Gedichte, sagte er, „ . . . sind ja zugleich auch, unter vielen anderen Wegen, Wege, auf denen die Sprache stimmhaft wird, es sind Begegnungen, Wege einer Stimme zu einem wahrnehmenden Du, kreatürliche Wege, Daseinsentwürfe vielleicht, ein Sichvorausschicken zu sich selbst, auf der Suche nach sich selbst . . . Eine Art Heimkehr.“ Diese einfache kreatürliche Sehnsucht – und eine arbeitsteilige Gesellschaft. Das Du, vereinsamt, findet das angemessene andere Du kaum spontan, ohne Vermittlung. Und Mauern, die die Wege zum Du, als Daseinsentwürfe zumal, verstellen, und die Schläge gegen die Mauer . . .

Celans Lyrik steht mit erstaunlicher Radikalität außerhalb eines autonomen Reichs der Kunst, und doch ist aus vielen Gründen – beim Dichtenden wie bei den Aufnehmenden – ein naiver Zugang erschwert.

Das „Sichvorausschicken“ und eine „Art Heimkehr“ in einem, als Richtung des Gedichts, Einheit von Gegensätzlichem – so in der Büchner-Rede. Das gleiche Prinzip bestimmt die Struktur seiner Gedichte, ablesbar an Wendungen wie: der Dorn im Bund mit der Rose, „Beides gilt: berührt und unberührt“, „Hinausgekrönt, hinausgespien in die Nacht“, „Unvergessen und da, beides zumal“, „für sich, für keinen, für jeden“, „scheide das Nein nicht vom Ja“. Das Paradoxe dieser Lyrik ist in der Fachliteratur hinreichend erklärt, nur ist es mit Verskunde nicht erschöpft. In dieser Celanschen Farbe, den lyrischen Antinomien, schimmert Zeiterfahrung, auch mit den Widersprüchen unserer Epoche zwischen der alten und der neuen Welt. Und die Gegenwärtigkeit der Todeslager von einst, schwermütige Resignation wie Tapferkeit, mit allen Wunden für „herzhelle Zukunft“ einzustehen. Seine Arbeit wurde von Celan in acht schmalen Bänden präsentiert: 1952 „Mohn und Gedächtnis“, 1955 „Von Schwelle zu Schwelle“, 1959 „Sprachgitter“, 1963 „Die Niemandsrose“, 1967 „Atemwende“, 1968 „Fadensonnen“, 1970 „Lichtzwang“, 1971 „Schneepart“. ¹

Versuche, uns Celans Werk zu nähern, gelten nicht nur Celan.

Die biographische Route

Paul Celan hat uns autobiographisch nicht versorgt. Wo es über Faktisches hinausgeht, stehen einige schwer überprüfbare Berichte zweiter Hand zur Verfügung. Da ist hinsichtlich der Grenzüberschreitungen zum Spekultativen Zurückhaltung geboten.

Paul Celan wurde 1920 in Czernowitz geboren, das von Österreich-Ungarn gerade erst Rumänien zugekommen war. Später gehörte es zur Sowjetunion, in einer Zwischenzeit war es von faschistischen deutschen Truppen okkupiert. Ein deutschsprachiger Jude in Rumänien – man empfand sich für gewöhnlich an der Peripherie und sehnte sich ins Zentrum europäischer Kultur. So kann Paul Celans Weg nach Frankreich geführt haben, der Achtzehnjährige begann in Tours ein Medizinstudium. Er kam wieder nach Czernowitz und studierte Romanistik. Bis er Häftling der Nazis wurde. Er konnte entkommen und erreichte die Rote Armee, in der er als Sanitäter Dienst tat. 1944 wieder in Czernowitz als Romanistik-Student. Er verließ es, machte Stationen in den Hauptstädten Bukarest und Wien und kam 1948 in Paris

an. Hier lebte er zweiundzwanzig Jahre. In dieser Zeit war er auch Lektor an der École Normale Supérieure. Ende April 1970 ertränkte er sich in der Seine, die Leiche wurde nach etwa zehn Tagen, am 5. Mai 1970, gefunden.
Ein Jude aus Rumänien, die Eltern vergast – er kam in den Westen, um Dichter zu sein. Die Dichtungstraditionen, in denen er lebte, waren die Deutschlands, ein Wort, das er nur ein einziges Mal in seiner Lyrik gebrauchte, in der „Todesfuge“:

*Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar*

Margarete

er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne

er pfeift seine Rüden herbei

er befiehlt spielt auf nun zum Tanz

*...
Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus Deutschland ...*

Milo Dor schrieb nach dem Tod Paul Celans über die Station Wien, über seine eigenen nutzlosen Bemühungen, dort für ihn etwas zu finden: „Das Schicksal Paul Celans ist ein erneuter Beweis dafür, daß Österreich nur tote und exilierte Dichter hat.“ Alles, was er erreichte, war das Veröffentlichen von Celan-Gedichten in einer Anthologie, „zum Beweis dafür, daß er zur ersten österreichischen Schriftstellergeneration nach dem Krieg gehörte. Er gehörte auch dazu. Zu wem sollte er sonst gehören?“² Eine ebenso berechnete wie komplizierte Frage.

Zu Paris und Frankreich gibt es keine Bekenntnisse Celans, es gibt diesem Land gegenüber auch poetische Zurückhaltung, am wenigsten noch gegen eindringliche Landschaften. Das Resultat aus Berichten anderer ist, daß dieses Land keine neue Heimat wurde.

Nach dem Krieg existierte nun der Staat Israel, der die Juden aus der Diaspora zu sich rief. Prominente Leute wollen Werk und Person Celans dort angesiedelt wissen. So der Schweizer Werner Weber in der *Zeit* (15. 5. 70): „Celan hat sein Schicksal nicht als eine private Bedrängnis getragen; er sah sich im Schicksal Israels. Israel war das wichtigste Du, das er anredete, dem er zuhörte und mit dem er unterwegs war durch die Jahrtausende.“ Daß Celan von „jüdischem oder arischem Goebbels-Nachwuchs“³ sprach, paßt nicht so recht dazu, wenn er es auch im Zusammenhang mit der BRD und nicht mit Israel tat. Er hat das Land 1969 besucht. Aus einer kurzen, emotionstiefen Ansprache an den Hebräischen Schriftstellerverband: „Ich glaube, einen Begriff zu haben von dem, was jüdische Einsamkeit sein kann ...“ Celans Zurückhaltung berücksichtigt, so legt dieser Satz doch Distanz nahe und nicht Identifikation. „Und ich glaube, mich unterredet zu haben mit der gelassen-zuversichtlichen Entschlossenheit, sich im Menschlichen zu behaupten.“ Vage genug. Die Äußerung erlaubt keine Vermutungen, ob dieser Glaube in Zweifel gezogen worden wäre, als sieben Jahre später allein in Tall Zatar Tausende Araber getötet wurden, die vertrieben waren von Plätzen „selbstgepflanzten Grüns, das bereitsteht, jeden, der hier vorbeikommt, zu erfrischen.“ Hans Mayer, den Celan als einen seiner wenigen richtigen Adressaten akzeptierte⁴, äußerte sich gewissenhafter zum realen Bezug Celans zu Israel: „Gab es Zukunft für Celan? Von Hoffnungen sprach er oft: für sich wie für alle Zeitgenossen. Unsere letzten und langen Gespräche

in Paris, sechs Wochen vor seinem Tode, wurden von ihm immer auf das Thema Israel gelenkt. Er dachte eine Einladung dorthin anzunehmen, wollte von mir erfahren, wie ich als Besucher aus dem Jahre 1968 die Dinge angetroffen hätte. Andererseits empfand sich Celan durchaus nicht als jüdischen Dichter oder gar als ein Poet des Judentums.“⁵ Hans Mayer vermochte auf seine Frage nach der Zukunft für Paul Celan keine positive Antwort zu geben. Auch das Jüdisch-Israelische hielt keine Antwort bereit.

Celan war nicht sprachlich gebunden. Er bewegte sich im Rumänischen, Russischen, Französischen und Englischen auch als Nachdichter. Rumänische Landsleute sind, wie Milo Dor sagt, in Paris mit der Annahme der Landessprache „Mandarine“ geworden. Celan hat 1961 auf eine Anfrage geantwortet: „An Zweisprachigkeit in der Dichtung glaube ich nicht. Doppelzüngigkeit – ja, das gibt es, auch in solchen, die sich, in freudiger Übereinstimmung mit dem jeweiligen Kulturkonsum, genauso polyglott wie polychrom zu etablieren wissen. Dichtung – das ist das schicksalhaft Einmalige der Sprache“ – und diese Einmaligkeit eignete sich für ihn in Deutsch. Es stand dem Unbehausten der zwielichtige Entschluß frei, sich dort niederzulassen, wo nicht mit der Sprache seiner Dichtung gelebt wurde und wo er auch nicht täglich die Doppelzüngigkeit des jeweiligen Kulturkonsums hören mußte.

Als Celan die Entscheidung traf für ein Land der alten Welt, begannen sich Konturen einer neuen auch auf dem Territorium des ehemaligen Deutschlands bereits abzuzeichnen – undeutlich für die, die nicht an diesem Prozeß beteiligt waren. Celan konnte wohl kaum die vorgebildete Route ändern, er mußte seine Existenz in der Alten Welt aufschlagen.

Karl Krolow reklamiert ihn nekrologisch für die BRD. Er erwähnt seine Lesung 1952 bei der Gruppe 47, übrigens von deren österreichischen Mitgliedern initiiert, und sagt: „Seither begann der literarische Weg, den er nahm, in unserem Lande.“ („Jahresring“ 1970/71) Walter Jens rechnet ihn auf diese Weise der BRD zu in seinem empörten Sarkasmus über die Meldung vom Tod des Dichters im Fernsehen: „... die Dreizeilennachricht zeigte den Marktwert eines Gedichteschreibers an, dem die Verwandlung von Wahrheit in Ware nur unvollkommen gelang ... Ein Schriftsteller, dessen Ruhm die Kunstindustrie nicht befördert, ein Schriftsteller, der ihre Gesetze weder befolgt noch verhöhnt (und ihnen gerade damit verfällt), ein großer Schriftsteller also: ein Stück Dreck ist das für die Informateure abends um acht, ein armer Schelm im besten Falle, den ja doch niemand kennt ...“ (*Die Zeit*, 15. 5. 70)

Celan, der sich einmal in einem Brief an seinen Freund Alfred Margul-Sperber unterschrieb als „Russki poet in partibus nemetskich infidelium“, rechnete sich in gewisser Weise selber diesem Land zu: „In meiner – in der sogenannten Bundesrepublik“, schrieb er am 9. 3. 1962 an den gleichen Adressaten. Da waren seine Verleger, er bekam Preise, zu ihrer literarischen Landschaft – um nicht „Markt“ zu sagen – gehörte er. Er war „ihr“ Dichter.

Ihr Dichter – ein abgründiges Wort, so wahr und so falsch zugleich; es könnte aus seiner Dichtung sein.

Kritische Noten

Helmuth de Haas 1953 in der *Welt* über „Mohn und Gedächtnis“: „In Paul Celan, geboren 1920 in der Bukowina, heute in Paris lebend, dürfen wir einen neuen Dichter deutscher Zunge begrüßen, dessen Gebilde nichts sein wollen als Poesie.“ Sicher eine der ersten Begrüßungen. Sollte jemand meinen, Erich Kästner wollte auch keine Dramen machen, als er Gedichte schrieb, dem wird der Unterschied geliefert, den de Haas sehen will: „Celans Gedicht ist ohne alle Absichtlichkeit. Es will nichts sein als Hauch, Laut, Lichtfigur, leicht und fast sangbar.“ Man wird es kaum glauben, daß in dem rezensierten Band die „Todesfuge“ steht. Die wird aber sogar erwähnt: „... der Abhub alles Gegenständlichen, die romantisierende Metapher, die lyrische Alchemie: ‘Dein aschenes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng.’ Aber doch noch ein anderes, wie ich glaube integrales Element kommt hinzu: das zen-buddhistische Satori-Erlebnis, das man nach dem Kriege in E. W. Eschmanns ‘Tessiner Episteln’ finden konnte, das innere Gewährwerden der Dinge in den drei Stufen: Stein ist Stein, Stein ist Buddha, Stein ist Stein.“ Tatsächlich, wir irren uns nicht, so steht es da. Und es ist nicht aus dem Archiv zitiert, wo *Die neue literarische Welt* vom 10. Juli 1953 verstaubt, sondern aus edition suhrkamp „Über Paul Celan“, herausgegeben von Dietlind Meinecke, Frankfurt/Main 1973², der Eröffnungsbeitrag nach der Einleitung. Aber auch dieses Kunststück hatte nur begrenzte Wirkung. Als Celan neu war, konnte man ihn wohl paralysieren mit: „Celan ist hochbegnadet“ (de Haas). Zehn Jahre später ging das nicht mehr so einfach. „Todesfuge“ wurde bekannt, selbst Lesebücher waren nicht mehr davor zu bewahren. Clemens Heselhaus 1962: „So wird die Weise vom Tod, der ein ‘Meister aus Deutschland’ ist, immer wieder hergeleiert. Noch ungeformt und unbewältigt ist Celans Deutschland-Gedenken.“⁶ Jetzt muß man schon mit Inhalt und Form argumentieren, vor allem aber Celan als unzuständig für Deutschland erklären. Wir haben hier schon das Modell des ganzen Dilemmas der kritischen Vermittlung von Celans Werk. Noch einige Beispiele:

1959, als Karl Krolow den dritten Band, „Sprachgitter“, rezensierte, notierte er gesteigerte Leistung, und zwar als ein Ergebnis von Konsequenz. Er schlußfolgert: „Celan mußte – wie ich es nannte – konsequent sein, weil er seine Position zu behaupten und zu verteidigen hatte: seine Stellung im deutschen Gedicht dieser Jahre.“ (*Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung*, 8. 4. 1959) Das klingt wie ein Sportbericht. Oder ein Börsen-Essay.

Es erschien danach, 1963, „Die Niemandsrose“. Der Band enthält vergleichsweise schwache Gedichte, stark wie nie zuvor aber ist die rührende Gebärde nach dem Du, der Gemeinschaft, dem Bruder im Verbundensein mit den Gequälten und auch mit den Kämpfern. Eine Gebärde, die durch die Kämpfe der Geschichte reich und Qual und Hoffnung ausdrückt, die bittere Warnung, zum zweiten Mal „no pasarán“, wir werden nicht aufgeben, und „Anabasis“: Das Hinauf „in die herzhelle Zukunft . . . Mitsammen“. Für Rezensenten war es, als sei nichts geschehen; die alte Leier: „Um/wessen/Sternzeit zu spät?“ so endet das letzte Gedicht der ‘Niemandsrose’. Diese Worte können sich auf vieles beziehen, auf klumpfüßige Götter, die über ‘Furtenwesen’ herübergestolpert kommen, über die ‘lebenslang Fremden’, aber auch auf die Erlösung der Fremden im ‘unheimlichen Bannstrahl’, von der dieses Gedicht handelt. Als Schlußkadenz des Bandes aber verweisen sie auf den geheimen Fluch und

die unlösliche Tragik, die über dieser Dichtung und der in ihr deutschsprachig vollzogenen jüdisch-christlichen Einigung liegt: sie kommt um die Sternzeit der Sprache zu spät, in der sie geschrieben ist.“ (Kurt Oppens, *Merkur* 19/65) Später dann wird Jürgen Heise diesen Band nekrologisch einen Rückfall hinter das schon Geleistete nennen: „Paul Celan, ohne Frage, war mit ‘Die Niemandsrose’ in eine Krise geraten, die nach den konzisen Texten von ‘Sprachgitter’ überhaupt nicht vorauszusehen war . . . Kunstbewußtsein und begreifende Intensität – hier ist plötzlich beides abhanden gekommen, weggerutscht, unter das Bewußtsein abgesackt.“ (*Neue Deutsche Hefte* 17/70)

Schelte nimmt zu für den Hochbegnadeten – weitgehend mit den gleichen Argumenten wie die Lobsprüche. Der eine rügt Verbindliches, wenn es unvermittelt erscheint, der andere hingegen Unverbindlichkeit. Zu „Atemwende“, 1967, Arthur Häny in den *Schweizer Monatsheften* (48 – 1968/69): „Was Celan im Grunde betonen will, ist die *Unverbindlichkeit des Absoluten*, das sich auf unsere allzu menschlichen Bezüge nicht einläßt. Aber diese Unverbindlichkeit des Absoluten wird bei ihm – man entschuldige das Wortspiel – zur *absoluten Unverbindlichkeit*.“ Wenn’s nun nicht um Gedrucktes geht, sondern um Gesprochenes, dann wird das Raster zeitfern, unverständlich, Niveaubabfall bei tagespolitischen Niederungen – auch populär ausgedrückt: „Mit einem Vietnam-Gedicht am Ausgang seiner Vorlesung entrichtete schließlich auch dieser dem ‘engagierten’ Gedicht einigermaßen antipodische Dichter seinen kleinen Zoll an die Zeit . . .“ (Joachim Günther im *Tagesspiegel*, 20. 12. 67)

Das Lob ist kränkend, und der Tadel verschweigt seine wirklichen Gründe, selten genug brechen Kritiken aus diesem Raster aus. Es gibt welche, die integer und seriös sind, aber sie sind nicht repräsentativ. Das Repräsentative bildete den Chor der Nekrologe in den Tageszeitungen – eine Auswahl aus *Frankfurter Allgemeine* (6. 5. 70), *Münchener Merkur* (6. 7. 70), *Süddeutsche Zeitung* (8. 5. 70) und *Rheinischer Merkur* (15. 5. 70): „In dieses Nichts ist Paul Celan jetzt zurückgegangen, in dieses Nichts, das er, wie wenige andere, bewohnbar gemacht hat.“ „Ihre Dignität bezog sie aus der Eigengesetzlichkeit, die sich selbst verabsolutierte. In diesem Verständnis ist Celans Lyrik ‘inkommensurabel’, fast herrisch in ihrer Einsamkeit.“ „Er hatte eine feste Rolle im Kulturbetrieb: die des einsamen, an der Gegenwart leidenden, nach Orientierung suchenden Dichters.“ „Betroffen stehen wir, die ihn nicht verstanden. Gebannt blicken wir auf die herrlichen Bilder, nie sahen wir dahinter, in die eisige Einsamkeit, die sie uns verstellten.“

Persönliches, posthum

Das Ableben lockert die Diskretion, ihm folgen persönliche Mitteilungen über den Verstorbenen, unter ihnen sowohl verantwortungsvolle als auch solche, die sich die Konjunktur zunutze machen – und wer vermöchte im Einzelfall zu unterscheiden? In Celans Fall möchte man die posthumen Mitteilungen sondern nach denen, die Verfolgungswahn zurückweisen, die wenigen, und viele, nach denen eine persönlich zu verantwortende Abnormalität zum Tode geführt habe: „Celan fühlte sich überhaupt ständig verfolgt. War es nicht die neidische Witwe, die mit lächerlichen Unterstellungen hausieren ging, so war es der Antisemitismus. Das KZ hatte ein unauslöschliches Brandmal in seiner Seele hinterlassen, er konnte – einfach aus Angst – nicht vergessen, und es war ihm unmöglich, aus diesem Angstdickicht

auszubrechen. Ich verließ Celan damals mit der Überzeugung, daß er an Verfolgungswahn litt und sich sein Zustand verschlechtert hatte.“ (*Literatur und Kritik*, 6/1971) Diese Überzeugung stammt von Otto Basil, der sich rühmt, ihn als erster im Westen verlegt zu haben. Er gab von 1945 bis 1948 die Wiener Zeitschrift *Plan* heraus, die die erste surrealistische Zeitschrift in deutscher Sprache genannt wird. Basils Adresse war Celans Ausstattung, als er Bukarest verließ. Natürlich hat dieser Mann Kredit an Autorität, und man möchte prüfen, ob an seinen Überzeugungen Stimmendes sein könnte. Das Material, aus dem ein Kontext herzustellen ist, um dieser Ansicht nicht kritiklos ausgeliefert zu sein, ist gering. Basil befindet über Celans Weggang aus Rumänien: „Die stalinistische Atmosphäre hatte ihm Rumänien verleidet – er wollte nicht noch einmal ins Lager oder schweigen müssen. Seine Art zu dichten und zu theoretisieren hätte bestimmt nicht in das Milieu des ‚Sozialistischen Realismus‘ gepaßt.“ Wieder spricht vieles dafür. In dieser Zeit gab es im Verständnis sozialistisch-realistischer Kunst extrem Falsches, und ein junger Lyriker mit Neigungen zur modernen französischen Poesie hätte außer eigener Souveränität auch historischen Überblick gebraucht, um solche Phänomene zu verstehen. Immerhin, Celan hat in Bukarest unter anderem Konstantin Simonows Schauspiel „Die russische Frage“ übersetzt, und einer von den posthumen, redseligen Mitteilern meldet, daß Celan ihm Scholochows „Stillen Don“ empfohlen habe, ein klassisches Werk des Sozialistischen Realismus.⁷ Und „Kyrillisches“, wie sich Celan lyrisch ausdrückte, „ritt ich über die Seine, /ritts über’n Rhein“, gehört auch zumeist dieser Kunstrichtung zu. Das war nicht Poesie abseits der Oktoberrevolution und des ersten wirklichen Sozialismus, die er nachdichtete, wenn auch alle drei Lyriker – Blok, Jessenin, Mandelstam – mit den Problemen einer übergangslosen Entwicklung von der bürgerlichen zur proletarischen Revolution zu leben hatten. In einer Würdigung von Celans Jessenin-Übersetzung durch Lew Ginsburg (*Sowjetliteratur* 8/63) steht: „Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß Jessenin im Westen nicht von selbst Einzug gehalten, sondern mitsamt einer ganzen Reihe von Problemen, die mit dem ständig wachsenden Interesse für unser Land und seine Kultur zusammenhängen. . . . Abschließend wollen wir Paul Celan unseren Dank aussprechen für sein Werk, das gleichsam eine poetische Bezeugung der Freundschaft mit unserem Land und seiner Dichtung ist.“ Auch antisowjetische Tendenzen in allen möglichen Formen spielten und spielen innerhalb des „ständig wachsenden Interesses“ eine Rolle. Celans Arbeit ist frei davon. Nach Basils Mitteilung müßte man aber dergleichen erwarten. Ginsburg schreibt bewundernd: „Das sind nicht einfach gute deutsche Verse – das ist Jessenin, wie er leibt und lebt und deutsch spricht! Erstaunlich, wie ein Übersetzer, der in Paris lebt und seine Gedichte in Westdeutschland herausgibt, es vermocht hat, sich in diese Verse hineinzudenken, sie zu erfassen, den Rhythmus und den Sturmwind der Revolution, die Romantik jener Jahre zu empfinden als: *Arbeiter, Bauern, beide zugleich, /sie standen gegen das Zarenreich.*“

Soviel zu Basils Autorität in Sachen sozialistischer Realismus. Und was das von ihm als verleidet vermerkte Rumänien angeht, einen Satz Celans aus einem Brief: „Ich bitte Sie, meine Manuskripte niemandem aus diesem so goldenen Westen zu geben. Vielleicht sollten sie eines Tages der Rumänischen Akademie anvertraut werden.“⁸ So ist denn Basils Diagnose Verfolgungswahn.

Auch dieser Fall ist eine Art Muster, nach dem in vielen anderen Fällen geschneidert wird. Zur Ehre derer, die nicht dem Klischee anheimgefallen sind, die Stimme Paul Schallücks: „In memoriam Paul Celan“: „Paul Celan hat sich – bezeugt in vielen Gedichten und Gesprächen – für einen engagierten, im dialogischen Sinne engagierten Lyriker gehalten, der weder die chassidischen Spuren seiner Kindheit noch die Einflüsse einer sozialistisch-kommunistischen Jugend leugnen wollte und konnte.“ (*Die Horen*, 16, 1971, 83)

Zoll an die Zeit

Beginnen wir mit dem Fall, dem wir dieses Zitat verdanken. Das Gedicht bei der Lesung 1967 dürfte identisch sein mit „Einem Bruder in Asien“ (Lichtzwang“ 1970):

Geschütze
fahren
gen Himmel,

zehn
Bomber gähnen,

ein Schnellfeuer blüht,
so gewiß wie der Frieden,

eine Handvoll Reis
erstirbt als dein Freund.

Die Haltung zu Vietnam wurde bei der Formierung einer demokratischen, politisch engagierten Literatur in der BRD seit Mitte der sechziger Jahre zu einem wichtigen Kampffeld. Die Kritik, die für Benotungen zuständig ist, reagierte allergisch – „Haben wir zuviel Vietnam-Gedichte?“ Günter Grass legte sich ins Zeug: „... mir fehlt die Kompetenz, den Krieg der Amerikaner zu verdammen, und mir fehlen die Kenntnisse, den Sieg des Vietcong zu wünschen.“ (*Akzente* 3/66) Aber seine politisch falsche Bescheidenheit machte nicht Schule. Auch noch der „einsame, . . . nach Orientierung suchende Dichter“ ignorierte seine „Rolle im Kulturbetrieb“. Und wir erleben, daß er gleich wieder den von ihm selbst gesetzten ästhetischen Ansprüchen nicht gerecht wird. So Peter Horst Neumann: „Die Mystifikation von Kriegsgerät, das hier in luziferischer Verklärung seine Himmelfahrt begeht, ist an dem durch Celans Dichtung gesetzten ästhetischen Maßstab nicht mehr zu messen. Ebenso wenig die Personifizierung jener Reismenge, die nach vertrautem Klischee dem Asiaten genügen soll, seinen kümmerlichen Tag zu leben. Daß ein ‘Schnellfeuer blüht’, wäre als poetisches Bild noch allenfalls akzeptierbar, aber doch nur als eine Art euphemistischer Verfremdung. Spricht das Gedicht solchem Blühen aber die Gewißheit auch in diesem Gemetzel endlich doch einmal folgenden Friedens zu, so gibt es widersinnig entweder die Metapher des blühenden Schnellfeuers als Wirklichkeit aus, oder aber es meint mit der Gewißheit des Friedens n i c h t den Frieden. – Beinahe jede Spur von Aktualität scheint durch solcherart poetische Mittel getilgt. Sie verflüchtigt sich in das Wort ‘Asien’. Celans ‘aktuellstes’ Gedicht

erscheint als sein unaktuellstes, zugleich ist es sein am wenigsten 'modernes'. An die Stelle von Vieldeutigkeit ist plane Mißdeutbarkeit getreten.⁹ Als die Vereinigten Staaten das Niederzwingen Vietnams noch für möglich hielten, hatte Celan die Gewißheit des endlichen Friedens. An der Frage, ob ein solcher Frieden wünschenswert ist oder nicht, scheiden sich die Positionen. Die Celans ist weder viel-, noch miß-, sondern eindeutig. Der Dichter, mit den durch Kugelbomben und Chemikalien bedrohten Vietnamesen brüderlich verbunden, darf wohl das Schnellfeuer, das solchen Tod abwehrt¹⁰, blühend nennen. Will Peter Horst Neumann nicht gewußt haben, daß die Reismenge, „die nach vertrautem Klischee dem Asiaten genügen soll“, nicht jedem zur Verfügung steht, kennt er die UNO-Statistiken über Tod durch Verhungern nicht? Es gehört zu den Leistungen der vietnamesischen Volksrepublik, daß sie unter den Bedingungen des Krieges jene Reismenge garantierte, daß also zum ersten Mal jeder das Minimum zu essen hatte. So erstirbt „eine Handvoll Reis . . . als dein Freund“. Auch diese Leistung gab Gewissenheit des Friedens.

Ich wunderte mich nicht, wenn die Hüter von Celans ästhetischem Niveau ihm auch seinen Reim von Frau auf Sau angekreidet hätten. Der findet sich im letzten von ihm geordneten Band, „Schneepart“, 1971, in einem – sagen wir – Berlin-Gedicht, in dem der Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg vorkommt:

*Der Mann ward zum Sieb, die Frau
mußte schwimmen, die Sau,
für sich, für keinen, für jeden –*

*Der Landwehrkanal wird nicht rauschen
Nichts
stockt.*

Da ist das Wasser zu anderem gebraucht als zu traulichem Brunnenrauschen, das Celan manchmal zitiert. Das doppelsinnige „Nichts stockt“: Noch immer Aufstand, noch immer Mord. Sollte die Kenntnis der Worte des Mörders, die Celan hier zitiert, so verbreitet sein in der BRD, daß Interventionen gegen den Reim aus dem Leben taktlos erscheinen müßten?¹¹ Immerhin steht in einer Ausgabe von Briefen Rosa Luxemburgs aus dem Paul List Verlag, München 1958 („Das Menschliche entscheidet“) nicht, daß sie mit einem Gewehrkolben zu Tode geprügelt wurde, sondern: „Januar 1919 in Berlin standrechtlich erschossen.“

Das Buch „Die Niemandsrose“ erscheint mir als das Hellste der Celanschen, es ist „Dem Andenken Ossip Mandelstams gewidmet“. Da die Widmung keine Beiläufigkeit ist, liegt es nahe, sich mit dem Einverständnis in der Lebensstimmung beider Dichter zu befassen. Untersuchungen darüber stehen noch aus. Es wäre zu prüfen, ob Mandelstams apodiktisches „Es gibt keine Lyrik ohne Dialog“ mit Celans Verständnis des Gedichts, das des anderen bedarf, zu ihm auf dem Wege ist, korrespondiert, ob der radikale Bruch mit Biographie in der Lyrik, von Mandelstam als Folge der Oktoberrevolution begrüßt, eine Entsprechung hat mit Celans einsamer Strenge, die keiner Ichbefindlichkeit, immer einer Zeit-Befindlichkeit nachging. Vielleicht hat auch Celans aufrechtes „Trotzdem“ dort eine Quelle, das Singen der Warschowjanka mit „verschilften Lippen . . . In Tundra-Ohren“. Allerdings ist

Mandelstams Dichtung mit ihrem tapferen Ja weniger verbreitet als undeutliche Informationen über Verbannung und Tod in Sibirien.¹² Alexander Dymshitz schrieb: „Die 'Woronesher Hefte' (vom ersten Ort seiner Aussiedlung, UP) zeigen das Bild der Heimat, ihrer arbeitenden Menschen. Mit aller Bestimmtheit des Gedankens, des Gefühls, des Wortes faßt Mandelstam den Charakter seiner Zugehörigkeit zum neuen Leben. Angesichts des Unglücks, in das er gestürzt worden war, bewahrte der kranke Dichter Kraft und Mut genug, um in diesen 'Stanzen' zu erklären:
Ich will nicht unter den Jünglingen im Treibhaus
Den letzten Seelengroschen wechseln. Meinen Hut
nehm ich, und wie der Bauer im Kolchos
Geh ich zur Welt – und siehe, der Mensch ist gut.“¹³
Vom Mai 1935, also auch noch aus Woronesh, stammt dieses Gedicht Mandelstams:

*Ja, in der Erde lieg ich und beweg den Mund
Doch was ich sage jetzt, wird jeder Schüler lernen:*

*Am roten Platz die Erde ist am meisten rund
Und ihr freiwilliges Wölben ist dort härter*

*Die Erde ist am rundesten am Roten Platz
und unerwartet weit dehnt sich ihr Wölben*

*Gelehnt bis an den Rand der Reisfelder hinab
Solang der letzte Unfreie noch lebt auf Erden.*

Man sollte Mandelstams Ton beim Lesen der „Niemandsrose“ mithören. Dann scheint es undenkbar, daß es sich hierbei um ein allgemeines Heimatgefühl handelt:

*Die Silbermünze auf deiner Zunge schmilzt,
sie schmeckt nach Morgen, nach Immer, ein
Weg nach Rußland steigt dir ins Herz,
die karelische Birke
hat
gewartet,
der Name Ossip kommt auf dich zu, du erzählst ihm . . .*

Das hat die kritischen Notenverteiler bereits nervös gemacht. Hans Jürgen Heise mokiert sich, daß da der „Name Ossip, nicht der Mensch Mandelstam“ berufen wird; als gebildeter Mensch hätte er ebensogut über Celans Gebundenheit an den Namens-Fetischismus jüdisch-chassidischer Tradition schreiben können. Wer trotzdem diese Verse reduzieren möchte auf zeitlose Landschaft mit Begegnung, der wird durch den Kontext belehrt, denn der ist wichtig, sagen die Interpreten mit Recht, in den von Celan geordneten Bänden. Ganz in der Nähe steht „Huhediblu“. Man könnte die Affinität des Titels untersuchen zu Märchenlauten wie „Ruckedigu“ oder zu dem „Hurlurli burli“ des jungen Goethe aus dem „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel“, aber das alles ist ganz unbeachtet geblieben, denn da heißt es:

Den Ton, oh,
den Oh-Ton, ah,
das A und O,
das Oh-diese-Galgen-schon-wieder, das Ah-es-gedeiht,

auf den alten Alraunenfluren gedeiht es,
als schmucklos-schmückendes Beikraut,
als Beikraut, als Beiwort, als Beilwort,
ad-
jektivisch, so gehn sie dem Menschen zuleibe, Schatten
alles Dagegen –
Feiertagsnachtisch, nicht mehr, –:

Frugal,
kontemporan und gesetzlich
geht Schinderhannes zu Werk,
sozial und alibi-elbisch, und
das Julchen, das Julchen:
daseinsfeist rülpst,
rülpst es das Fallbeil los, – call it (hott!)
love.

Da steht ein unmißverständlich scharfer Angriff, emotional genau in der Enthüllung des Instrumentariums der Reaktion. Der Dichter mit Neigungen zur Romantik hat nun aus diesem Bestand Zeichen genommen zum Namhaftmachen unmenschlicher Gegenwart. Alraunenfluren heißt das, worauf gedeiht, was mit modischem O-Ton verdeckt werden soll, aber Celan spricht die Worte aus, die nach dem entzückten Oh verschwiegen werden. Schinderhannes, Scharfrichter, hier als Insider und nicht als Outsider der bürgerlichen Gesellschaft – da hört man das Schinden, „so gehn sie dem Menschen zuleibe“, und sie brauchen das Bagatellisieren des Widerstands, „Feiertagsnachtisch“, welch ein böses Wort für die überlebenswichtige Sache. Zum Instrumentarium gehört auch das Alibi, immer hat es dazu gehört, es ist wieder die Gefahr aus dem Osten, nun mit der neuen Grenze. Eehälfte des Schinderhannes, das Julchen, ist der etablierte Bundesbürger, dessen Rülpfen lautmalerische Korrespondenzen herstellt – weder Vokalpoesie noch Sprechblasen. Als O-Ton wird der Hott-Befehl laut, als die Politik des Fallbeils und die Julchen-Mentalität, die zustimmend rülpst, in ihrer amerikanischen Bindung bloßgelegt wird.

Der Schärfe des Entlarvens einer gefährlich verkommenen Gesellschaft in der „Niemandrose“ entsprechen Vorstöße zu einer Welt der Zukunft. In „Nachmittag mit Zirkus und Zitadelle“ wird eine poetische Begegnung mit Ossip Mandelstam in Brest beschworen, und: *Ich grüße die Trikolore/mit einem russischen Wort.* Celan hat revolutionäre Traditionen Europas in seine lyrische Sprache aufgenommen. „Und wir sangen die Warschowjanka“ heißt es in einem anderen Gedicht. Kennen die Celan-Kritiker den Text? Solche Äußerungen fallen in der BRD unter Berufsverbot – hier der Refrain des alten Arbeiterliedes, das aus Polen kam:

Auf, auf nun zum blutigen, heiligen Kampfe,
bezwinde die Feinde, du Arbeitervolk!
Auf die Barrikaden, auf die Barrikaden,
erstürme die Welt, du Arbeitervolk!

Kostbarkeit in Celans Lyrik, der oft die Unterdrückung beschwor und selten den Aufruhr, ist „In eins“. Das Schibboleth, das Lösungswort erwachte mit dem Volk von Paris, das Aufstand assoziiert, der hier *n o p a s a r á n* heißt (zum zweiten Male von Celan zitiert, hier im Zusammenhang mit Huesca, dem ersten Einsatzort der centuria Thälmann), weltweites Signalwort für den Kampf gegen Unterdrückung, herbeirufend die Oktoberrevolution:

Der Greis aus Huesca
... er sprach
uns das Wort in die Hand, das wir brauchten, es war
Hirtenspanisch, darin,

im Eislicht des Kreuzers „Aurora“:
die Bruderhand, winkend mit der
von den wortgroßen Augen
genommenen Binde – Petropolis, der
Unvergessenen Wanderstadt lag
auch dir toskanisch zu Herzen.

Und danach die letzte Zeile als Schibboleth: *Friede den Hütten!*

In folgendem Gedicht wird die Warschowjanka berufen – Anordnung und Reihenfolge seien zu beachten –, es wird dem exilierten Toscaner gesagt, daß wir sie sangen/*Mit verschliffen Lippen, Petrarca./In Tundra-Ohren, Petrarca.* „Namen, getränkt von jedem Exil“ sind genannt, und von „soviel auf Morgenwegen gestorbenen Toten“ ist die Rede, die damit endet:

Und es steigt eine Erde herauf, die unsre,
diese.
Und wir schicken
keinen der unsern hinunter
zu dir,
Babel.

So mag dieser Schluß im Gespräch sein mit dem des vorigen Gedichts – für beide rechnet sich Celan einem Wir zu –, wo die frühbürgerlichen Kämpfe in Italien, Spaniens Kampf in unserer Zeit, Petropolis (Mandelstams Wort) und die Oktoberrevolution in eins sind und die Parole des großen Aufstands vom *peuple de Paris*, wiederaufgenommen von dem deutschen Dichter Georg Büchner.

Die BRD in Prosa

Auskünfte Celans über seine Erfahrungen mit diesem Land, direkt und unpoetisch, enthalten seine Briefe an Alfred Margul-Sperber nach Bukarest. Margul-Sperber,

1898 bis 1967, geboren in der Bukowina wie Celan, gehörte zu den deutschsprachigen rumänischen Dichtern. Auch er war in seiner Jugend in die Welt aufgebrochen, aber er war mit entscheidungsreifen politischen Erfahrungen in dieses Land zurückgekehrt. Zu seinen Lebensleistungen gehört das Vermitteln seiner Kontakte zur Poesie der Welt und sein gütiges Engagement für junge Poeten. Selbst im Kriege, als er – Jude und Kommunist – ständig gefährdet in Bukarest lebte, ging man zu ihm mit Gedichten. Alfred Margul-Sperber hat auch Paul Celans erste Schritte in sein Dichter-Leben behütet und gefördert, er hat ihn erkannt. „Von Herzen danke ich Ihnen – danken wir Ihnen – für Ihren Brief! Jetzt sind wir nicht mehr allein. (Denn nicht nur in der Bundesrepublik, auch hier haben wir niemanden)“, schrieb Paul Celan am 9. März 1962 aus Paris an den Freund. „Etwas ist faul im Staate D-Mark“ (8. 2. 62) – das Faule trifft bitterer Spott: „Es soll, so las ich vor nicht langer Zeit, tatsächlich Kriegsverbrecher gegeben haben in Deutschland, aber es waren ihrer insgesamt fünfhundert bis tausend, und nach selbigen wird denn auch unter Aufwendung der entsprechenden Bundesmittel behördlich gefahndet.“ (12. 9. 62) Was sich da entwickelte und was ihm geschah, das wurde offen beim Namen genannt. Ein besonderes Medium waren die von der Witwe Ivan Golls gegen ihn angezettelten Affären (ihre Anlässe gehen aus Folgendem hervor), gegen die Celan in der BRD keinen Schutz fand, die Verleumdungen aber wuchsen zu bundesweiter Resonanz, in der die politische Befindlichkeit der BRD zum Ausdruck kam: „Diese im Jahre 1953 begonnene ‘Tätigkeit’ hat nun jüngst, inmitten der wiederauflebenden Hitlerei, neue und besonders charakteristische Früchte zu zeitigen gewußt. Zu meinen, also des ‘Scharlatans’, ‘Methoden’, die, wie Sie wissen, so guten Leute in Deutschland hinters Licht zu führen, gehört auch – fassen Sie sich, Lieber Alfred Margul-Sperber! – diese: Ich kenne die L e g e n d e meiner von den Nazis ermordeten Eltern auf so tragische Weise zu schildern . . . Nun, es wird Sie sicherlich nicht wundern, daß diverse Nazis und ‘Nichtnazis’ sich sogleich angesprochen fühlten und das sofort nachzusprechen und nachzuschreiben begannen. Und, lieber Alfred Margul-Sperber: es hat sich bisher noch niemand gefunden, der sich mit einem vernehmlichen Wort darüber empört hätte . . . Was mich betrifft, so werde ich dieser augenfälligen Infamie nicht auch noch die Gefälligkeit erweisen, auf sie einzugehen: mit dem – jüdischen oder arischen – Goebbels-Nachwuchs spreche ich nicht. (. . .) Ach, wissen Sie . . . Ich habe mich schon oft gefragt, ob ich nicht besser bei den Buchen meiner Heimat geblieben wäre . . .“ Das schrieb er am 30. Juli 1960. Zwei Monate später vereinten sich Marie Luise Kaschnitz, Ingeborg Bachmann und Klaus Demus zu einer „Entgegnung“, die in der *Neuen Rundschau* (71/1960) erschien. Diese Entgegnung enthielt auch Richtigstellungen von Behauptungen Claire Golls, die die dichterische Integrität Paul Celans angriffen, eine Bemühung, die den dreien, die nicht im Kulturbetrieb geschäftig waren, würdelos erscheinen mußte. Aber es waren Äußerungen nötig gegen die Stilisierung von Mord zur Legende: „Damit war nun, inmitten der Umtriebe des Neonazismus, der Dichter der ‘Todesfuge’ als Scharlatan und mithin auch die furchtbare Wahrheit dieses Gedichts als bloße Mache abgetan! . . . Deshalb betrachten es die Unterzeichneten als ihre – und nicht nur ihre – Pflicht, den auf Paul Celan zielenden verleumderischen Umtrieben und deren in mehr als einer Hinsicht alarmierenden Auswirkungen auf das entschiedenste

entgegentreten.“ „Alarmierend“ nannten die Stillen das, was Otto Basil für ein Symptom des Verfolgungswahns hielt, unkonkret „in mehr als einer Hinsicht“ – in diesem Staat war die Kommunistische Partei vier Jahre vorher verboten worden – aber eindeutig „inmitten der Umtriebe des Neonazismus“. Offenbar empfand Celan auch die Aufnahme seiner Lyrik bei der BRD-Kritik anders, als sie sich in Äußerungen wie „Hauch, Laut, Lichtfigur“ zu erkennen geben wollte. Denn, so beschreibt er den Literaturbetrieb ironisch: „Mittlerweile floriert, wie gesagt, die Literatur. ‘Welt’ und ‘Zeit’ halten ihr den Alibi-Spiegel vor –: sie erweist sich auf d e r und aller genannten Höhe, existenziell und experimentell zugleich, theorie- und krisenstark und, unter anderem, in der so erfreulichen Lage, Zugewanderte wie den Endesgefertigten, großmütigst zu begünstigen, nachdem sie ihm alles, sogar die fremde Staatsangehörigkeit verziehen hat.“ (12. 9. 62) Das, was sich in der BRD als Neonazismus in Erscheinung brachte, erkannte Celan nicht nur, wenn es Hakenkreuze malte: „Neu ist an dieser Nazi-Renaissance nur, daß man mittlerweile herausbekommen hat, wie man’s, im Unterschied zu Hitler, ‘besser’ macht: durch das d o p p e l t e S p i e l n ä m l i c h . (Meine ‘Verteidiger’ sind diejenigen, die’s mit angezettelt haben . . .) Die Herren Goebbels-Mitarbeiter schreiben h e u t e nicht mehr im ‘Reich’ – sie sitzen u. a. in der Kölner ‘Germania Judaica’ (so Herr Prof. Dr. Heselhaus).“ (8. 2. 62) Celan berichtet einen Monat später, daß er in seiner Rede zur Verleihung des Büchner-Preises gesagt habe, er sei wieder da, wo er am Anfang war: „Ja, da bin ich wieder, g e n a u da. Miteinander jenem ‘no pasarán’, das in dem Gedicht ‘Schibboleth’ steht: auch d a s können mir die Herrn in Westdeutschland nicht verzeihen.“ (9. 3. 62) Celan hat in Sachen „meiner – der sogenannten Bundesrepublik“ auf eine Umfrage des *Spiegel* 1968 zu dem Thema „Ist eine Revolution unvermeidlich?“ geantwortet: „Ich hoffe, nicht nur im Zusammenhang mit der Bundesrepublik und Deutschland, noch immer auf Änderung, Wandlung. Ersatz-Systeme werden sie nicht herbeiführen, und die Revolution – die soziale und zugleich antiautoritäre – ist nur von ihr her denkbar. Sie fängt, in Deutschland, hier und heute, beim Einzelnen an. Ein Viertes bleibe uns erspart.“ Ein Ja zur Revolution – eines von wenigen in den Antworten an den *Spiegel* – und ein unzulängliches Konzept. Revolution ohne Autorität ist nicht denkbar; da haben die 68er Versuche mit Antiautoritärem viele Illusionen zerstört. Das Antiautoritäre, das Demokratische ist Folge von Revolution. Ihr Anfang beim Einzelnen, so wichtig sein Anteil für den Revolutionsbeginn ist, hat hier einen Beiklang nach seiner wirkungslosesten Variante, dem moralischen Apell. Wie bestimmt aber der letzte Satz ist, „Ein Viertes bleibe uns erspart“, wieviel an Erfahrung über das Fortleben des „Dritten Reiches“ in diesen paar Wörtern steckt, und deutlich: dieses „Dritte Reich“ wird nur durch revolutionäre Änderung am Fortzeugen gehindert sein. Das Leben eines Lyrikers in der BRD, der sich den Marktgesetzen entzieht, der Zeitgedichte schreibt, einsam, ohne Bindung an die Weltveränderer: Ein Leben hinter unsichtbaren Gittern. Was erlauben denn die Wärter? Wie manipulieren sie das Image ihres Gefangenen? Wer weiß, wann die Regeln verletzt sind, das Urteil vollstreckt wird? Paul Celan ist tot. Die sein Werk aufnehmen könnten, sind sehr damit beschäftigt, die Bundesrepublik vor diesem Dritten oder Vierten Reich zu bewahren. Vorm Auswechseln der „Todesfuge“ gegen Hans Baumanns „Es zittern

die morschen Knochen“ in den Lesebüchern. Anweisungen für die feineren Beiträge zum Literaturbetrieb werden ausgegeben: „Die Lyrik, innerhalb der Literatur seit zwanzig Jahren von ihrem Spitzenplatz verdrängt, ist wieder im Kommen. In den Jahren ausufernder Fortschrittsgläubigkeit, von ‘Demokratisierung’ und Kollektivismus, war das Gedicht als selbständige Gattung der Literatur zumeist auf bloße Agitprop-Lyrik oder auf das Chanson beschränkt. Aber seit der als ‘Tendenzwende’ beschriebenen Umkehr des Geistesstroms um 1973, der erneuten Hinwendung zur Form, zur ‘Innerlichkeit’, wurde die Lyrik wiederentdeckt“ – *Die Welt* vom 13. 8. 76.

Etwa zur gleichen Zeit hat in Hamburg ein besonders großes, exemplarisches Faschistentreffen stattgefunden, bei dem Gegendemonstrationen unter „Aufwendung der entsprechenden Bundesmittel“ verhindert wurden. Manfred Roeder, der CDU entsprungener führender Neonazi, gab bekannt, weil ihm „das Gezeter wegen der toten Juden“ allmählich „auf den Wecker“ gehe, gelte sein besonderer Haß der „Auschwitzlüge“: das waren „ordentliche Arbeitslager“, wo die Gefangenen „viel gesungen haben“. Es gab keine Vergasungsanlagen. Das alles sind Erfindungen krankhafter Gehirne.“ Auf dem „Reichstag in Regensburg“ vom 21. und 22. Mai 1977 zum neuen „Führer“ avanciert, ergänzte Manfred Roeder das Programm: Hitlers Fehler, zu lasch mit der Opposition umgegangen zu sein, werde sich nicht wiederholen; sie würden „mit allen Demokraten aufräumen“; Demokratie sei Perversion, eine jüdische Erfindung zur Knechtung des deutschen Volkes. Diesmal gab es Gegendemonstrationen. Auf das KZ-Lied der Moorsoldaten antwortete der braune Chor: „Einst kommt der Tag der Rache.“ Und jungen Demokraten mit dem Plakat „Nazis raus aus Regensburg“ rief man zu: „Juda verrecke – Deutschland erwache!“¹⁴

Paul Celan – Verfolgungswahn, Dichter der BRD . . .

(Der zweite Teil des Essays – „Ingeborg Bachmann“ – folgt in kürbiskern 1/78)

¹ „Der Sand aus den Urnen“ – 1948 – wurde von Celan zurückgezogen. „Zeitgehoß“ – Späte Gedichte aus dem Nachlaß –, Frankfurt/Main 1976, nicht mehr von Celan zum Druck vorbereitet.

² *Neues Forum* 17 (1970), S. 785 f.

³ Brief an Alfred Margul-Sperber vom 30. 7. 1960 in *Neue Literatur*, Zeitschrift des Schriftstellerverbandes der Sozialistischen Republik Rumänien, 7/75. Alle folgenden Briefe Celans an Alfred Margul-Sperber ebendort.

⁴ Brief an Alfred Margul-Sperber, 9. 3. 1962: „Ich will Ihnen heute nicht allzuviel neue Lasten aufbürden – am liebsten würde ich Ihnen die Abschriften der *zahllosen* Briefe schicken, die ich in den letzten zwei Jahren geschrieben habe –: alle diese Briefe waren richtig, *alle* Adressaten waren falsch, bis auf Sie, Petrica, Hans Mayer und einen Jugendfreund in der Schillergasse in Czernowitz.“

⁵ Hans Mayer, „Erinnerungen an Paul Celan“ in „Der Repräsentant und der Märtyrer. Konstellationen der Literatur“, Frankfurt/Main 1971, S. 183.

⁶ Clemens Heselhaus, „Deutsche Lyrik der Moderne von Nietzsche bis Ivan Goll“, Düsseldorf 1962, S. 432.

⁷ Jürgen P. Wallmann in *Die Horen* 16 (1971) 83, S. 82.

⁸ An Alfred Margul-Sperber, 8. 2. 1962.

⁹ Peter Horst Neumann: „Zur Lyrik Paul Celans“, Göttingen 1968, S. 69.

¹⁰ Hai Thu: „Die Gewehre der Miliz haben sich häufig als gefährliche Gegner der Thunderchiefs und Phantoms erwiesen. Laut ‚US-News and World Report‘ vom 8. August 1966 hat ein Infanteriegeschütz, das ein Überschallflugzeug trifft, eine ähnliche Wirkung wie der Schlag eines Dampfhammers. Je moderner und komplizierter ein Flugzeug ist, desto verwundbarer wird es: ein winziges Loch oder ein einfacher Riß kann ihm zum Schicksal werden. . . . Um der Entdeckung durch Radar, den ferngelenkten Raketen, der schweren Flak und den Abfangjägern der Volksluftwaffe zu entgehen, fliegen die US-Piloten über dem Meer, den Flüssen und den Gebirgshängen in niedriger Höhe. Hierdurch aber setzen sie sich den Gewehrschüssen Hunderttausender von Bauern, Arbeitern, Fischern usw. aus, die von Wäldern, Reisfeldern, Fabriken und kleinen Booten aus auf sie feuern.“ In: „Dokumente und Materialien der vietnamesischen Revolution“, herausgegeben von Jutta von Freyberg und Kurt Steinhaus, Bd. 2, S. 124 f., Frankfurt/Main 1969.

¹¹ Aus dem Geständnis des Jägers Otto Runge: „Inzwischen waren auch die anderen zurückgekommen und brüsteten sich: Liebknecht haben wir eine gebrannt. Es wurde eine Panne markiert und so die Flucht künstlich herbeigeführt. Das hat mir auch Oberleutnant von Rüten später in der Untersuchungshaft noch einmal gesagt, er sagte auch, er haben das Knarren der Pistolen gehört. Über Rosa Luxemburg hieß es: ‚Die alte Sau schwimmt schon.‘“ In: Elisabeth Hannover-Drück und Heinrich Hannover (Hg.) „Der Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Dokumentation eines politischen Verbrechens“, Frankfurt/Main 1967.

¹² Fischer-Bücherei: „Drei russische Dichter“, Frankfurt/Main 1957, Klappentext: „Das ‚tragische Einverständnis mit der Zeit‘ bestimmte auch den Weg Ossip Mandelstams: Im Verlauf der Stalinschen Säuberungen wurde er nach Sibirien deportiert, wo er den Tod fand.“ Er starb am 27. Dezember 1938 in Wladiwostok.

¹³ Ossip Mandelstam: „Hufeisenfinder“, Leipzig 1975, S. 242. Das folgende Gedicht Mandelstams ebendort, S. 177.

¹⁴ Zitate nach der Regensburger Zeitung *Die Woche* in *Demokratischer Informationsdienst*, Mai/Juni 1977.

Viele, die Tvardovskij zu Lebzeiten kannten, haben jetzt über ihn geschrieben. Die Autoren erzählen sowohl über ihn als über sich. In diesen Erzählungen ist er so, wie sie ihn sahen, und nicht unbedingt so, wie er gewesen ist: jeder versteht auf seine Weise und sieht so viel, wie ihm gegeben ist zu sehen.

Ich habe nicht die Absicht, für ein Gruppenbild zu posieren. Aber ich hatte die Möglichkeit, Alexander Trifonovič Tvardovskij zu beobachten, zuerst von fern, dann aus der Nähe . . .

Fast drei Jahrzehnte sind vergangen, seit ich zum ersten Mal Tvardovskij gesehen habe. Er war der Autor des bekannten „Terkin“, der Autor des Poems „Das Haus am Wege“, das ich zu der Zeit noch nicht gelesen hatte, aber ich hatte Auszüge im Radio gehört und, getreu der studentischen Regel: „Man muß es nicht kennen, aber können“, im Examen eine „Eins“ dafür erwischt. Mit einem Wort, für mich war er irgendwo hoch und weit weg, von wo nur die Radiostimme kommt, war nicht jung oder alt, sondern – Alexander Tvardovskij. Und man muß sehen: obwohl ich am Literaturinstitut des Schriftstellerverbandes studierte und auch etwas geschrieben hatte, war ich vollkommen überzeugt, daß weder aus mir, noch aus irgendeinem meiner Mitschüler, die sich Prosaiker, Dramaturgen, Dichter nannten, am Ende Schriftsteller würden; denn ein Schriftsteller – das ist etwas ganz anderes.

In dieser Zeit kam Samuil Maršak zu uns und mit ihm Tvardovskij. Die Begegnung galt eigentlich nur Maršak, Tvardovskij begleitete ihn.

. . . Tvardovskij war etwas zurückgeblieben oder hatte sich verspätet, ich erinnere mich jedenfalls, daß er eilig war und nach den anderen kam. Er setzte sich nicht ins Präsidium, sondern in die erste Reihe, wie ein guter Schüler, um zuzuhören. Er war nur ein bißchen mächtig für einen Schüler, es war ihm zu eng zwischen den zwei Armstützen, hinter Köpfen und Schultern erhob sich über einige Reihen sein Rücken. Maršak sprach über seine Burns-Übersetzungen; sie waren damals gerade herausgekommen . . .

Der Saal reagierte lebhaft auf alles: wichtig war nicht, was gesagt wurde, sondern von wem was gesagt wurde. Tvardovskij hörte aufmerksam und ernst zu. Er schätzte Maršaks Gedichte, darüber hatte er geredet und geschrieben. Zehn Jahre danach brachte ich meine Erzählung „Ein Fußbreit Erde“ zu der Zeitschrift *Novyj mir*. Davor hatte ich sie an eine andere Zeitschrift gegeben. Dort hatten sich die Mitglieder des Redaktionskollegiums lange damit vertraut gemacht: es gibt ja diesen vorsichtigen Ausdruck „sich mit einem Manuskript vertraut zu machen“. Schließlich wurde mitgeteilt: sie seien zu einem Gespräch mit mir bereit. Mir war diese Erzählung teuer, und ich hatte fest beschlossen, keine unnötigen Dispute zu führen. Und deswegen sagte ich: soll der Redakteur es lesen, dann werden wir sprechen. Es verging noch einige Zeit, und der Redakteur las es. Man rief mich hin. Einen jungen Autor entdecken, ist für jeden schmeichelhaft, aber gerade für einen jungen ist man auch voll verantwortlich, wie der Vater für einen minderjährigen Sohn, und die Angst ist oft größer als die Gefahr. Ganz anders, wenn ein ehrwürdiger Autor der Redaktion ein

Manuskript überreicht, hinter dem ein Name mit viel Anhang steht. Es ist fast schon ein feierlicher Akt: die Überreichung eines Manuskriptes findet statt.

Ich hörte mir alles an, was sie sagten, aber als sie mir, einem vormaligen Artillerie-offizier, erklären wollten, daß auch die Kanonen bei mir nicht richtig schießen (dazu hatten sie alle Mitarbeiter in der Redaktion der Reihe nach gefragt: „Wie weit schießen diese Kanonen?“ . . . „Na bitte, sehen Sie . . .“), da nahm ich meine Erzählung und brachte sie zu *Novyj mir*, zu Tvardovskij. Natürlich nicht direkt zu ihm. Die Prosa leitete in der Zeit Evgenij Gerasimov, ihm gab ich das Manuskript und sagte auch ehrlich, woher und wieso ich kam.

Auf eine baldige Prüfung konnte ich nicht hoffen. Aber das Blatt wendete sich schnell. Nach zwei, drei Tagen rief Gerasimov an, sagte, er habe es gelesen und werde jetzt Tvardovskij das Manuskript geben. Da wurde mir doch etwas mulmig. Ich hatte immerhin etwas zu verlieren. Und lange zog sich jeder neue Tag hin: irgendwann, vielleicht gerade in diesem Moment, eben jetzt liest Tvardovskij meine Erzählung. Plötzlich riefen sie mich zur Redaktionssitzung. Obwohl ich gewartet hatte, und jeder Telefonanruf schicksalsentscheidend sein konnte, obwohl Evgenij Gerasimov, ein wirklich guter Mensch, der sich aufrichtig für andere freuen konnte, wie für sich selbst, mir schon gesagt hatte, daß Tvardovskij die Geschichte gut fand und entschieden hatte, sie zu drucken, obwohl ich, halb ungläubig, zaghaft eine Freude in mir herumtrug und schon mit einigem Erstaunen auf der Straße die Leute ansah – verstehen sie es nicht, fühlen sie es nicht? – obwohl ich durch alles das natürlich vorbereitet war, kam der Anruf trotzdem plötzlich. Man rief mich nicht an, sondern die Stunde hatte geschlagen . . .

Ich erinnere mich nicht, mit wem ich als erstem zusammentraf, wen ich als ersten fragte: wie komme ich zu Alexander Trifonovič, daß ich durch die Redaktion ging und auf dem Wege immer mehr Leute um mich waren, die aus verschiedenen Türen kamen, bis ich schließlich gleichsam im Zentrum einer kleinen Prozession ging . . . Natürlich war es überhaupt nicht so: da ich niemanden in der Redaktion kannte, ging ich zu Gerasimov, und er führte mich zu Tvardovskij. Und er lächelte dabei, schwitzend vor Glück, und seine Brillengläser leuchteten in dem geröteten Gesicht. In meiner Brust blies sich zeitweilig ein Luftballon auf, der mich hochzuheben schien, aber ich drückte ihn zusammen und ging, einzig gestützt auf meine noch unvergessene Offiziershaltung.

Und wieder – weiße Türen, die Hauptsache sind hier die Türen, und Tvardovskij steht hinter dem Tisch auf. Jetzt kamen wirklich alle herein, die Stimmen ertönten in einem gedämpften Chor, und obwohl die Mitglieder des Redaktionskollegiums sich unbefangen verhielten, sogar mit einer gewissen äußeren Freiheit, spürte man: sie wissen, wo sie sind, mit wem sie es zu tun haben, und es gibt eine unsichtbare Linie, die keiner überschreitet.

Sie setzten sich um den langen Tisch. Das Kollegium zu beiden Seiten, Tvardovskij an die Stirnseite, den Rücken zum Licht, und mir wurde am anderen Ende des langen Tisches der Platz gegenüber angewiesen: ein wenig wie einem Namenstagskind, ein wenig wie einem Angeklagten.

Bekanntlich ist es im Kriegsrat Brauch, daß der Jüngste zuerst spricht; ähnlich wurde es auch hier gehandhabt. Einer nach dem anderen sagten die Redaktionsmitglieder etwas Ermunterndes, und in diesem allgemeinen Chor erklang die hohe, vor Freude

zarte Stimme Gerasimovs; wie eine Kupferglocke, mit seinem runden „o“ tönte Dementev – der Solidität halber im Baß: „bom! bom!“ – aber man konnte kein Wort verstehen, obwohl der allgemeine Sinn klar war.

Tvardovskij rauchte, den schweren Kopf in die Hand gestützt. Die heiße Sonne blendete einen durch das hohe Fenster, er war in dieser Sonne ganz zu sehen, wie durch die Dämmerung hindurch, und der Zigarettenrauch erhob sich über seinem Kopf, aus dem Schatten ins Licht. Und obwohl sein Gesicht nur undeutlich zu erkennen war, erinnere ich mich an den Ausdruck ernster Strenge. Ganz in Gedanken, so schien mir, hörte er schweigend zu und saß da, den Kopf aufgestützt. Er bewegte sich leicht. Seufzte. Es wurde still. Jetzt begann er zu sprechen.

Wenn ich mich noch jetzt an einige seiner Bemerkungen erinnere, dann nicht, um meinem Buch nachträglich eine zusätzliche Tönung zu geben. Tvardovskij hat es gedruckt und hat dadurch sein wichtigstes Einverständnis ausgesprochen. Aber darin, was der Mensch beurteilt, schätzt oder verwirft, offenbart er sich selbst.

Er sprach nicht nach einer Gliederung, sondern wie es sich gab:

„Die Erde am Brückenkopf ist trocken, versteinert . . . Das spürt man. Sie nimmt nicht einmal eine Mine auf.“ Er schüttelte den Kopf, zweifelnd vielleicht an der Länge der Zeit, die schon zurücklag, in der ein Soldat das durchmachen mußte: wie ihr mit dem Spaten beikommen, wenn sie keine Mine aufnimmt? Und aus eigener Erfahrung bestätigte er: „So war's, genau so.“

Plötzlich bemerkte er wohlwollend, zu den Redaktionsmitgliedern gewandt, wobei er über mich, als wäre ich nicht anwesend, in der dritten Person sprach:

„Bei ihm treiben sie die deutschen Gefangenen an, habt ihr das bemerkt? Der Schweiß läuft ihnen über das Gesicht . . . Die Soldaten essen Weintrauben, und sie gehen vorbei, wenden die Augen ab . . . Es sind Deutsche, aber er bemerkt, daß ihnen heiß ist, daß sie trinken möchten . . . Das ist gut! Das ist richtig.“

Und plötzlich wandte er sich feindselig zu mir um – solche schnellen Übergänge kamen bei ihm vor.

„Warum haben Sie dem negativen Helden den Namen Inozemcev (Ausländer) gegeben? Gibt es solche bei uns nicht? Ein Mensch aus einem anderen Land?“

Ehrlich gesagt, das war mir nie in den Kopf gekommen. Ein Name hängt halt mit einer Person zusammen. So einfach ist es nicht, einen zu finden, und wenn er schon einmal mit irgendeiner Person verbunden ist, reißt man ihn schwer wieder ab. Bei mir war ein Soldat namens Inozemcev gewesen, nicht so einer wie in dem Buch, aber für mich war vieles in ihm zusammengefloßen. Ich versuchte zu erklären, was und wie, aber er unterbrach mich mit einer Handbewegung: „Nein, den Namen ändern Sie!“

Die Sache entwickelte sich überaus komisch: statt Inozemcev gab ich dem Helden den ähnlich klingenden Namen Kozincev. So erschien es im Druck. Und mir war völlig entfallen, daß es einen berühmten Regisseur mit Namen Kozincev gibt . . . Aber Grigorij Michajlovič Kozincev in Leningrad las die Erzählung, kommt ins Studio und fragt die Redakteure:

„Sagt mal, kennt dieser Mensch mich?“

Man sagte ihm, nein, sicher nicht.

„Wie das? Sogar das Aussehen ist ähnlich . . .“

Das haben mir die Redakteure von „Lenfilm“ erzählt. Grigorij Michailovič jedoch, ein in höchstem Maße penibler Mensch, schlug im künstlerischen Beirat in meiner Abwesenheit vor, mein Honorar für das Szenarium zu erhöhen, damit ja niemand denke, er könne nicht objektiv sein. Eine solch unerwartete Wendung nahm die Geschichte des Namens einer meiner Personen. Später, für die Buchausgabe, habe ich diesen Namen nochmals geändert, wiederum ähnlich im Klang: Mezincev. Da war ich schon mit Kozincev näher bekannt. Soviel dazu.

Einen Menschen zu sehen, der von dir beschenkt wird, ist ein angenehmer Anblick. So beeilte sich Tvardovskij keineswegs, die Redaktionssitzung zu beenden. Er begann zu fragen, wie ich lebe, was ich mache und so weiter, hörte aber nicht bis zu Ende zu und sagte selber: „Gut!“

Ich glaube nicht, daß alles so gut war. Damals war ich sechsunddreißig, aber die Erzählung, meine dritte, hatte ich immer noch nicht am eigenen Schreibtisch geschrieben, sondern teils morgens in der Küche, wenn die Nachbarn noch nicht aufgestanden waren, teils abends spät, außer Haus, einige Straßen weiter. Es war Winter und Frost, wenn man heißen Tee getrunken hatte, wollte man überhaupt nicht mehr fortgehen. Mein Sohn wurde gerade erst vier, eigentlich wollte ich zusehen, wie er zu Bett gebracht wird . . . Tvardovskij fragte natürlich nicht nach all diesen Umständen, und es ihm zu erzählen, wäre lächerlich gewesen. Und was er sagte, waren auch weniger Fragen als Behauptungen, und als Antwort erwartete er einzig: „Ja, genau so, richtig!“ Wie im „Terkin“: „Wenn man sagt, du bist ein Adler, dann mußt du dreinschaun wie ein Adler.“ In ihm selbst steckte ein Stück von diesem General und von Terkin, der unerschrocken meinte: „Macht nichts. Von der Erde jagen sie mich nicht runter, weiter als bis zur Front können sie mich nicht schicken.“

Und dennoch, wenn man nicht an das Vorübergehende denkt, sondern mit anderem Maß mißt, ist alles gut. Es gibt Dinge, die man nicht aufgeben sollte. Und Tage, an die man sich erinnern muß. Wie an diesem Tag. Und nicht nur, weil über das Schicksal der Erzählung entschieden wurde: darüber war schon vorher entschieden worden. Sondern dieser Tag selbst war ein Augenblick, der sich nicht wiederholt. Wie oft fehlt uns die einfache Weisheit, nicht hinter etwas herzujagen, was noch in der Zukunft liegt, nicht den Augenblick zur Eile anzutreiben. Damals hab ich das, fern aller Eitelkeit, gespürt.

Das war Ende Februar 1959. Am Ende des Winters, ganz am Anfang des Frühlings, nach einem Schneefall gibt es in Moskau solche reinen, klaren Sonnentage. Man spürt sie nirgendwo so sehr wie im alten Moskau, wenn man die Petrovka oder die Neglinnaja entlanggeht, wenn die Sonne über allen Häusern und Dächern steht und es dampft und der Pelz auf den Schultern schwer wird.

Nach „Ein Fußbreit Erde“ hab ich keine einzige meiner Sachen zu Tvardovskij gegeben. Die Versuchung lag nahe, ihm die Geschichte „Karpuchin“ zu geben, aber dann habe ich es doch nicht getan. Immerhin hat Tvardovskij diese Geschichte mit einer Rezension in seiner Zeitschrift gewürdigt und mir ein Glückwunschtelegramm geschickt.

Das heißt, unsere Beziehung hing nicht davon ab, druckt Tvardovskij meine Sachen oder nicht, bringe ich sie zu *Novyj mir* oder auch nicht. Dieser nicht unwichtige Punkt spielte zum Glück keine Rolle.

1

Wer am 3. Dezember 1954 behauptet hätte, daß jenes an diesem Tag erschienene Buch des Großverlags Sönderström mit dem Titel „Tuntematon sotilas“ nach wenigen Jahren in der finnischen Verlagsgeschichte den ersten Platz, die Auflagenhöhe betreffend, einnehmen würde, hätte sicher alle Chancen gehabt, seinen Ruf als Literaturkenner zu verlieren. Sicher, der Autor Väino Linna war nicht mehr unbekannt und hatte mit zwei Romanen Achtungserfolge erzielt. Dennoch, daß sein dritter Roman, der an dem besagten Dezembertag in einer ersten Auflagenhöhe von viertausend vorgelegt wurde, einen Siegeszug antreten würde, der in der finnischen Verlagsgeschichte allein von der Bibel und dem Gesangbuch übertroffen wird, konnte kaum einer ahnen.

Jedoch schon wenige Wochen nach dem Erscheinen hatten die Diskussionen um den Inhalt des Buches die interessierte finnische Öffentlichkeit in zwei Lager gespalten. Die großen Zeitungen überboten sich in Lobeshymnen oder in ebenso großangelegten und gnadenlosen Verrissen. Was war geschehen: Linnas „Tuntematon sotilas“ zeichnete den Verlauf des finnisch-sowjetischen Krieges von 1941 bis 1944 nach, allerdings, und das war neu, dies wiederum brachte die Kritiker auf den Plan: die Grundhaltung der Darstellung in diesem „Kriegsbuch“ war humanistisch, antimilitaristisch, und es zerstörte die Legende, dieser gemeinsam mit der deutschen Nazi-Armee geführte Krieg sei die Fortsetzung des 1940 verlorenen Winterkrieges. Linna zeigte auf, schonungslos, ungeschminkt, was in Wirklichkeit war: ein faschistischer Raubkrieg, der sich von finnischer Seite nicht einmal darauf beschränkte, jene Gebiete zurückzuerobern, die im Frieden von Moskau 1940 an die Sowjet-Union abgetreten wurden.

2

Der Winterkrieg hat eine lange Vorgeschichte, die, gekoppelt mit den Lügen der Bourgeoisie über den Charakter des finnischen Bürgerkriegs, zum antikommunistischen Feldzug gegen die eigene Arbeiterklasse und das Landproletariat eingesetzt wurde. Diese Politik führte 1923 zum Verbot der Sozialistischen Arbeiterpartei Finnlands und zur Erstarkung der faschistischen Lapua-Bewegung um 1930. Um die Erregung der bürgerlichen Kritik zu begreifen, müssen wir einen Bogen spannen: Wenige Wochen nach dem Sieg der Oktoberrevolution erkennt der junge Sowjetstaat als erstes Land die Unabhängigkeit Finnlands an, das bis zu diesem Zeitpunkt zum russisch-zaristischen Reich gehört. Das bürgerliche Finnland jedoch, voll damit beschäftigt, die eigene proletarische Revolution im Blut zu ersticken, bleibt feindselig gegenüber dem sozialistischen Rußland, ja, interveniert offen gegen die Sowjetmacht. General Mannerheim, der mit seinen Weißgardisten im April und Mai 1918 gemeinsam mit deutschen Truppen die revolutionären Aufständigen in Südfinnland schlägt, einst Flügeladjutant der russischen Zarin, trifft Absprachen mit den konterrevolutionären Generalen der gestürzten Alleinherrschaft: im sowjet-russischen Ostkarelien operieren reguläre Verbände der finnischen Armee. Obwohl 1920 ein Friedensvertrag geschlossen wird, bleibt die Haltung gegenüber der Sowjetunion feindselig.

Svinhufvud, bis 1937 Staatspräsident, erklärt dem deutschen Gesandten Blücher, außer Rußland gäbe es keinen Feind Finnlands auf der Welt, und im Fall der Not könnte allein Deutschland, das faschistische wohlgemerkt, Hilfe bringen. Und Mannerheim formuliert im September 1938: Mir wäre es schon lieb, wenn es auch gegen die Bolschewiken ginge.

Spätestens die Aggressionsakte Hitlers gegen Österreich und die Tschechoslowakei zwangen die Sowjets, Maßnahmen gegen einen deutschen Angriff zu treffen, der vermutlich über Finnland, mit oder ohne Zustimmung der Regierung, erfolgen würde.

Leningrad war besonders gefährdet, lag es damals doch nur gut dreißig Kilometer von der finnischen Grenze entfernt. Die Besuche deutscher Generale in Finnland, bei denen stets die Besichtigung der sowjetisch-finnischen Grenze auf dem Programm steht, erhöhen das Mißtrauen der Sowjetregierung, die im April 1938 zu Grenzverhandlungen Kontakte mit Helsinki aufnimmt. Die sowjetischen Vorschläge garantieren die staatliche Integrität Finnlands und gehen von einer beiderseitigen Unterstützung im Kriegsfall aus, sie sehen aus strategischen Gründen eine sowjetische Pacht des Gebietes von Hanko und eine Grenzverschiebung nordöstlich von Leningrad vor. Als Ausgleich bietet die sowjetische Regierung ein Gebiet an, das doppelt so groß ist wie jenes von Finnland erhoffte.

Jedoch die Verhandlungen scheitern: Schon am 6. Oktober 1939 werden die finnischen Grenztruppen mobilisiert und ein außerplanmäßiges Manöver durchgeführt. Am 26. November 1939 kommt es zu einem Grenzzwischenfall in Mainila, dem letzten, nur noch äußeren Anstoß, der den Winterkrieg auslöst. Im März 1940, nach verlustreichen Kämpfen, wird der Moskauer Friedensvertrag unterzeichnet, der Grenzveränderungen vorsieht und einen dreißigjährigen Pachtvertrag des Gebiets von Hanko. Die Sowjets räumen ihrerseits Gebiete im hohen Norden Finnlands – eine folgeschwere Entscheidung, wie sich zeigen soll.

Noch während der Friedensverhandlungen werden von finnischer Regierungsseite offene Revanchegedanken geäußert. Am Tag des Friedensabschlusses erklärt der rechtssozialistische Außenminister Tanner bei einer Staatsratssitzung, dieser Friede sei nur ein Waffenstillstand. Von Göring ließ man sich versichern, nach einem deutschen Sieg über die Sowjetunion bekäme Finnland alles mit Zinsen zurück, was nun verloren.

Innerhalb Finnlands erstarken die Hitleranhänger, organisiert in der „Vaterländischen Volksbewegung“; ein Vertreter dieser totalitär-antidemokratischen Ideologien verpflichteten Gruppe, die eine faschistische Umgestaltung Finnlands fordert, wird im Januar 1941, kurz vor Kriegsbeginn, ins Kabinett berufen.

3

Vor diesem angedeuteten Hintergrund spielt Väino Linnas Roman, der heute in sechzehn Sprachen übersetzt ist, auch erfolgreich verfilmt wurde. Das Buch erschien unter anderem in allen skandinavischen Ländern, Ungarn, den Niederlanden, Italien, Spanien, Portugal, in den sowjetischen Republiken Lettland und Estland, in den USA, denen man hierzulande auch im Kulturbereich so gerne als Musterschüler folgt: in diesem Falle wäre es einmal angebracht gewesen. Die einzige von Väino

Linna autorisierte deutsche Übersetzung erschien im Berliner DDR-Verlag Volk und Welt unter dem Titel: „Der unbekannte Soldat“.

Die Vertreter des nationalistischen Gedankenguts in Finnland, die in aller Welt häufig verwechselt werden mit nationalen Kräften, wandten sich entschieden gegen Linnas nüchterne, illusionsfreie, wahrhaftige Darstellung des Krieges, indem sie ihn als unpatriotisch diffamierten. Wen wundert: da steht nicht mehr der Kriegsheld und seine Heldentaten im Mittelpunkt, die so romantisch gekannt im 19. Jahrhundert Runeberg in seinem Balladenzyklus besungen hat; der Krieg und sein unmenschlicher, antihumaner Kern werden entlarvt; das Offizierskorps, ausgenommen der Sohn eines Rotgardisten, wird als dumm, sadistisch, fanatisch dargestellt.

4

Tampere wurde 1779 auf Anweisung des Schwedenkönigs Gustav III. gegründet, und 1821 erhielt es die Rechte einer freien Stadt. Einst Zentrum des revolutionären Finnland und Hauptquartier der „roten“ Truppen, ist es heute geistiges und ökonomisches Zentrum Südfinnlands. Sozialdemokratische Stadtverwaltung, verschiedene Museen, darunter eines das an Lenins Aufenthalt von 1905 erinnert. Eine Freilichtbühne, ein sehenswertes Aquarium-Planetarium mit über 11 000 Fischen und einem Robbenbecken. Hier steht der höchste Aussichtsturm der finnischen Republik, die Zentralen der in südlicher Richtung verkehrenden Silverlaine-Schiffahrtsgesellschaft und einer Linie, die nördlich den sogenannten Poetenweg befährt, sind hier beheimatet.

Am 20. Dezember 1920 wird Väino Linna im fünfzig Kilometer südlich von Tampere gelegenen Urjala geboren. Sämtliche Vorfahren sind arme Landarbeiter oder nicht weniger arme Pächter. Ihrer sozialen Stellung entsprechend sind sie Namenlose im wahrsten Sinne des Wortes. Erst Väinos Vater trägt den Namen Linna: ein guter Mensch, mit wenig Glück in seinem Geschäft, das er als Fleischer betreibt.

Väino Linna ist kaum sieben Jahre, als sein Vater stirbt. Ebenso viele Jahre besucht er die Volksschule, verläßt sie ohne Abschluß, führt, wie damals üblich, Gelegenheitsarbeiten aus: als Hirte, Tagelöhner, Holzfäller, Handlanger – schließlich, dies ebenso üblich: arbeitslos. Im Herbst 1938 kommt er nach Tampere, dem finnischen Manchester, arbeitet dort in der ältesten Baumwollfabrik. 1940 wird er, drei Wochen nach dem Abschluß des finnisch-sowjetischen Friedensvertrags, eingezogen. Ein Jahr später ist sein Bataillon nach dem Ort verlegt, der zum Ausgangspunkt des „Unbekannten Soldaten“ wird:

„Gott ist, wie jedermann weiß, allmächtig, allwissend und in seiner Weisheit weit vorausblickend. So hatte er einstmals auf einem sandigen Stück Heidefeld in der Nähe der Stadt Joensuu gute zehn Hektar Staatsforst abbrennen lassen. Ihren Gepflogenheiten getreu, taten die Menschen, was in ihren Kräften stand, ihn an seinem Vorhaben zu hindern, aber er ließ unbeirrt eine große Fläche abbrennen, so groß, wie ihm für seine künftigen Zwecke dienlich schien.

Ein Oberst war der erste, der den Wink der göttlichen Vorsehung zu deuten verstand. Er war Stabschef eines Armeekorps und hielt die Brandfläche für vorzüglich geeignet zur Anlage einer Truppenunterkunft. Der finnische Winterkrieg war zu Ende gekämpft – der beste aller bisherigen Kriege übrigens, da beide Seiten als Sieger aus

ihm hervorgingen; der Sieg der Finnen war nur ein wenig kleiner, weil sie ihrem Gegner Gebiete abtreten und sich hinter neue Grenzen zurückziehen mußten.“ Johannes Wenzel schreibt in seinem Nachwort zu Linnas Buch, daß die persönlichen Erfahrungen und die Erlebnisse dieser Kriegsjahre den Autor zum Schreiben bewogen haben. Mir gegenüber benennt Väino Linna noch zwei weitere Schreibmotivationen: seine große Phantasie und die Möglichkeit, als Schriftsteller den sozialen Status zu verändern.

Der Krieg ist zweifellos das Schlüsselerlebnis für den Schriftsteller, der in der skandinavischen Welt ebenso bekannt ist wie Neruda in der spanisch sprechenden. Als er seine ersten Erfolge hat, als er mit seiner Erzählprosa den Realismus, das linke Engagement in die finnische Literatur einbringt, ist diese noch fasziniert vom französischen Roman, von Ezra Pound und T. S. Eliot, ist die Lyrik noch die vorherrschende Gattung.

Man kann sagen, daß der von Brecht und dem finnischen Arbeiterdichter Alex Matson beeinflusste Linna der erste bedeutende Vertreter des sozialistischen Realismus in Finnland ist – obwohl er jede anerkannte Patenrolle sofort zurückschraubt: er will seine jüngeren Kollegen vor allem nicht als Vorbild belasten.

5

Ein kleiner untersetzter Mann, die Jahre der proletarischen Tätigkeit als ein Erkennungszeichen, wenngleich nicht als einziges. Normale Mietwohnung, geräumig, in einem normalen Mietshaus, nahe am Zentrum von Tampere. Vor mir, nach einigen Telefonaten, der literarische Chronist von siebzig Jahren finnischer Geschichte. Durch ihn, wie mir versichert wird, erlebten die Finnen ihre Geschichte neu. Und über diese Geschichte erzählt er ungezwungen, so sicher, wie dies nur einer kann, der sie miterlebt, zumindest einen Teil davon, oder in ihr tief politisch und kulturell verwurzelt ist. Beides gilt für Linna, und vielleicht ist dies der Grund der Achtung, der Zuneigung, ja Ehrfurcht, die mir so oft begegnete, wenn von ihm die Rede war; vielleicht war dies der Grund, warum ich beneidet wurde, wenn ich von der Begegnung mit ihm berichtete.

(Mein damaliger Begleiter und Führer durch das kulturelle Tampere, Karlo Happanen, einst Kulturjournalist sozialdemokratischer Zeitungen, schrieb mir später als Begleittext zu Erinnerungsfotos: Geh bitte vorsichtig mit den Bildern um, Du weißt, wie sehr wir Linna verehren.)

Väino Linna ist Autodidakt, der sich nach dem zweiten Weltkrieg bemühte, nachzuholen, was Schulbildung und System ihm vorenthalten hatten. Er studierte die Werke der Weltliteratur, besonders die Romane Dostojewskis; er studierte Schopenhauer und Kant, wandte sich stilistischen Fragen zu, setzte sich mit der Psychoanalyse auseinander. Obwohl sein Werdegang Hinweise gibt, lehnt er für sich die Bezeichnung Arbeiterschriftsteller ab, trotz seiner Beziehungen auch zu Matson, den er persönlich kannte, da er hinter dieser Bezeichnung eine künstlerische und thematische Einengung vermutet.

Wenzel setzt diese Ansicht Linnas, ohne allerdings deren Richtigkeit oder Irrtum am konkreten Beispiel der Bewegung der Arbeiterschriftsteller in ihrem Zentrum Tampere zu belegen, in Zusammenhang mit idealistischen und individualistischen Tendenzen in den frühen Romanen des Schriftstellers. Er bemängelt einen gewissen

Hang Linnas zum Vulgärmaterialismus und Pessimismus, selbst noch im „Unbekannten Soldaten“, und das Fehlen der perspektivischen Ausgestaltung der Rolle der Arbeiterklasse.

Wenn diese Hinweise auch nicht ganz unberechtigt sind, so muß jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, unter welchen komplizierten persönlichen und gesellschaftlichen Bedingungen sich Väino Linna entwickelte, zu welchem Zeitpunkt und unter welcher Voraussetzung die Bücher geschrieben wurden und daß der Autor zwar in der Arbeiterbewegung (für deutsche Leser und ihre Politiker: in der gemeinsam handelnden), in ihren Aktionen die Lösung der ökonomischen und politischen Probleme sieht, jedoch niemals für sich in Anspruch nahm, Marxist zu sein.

6

Linna's Hauptwerk, nicht in deutscher Sprache erschienen, und bislang sein letztes, ist die Romantrilogie „Taällä Pohjantähden alla“ („Hier unter dem Nordstern“).

Die bereits erwähnten siebzig Jahre finnischer Geschichte werden in dieser Trilogie erzählt. Beginnend 1884, sichtbar gemacht an vier in einem Dorf lebenden Familien. Abermals zerstört Linna eine Legende der Bourgeoisie, die das Märchen des Freiheitskrieges hatte verbreiten lassen, um so zu verschleiern, daß der Bürgerkrieg von 1918 in Wahrheit ein Klassenkrieg war.

Wieder erhob sich ein Proteststurm, durchbrach der Autor doch ein weiteres sorgsam gehütetes Tabu. Alle Versuche, seine Darstellungen als unrichtig auszuweisen, mißlangen. Väino Linna hatte fünf Jahre Vorarbeit geleistet, in Archiven Material gesichtet, mit jenen gesprochen, die an den Ereignissen beteiligt waren.

Die Kritiker sind verstummt: Linna erhielt 1963 den Großen Nordischen Stern, den „Nobelpreis Skandinaviens“; seine Werke werden, dramatisch bearbeitet, an den Bühnen des Landes gespielt; als ich ihn besuchte, vom bedeutenden Arbeitertheater in Tampere.

Der Schriftsteller Väino Linna schweigt seit nun 15 Jahren. Schuld daran ist sicher nur bedingt die vor Jahren überstandene Krankheit. Linna glaubt, daß er alles, was er gestalten konnte, gestaltet hat: „Was geschrieben ist, muß nicht nochmal geschrieben werden.“

7

Wortfetzen des Abschieds: Vielleicht hat die Menschheit etwas gelernt, wo wir nun schon drei Jahrzehnte ohne Krieg leben . . . Und Literatur, die hat eine große Verantwortung, sie muß Perspektiven zeigen, sie wird immer angegriffen, Frage ist nur, von wem und warum . . . Der Schriftsteller muß etwas sagen über das Leben der Menschen. Es gibt welche, die stehen im Niemandsland . . .

Nein, der nicht: blieb zu fragen, wann Väino Linna dies endlich durch seine Bücher bei uns unter Beweis stellen kann!?

Wir hätten es nötig!

Lutz Holzinger sprach mit den Wiener Autoren Wilhelm Pevny und Peter Turrini über ihre Fernsehproduktionen „Der Bauer und der Millionär“ und „Alpen-Saga“.

Was Ihr macht, kann man mit gutem Recht unter dem Überbegriff fortschrittlicher Realismus einordnen. Das ist zunächst ein sehr breitmaschiges Netz. Was ist konkret das Ziel Eurer Arbeit, und welche Mittel setzt Ihr ein, um es zu erreichen?

Pevny: Als das Wichtigste erscheint uns zunächst, daß wir nicht nur einen Abklatsch der Wirklichkeit darstellen. Wir versuchen vielmehr exemplarisch vorzugehen. Uns interessieren also die Strukturen der Wirklichkeit, uns interessiert, wie es zu Schicksalen kommt.

Turrini: Ich habe oft einen Hang zu unrealistischer Literatur, das heißt einen Hang, was ungeheuer Neues zu erfinden. Wenn ich aber dann meine Augen und Ohrwachen wieder aufmache, finde ich so viel vor, dann regt mich jeden Tag so viel auf, daß ich am laufenden Band Material für realistische Literatur geliefert bekomme. Ein Kennzeichen der Literatur, die Pevny und ich schreiben, ist, daß wir nichts erfinden, sondern nur etwas vorfinden. Das läßt sich an allen unseren Filmen belegen, daß wir nicht mit erfundenem, sondern mit vorgefundenem Material gearbeitet haben.

Das zweite Motiv, warum wir uns hinsetzen und schreiben, besteht zunächst nicht darin, daß wir für eine bestimmte Klasse Partei ergreifen, sondern daß wir für uns Partei ergreifen. Ich möchte das an einem Erlebnis erläutern, das ich auf dem Weg hierher zu Pevny gehabt habe: Von der Gemeinde Wien hängen überall Plakate, auf denen was von Mitbestimmen für eine gesunde Umwelt, für funktionierenden Verkehr usw. steht. Für den kurzen Weg hab ich aber mit der Straßenbahn eine Dreiviertelstunde gebraucht.

Mir ist aufgefallen, daß mich mit dem Plakat einer umheimlich legen will mit blöde Sprüche, während ich im Verkehr nicht weiterkomme. Mit einem Stück über die Gemeinde Wien würde ich vor allem einmal mir helfen wollen, damit ich in der Stadt wieder wie ein Mensch leben kann. Damit komme ich automatisch zu jenen, mit denen ich gemeinsam handeln kann, nämlich mit Leuten, die ebenfalls in einer Klassenstadt leben wollen.

So entsteht realistische Literatur: Aus dem was man sieht und aus dem Zorn darüber, was man sieht.

Pevny: Ich identifiziere mich mit einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht. – Mit den Arbeitern, weil ich aus dem Arbeitermilieu komme und jahrzehntlang einen gewissen Haß aufgestaut habe. Mein Vater war zwar kein Arbeiter, aber alle meine Freunde waren Arbeiterkinder. In allem, was ich schreibe, merke ich, daß ich mich für unterdrückte Gesellschaftsschichten einsetze – Kleinbauern, Arbeiter. Ich kann die Wirklichkeit aus gar keinem anderen Blickwinkel als dem ihren sehen.

Wenn man in einem Land wie Österreich fortschrittliche Literatur macht, stößt man keineswegs auf einen Kulturbetrieb, der einen permanent mit offenen Armen aufnimmt. Welche Schwierigkeiten bringt das für Euch mit sich? Daß Ihr überhaupt Probleme auf diesem Gebiet habt, dagegen spricht zunächst Eure Möglichkeit, fürs Fernsehen zu arbeiten. Es wird in der Öffentlichkeit aber immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß es genug einflußreiche Kräfte gibt, die nicht gerade glücklich sind über das, was Ihr macht. Wie erklärt Ihr es Euch, daß Ihr trotz des Unbehagens, das Ihr bei den Herrschenden auslöst, ins Fernsehen kommt? Und welche Eingriffe gibt es durch Auftraggeber und Produzenten Eurer Filme?

Turrini: Dazu gibt es natürlich viel zu sagen. Vorerst möchte ich aber noch auf etwas zu sprechen kommen, was nicht direkt mit Deinen Fragen zu tun hat. Für mich ist eine entscheidende Erfahrung von größter Bedeutung, nämlich das Gefühl, daß beim Sagen der Wahrheit Lust entsteht. Realistische Literatur zu schreiben heißt, mit Wahrheit in Berührung zu kommen. Und mit Wahrheit in Berührung zu kommen, heißt auch, die Erfahrung zu machen, wo man lügt, wo man ehrlich und wo man vorsichtig ist. Wenn man das einmal klar sieht, wenn man vor einer Szene steht und überlegt, ob man ein bißchen tricksen soll, damit die es beim ORF noch annehmen, oder ob man es einfach sagen soll wie es ist, merkt man die ungeheure Lust, die Wahrheit zu sagen.

Und da möchte ich die Gelegenheit benutzen, um einmal an die Kollegen – trotz der Schwierigkeiten, die wir haben in einem Staat, der nicht sehr interessiert ist an der Wahrheit im literarischen Bereich, sondern eher am formalistischen Herumjaulen um die Wahrheit – den Appell richten: Es ist lustiger, die Wahrheit zu sagen; es ist sogar lustiger und lustvoller einzufahren, als ein Leben lang zu lügen. Es gibt unheimlich viele Kollegen, die bilden sich schon ein, die dürfen gar nicht anders und probieren's gar nicht anders.

Über die Schwierigkeiten mit Auftraggebern und Produzenten müßte man in viele Details gehen. Aber auch da haben wir einen Vorteil, weil wir zu zweit verhandeln. Jedesmal, wenn sie uns eine über die Hörner hauen, gehen wir raus, schauen uns an und sagen, uns zwei werden die nicht so schnell fertig machen. Wenn ich sämtliche Besprechungen über die *Alpen-Saga* im ORF allein geführt hätte, würde es heute keine *Alpen-Saga* geben. Und Willi wäre es allein auch so gegangen. Neben uns gibt es weitere Autoren, die mit ähnlicher Zielstellung arbeiten, und ein Publikum, das vehement die Wiederholung unserer Sendungen fordert.

Pevny: Viele Schwierigkeiten wurden uns vom ORF nicht bewußt in den Weg gelegt. Das liegt vielmehr an der Institution selbst. Das beginnt schon damit, daß man seine Arbeit erst ein Jahr später bezahlt bekommt. Die Wege, die man am Künigelsberg zurücklegen muß, sind sehr verwinkelt. Wir sind immer wieder dazu gebracht worden, unsere Drehbücher zu überarbeiten. Die Autoren sind sich ihrer Sache ja nicht so sicher, um nicht auf Einwände von Redakteuren einzugehen. Daraus hat sich eine Menge schwieriger zusätzlicher Arbeitsphasen ergeben. Wenn etwa ein neuer Koproduzent aufgetaucht ist, mußten auch die Einwände von dessen Vertreter berücksichtigt werden.

Da wir bei der *Alpen-Saga* gemeinsam mit Regisseur Berner möglichst weit in den Produktionsprozeß hineinwirken, haben wir auch die Schwierigkeiten miterlebt, die sich mit der Produktionsfirma ergeben. Das alles hat uns schon sehr zermürbt. Und

wenn wir nicht zu zweit gewesen wären, hätten wir wahrscheinlich aufgesteckt. Die Probleme ergeben sich aus der Struktur des ORF samt den privaten Produktionsfirmen, die an der Realisierung beteiligt sind.

Woran es liegt, daß wir im ORF relativ viel arbeiten können? – Ich würde es eher banal erklären. Das liegt vor allem daran, daß sich vor einiger Zeit der Peter einen gewissen Ruf gemacht hat. Daraufhin ist er mit Bauer und Weigl in die engere Wahl als Serienautor für den ORF gekommen. Schließlich ist er übriggeblieben. Der Peter hat dann gesagt, er macht es nicht allein, sondern gemeinsam mit mir. Eine Rolle spielt dabei vielleicht auch, daß sich die Zuschauer nicht immer billig abspesen lassen wollen. Dazu kommt, daß unsere Sachen menschlich berühren. Selbst der abgekapselte Fernsehintendant spürt dabei, daß es noch etwas anderes als das silberne Emblem seiner Anstalt gibt.

Turrini: Ich möchte das doch etwas eigenlobiger formulieren. Ein Grund, warum es uns gibt und offensichtlich immer stärker und immer mehr gibt, liegt bestimmt darin, daß der ORF verpflichtet ist, ein Kulturinstitut zu sein. Nun entledigt er sich dieser Verpflichtung größtenteils auf dem Niveau der *Shilo-Ranch*. Aber keiner der zuständigen Redakteure und verantwortlichen Menschen hält das im Grunde für Kultur – mit Recht.

Auch der ORF und seine leitenden Funktionäre brauchen für ihr Selbstbewußtsein, für ihr Selbstwertgefühl anständige künstlerische Filme. Unter anständigen künstlerischen Filmen im Fernsehen muß man vor allem auch Filme verstehen, die ein breites Publikum ansprechen. Ich bin der Meinung, daß Pevny und Turrini im Augenblick zu den wenigen Autoren in Österreich gehören, die das überhaupt leisten können, die einerseits ein kulturelles Niveau erreichen und andererseits ein Massenpublikum ansprechen. Man darf nicht vergessen, daß der erste Teil der *Alpen-Saga* nach Infratergebnissen zu den meistgesehenen Sendungen im Fernsehen gehörte.

Mit der alten Behauptung, das interessiert niemanden, die Leute wollen bloß einen Blödsinn sehen, kann man heute nicht mehr hausieren gehen. Das freut vielleicht sogar manche Leute im Fernsehen. Sie sagen sich, künftig können wir gute Filme machen und werden dennoch nicht vom Sessel gejagt.

Pevny: Der Peter hat ganz recht. Die Abteilungsleiter haben ja auch ihren Ehrgeiz. Wenn sie sich auf den Fernsehessen treffen, dann können sie mit ordentlichen Filmen Lorbeeren einheimsen.

Nochmals zurück zu Eurem Realismusbegriff. Es gibt die Grenzziehung realistische und experimentelle Literatur. Was haltet Ihr davon?

Turrini: Ich halte diese Unterscheidung, die in letzter Zeit bei fortschrittlichen Leuten häufig auftaucht, für falsch. Für mich ist die Alternative zur realistischen Literatur nicht die experimentelle, sondern die unrealistische Literatur. Realistische Literatur kann sehr wohl auch experimentell sein, während eine unrealistische Literatur – das Verschweigen, ihr Umgehen und Selbstbelügen über und von Fakten – sehr traditionell formuliert sein kann.

Pevny: Für mich gibt es einen starken Unterschied zwischen Fernseh- und Theaterrealismus. Der theatralische Realismus muß viel überhöhter vor sich gehen. Er muß nicht so sehr Fakten zeigen, als Wünsche und Bedürfnisse formulieren. Wenn wir einen unserer Filme auf die Bühne übertragen würden, wäre das für mich ziemlich uninteressant.

Turrini: Mir ist in all den Berufsjahren als Schriftsteller langsam ein Kriterium gedämmert, nach dem ich Kollegen halbwegs einordnen kann zwischen realistischer und unrealistischer Literatur, nämlich die Frage, ob es für sie Klassen gibt in der Welt oder nicht. Wenn einer glaubt, der Mensch an sich sei das Ziel und das Mittel aller Dinge, dann kann er zwar vielleicht eine Klasse Literatur schreiben, aber er wird früher oder später im geistigen Kaugummi enden. Wenn hingegen ein Mensch etwas von der Einstellung der Welt kapiert, so kann seine Literatur nie ganz falsch sein. Sie kann patschert sein, hat aber etwas von dem menschlichen Zug, der für mich zur Literatur gehört.

Damit steht Ihr meiner Ansicht nach auf dem Standpunkt von Bertolt Brecht, wonach der Realismus in der Literatur eine Frage der Weltanschauung ist und das realistische Schreiben eine größtmögliche Breite und Farbigkeit hinsichtlich Stoff, Technik und Formen zuläßt.

Pevny: Ich finde, daß sich der Autor in den Realismus einbeziehen muß. Damit meine ich, daß er nicht so tun darf, als würde er über den Dingen stehen. Der Autor hat zwar bei dem Stück oder Film, den er macht, einen größeren Überblick, aber er darf nicht Gottvater spielen und angreifen, wen er gerade angreifen will. Zu berücksichtigen ist die Situation des Zuschauers; was ein Autor vermitteln will, muß auf den Erfahrungshorizont des Publikums abgestimmt sein. Der Autor muß sich also in den Zuschauer einfühlen können, er muß wissen, daß man von Hüttedorf mit der Straßenbahn ins Zentrum Wiens eineinhalb Stunden braucht, wie sich eine Gaspreiserhöhung aufs Familienbudget auswirkt, wie man sich fühlt, wenn man aus einer Fabrik herauskommt. Bloß mit schlechtem Gewissen oder blinden Angriffen auf den bösen Kapitalisten wird man nicht weit kommen.

Turrini: Was mir immer einfällt, wenn ich etwa mit Gymnasiasten über „absolute Freiheit“ diskutiere, ist die Anmerkung Brechts: „Das Böse hat Name und Adresse“. Und das hilft einem unheimlich in der Produktion.

Das halte ich für äußerst wichtig: Erstens kann man nicht realistisch schreiben, wenn man im Wolkenkuckucksheim oder im Elfenbeinturm sitzt. Zweitens muß man am Bewußtseins- und Erfahrungsstand der Menschen anknüpfen, die man erreichen will.

Turrini: Ich möchte noch eines sagen, auch wenn ihr beide vielleicht dagegen seid. Bei vielen jungen Kollegen gibt es den Versuch, es formal den Menschen recht zu machen, mit denen sie reden wollen. Wichtig aber ist, daß es mir gelingt, sie zu mir selbst zu führen. Ich bin ja ein Teil der Leute, die ich anspreche. Ich frage mich bei jedem Manuskript, das ich schreibe, würde ich das lesen, unterhält mich das echt am Abend, hab' ich eine Hetz dabei, erfahre ich etwas aus diesem Text. Der Autor muß sich selbst gegenüber ehrlich sein. Ich hab das Gefühl, viele junge Schreiber tun dem Leser was an, was sie sich selbst nie antun würden. Selber lesen sie viel lieber *Asterix* als die eigenen Werke. Das muß man sich in dieser Schärfe sagen. Sonst entsteht in der Literatur eine anonyme Kalkulation mit einer Masse von Menschen, die man im schlimmsten Fall nicht einmal gern hat.

Pevny: Das habe ich damit gemeint, als ich sagte, man darf sich selbst aus dem realistischen Prozeß nicht ausschließen. Ich meine aber auch, daß ein realistischer Autor an der realistischen Tradition ansetzen muß. Die Gefährlichkeit der Literaturauffassung in den 60er Jahren hat darin bestanden, daß man immer Neues, also eine

Abkehr von der Tradition verlangt hat. Ich wurde dadurch jedenfalls von der Tradition weggebracht und habe gar nicht gewußt, wo ich anknüpfen soll. Das wird mir erst jetzt klar.

Das hat natürlich die starken formalistischen Tendenzen in der österreichischen Literatur begünstigt. Als realistischer Autor muß man nicht nur am Bewußtseinsstand des Publikums und an der gesellschaftlichen Wirklichkeit anknüpfen, sondern hat es auch mit einer künstlerischen Tradition zu tun. Je genauer man vermutlich diese Zusammenhänge durchschaut, umso produktiver kann man sie anwenden. Wie sieht das bei Euch aus, welcher Tradition fühlt Ihr Euch verbunden?

Turrini: Ich persönlich habe meine Tradition gefunden, indem ich aufgehört habe, sie in der Literatur zu suchen. Statt dessen ist sie in meinem eigenen Leben aufgetaucht. In dem Augenblick, als ich aus meiner Mutter mühsam herausgepreßt habe, daß mein Großvater in Bruck an der Mur mitgekämpft hat im 34er Jahr und mein Großvater italienischer Kommunist war, hat mich plötzlich die Familiengeschichte interessiert. Ich stellte mir die Frage, warum eine der „unsympathischen Tanten“ als unsympathisch gilt, und bin darauf gekommen, daß sie eine „Rote“ war in den Augen ihrer Schwestern. Dadurch habe ich einen Zugang zu meiner eigenen Geschichte bekommen. Ich habe gemerkt, daß ich nicht als „radikaler Denker“ in einer Mittelschule in Klagenfurt anfangen, sondern daß meine Geschichte viel früher ansetzt. Sie beginnt mit einem Arbeiter in der Steiermark und einem Arbeiter in Italien. Und diese Tradition bringt mich jetzt erst langsam zu meiner literarischen Tradition, indem ich begierig nachlese, welche Aussagen und Zeugnisse es über meine Leute gibt. Da diese Zeugnisse meist nicht von berühmten Dichtern stammen, sondern Aufzeichnungen von Lehrern, Arbeitern und Bauern sind, kann ich momentan keine literarischen Vorbilder nennen.

Pevny: Ich fange jetzt erst an, die Tradition zu entdecken. Wichtig für mich sind Nestroy, Horwath und Hans Moser.

Hans Moser, das klingt im ersten Moment recht verblüffend. Hans Moser wird mitunter als ein österreichischer Karl Valentin der 50er Jahre betrachtet. Was interessiert Dich an diesem Mann?

Pevny: Was mich an Moser fasziniert ist ähnlich dem, was mich an Nestroy fasziniert. Beide haben Figuren gestaltet, die man nicht aushalten würde, wenn sie nur ein bißchen realer gezeichnet wären, weil sie einfach so brutal sind. Die Technik zu sagen, schauts her Leut', das ist alles nur ein Spiel, bewundere ich ebenfalls. Theater, das vorgibt, daß es Leben sei, ist meines Erachtens nämlich auf dem Holzweg.

Für mich ist die Übersetzung der Wirklichkeit aufs Theater, seine eigene Sprache und Darstellungstechnik entscheidend, wobei das so vor sich gehen muß, daß die Zuschauer, was sie sehen, ohne Schwierigkeiten auf ihr eigenes Leben übertragen können. Mit Hilfe von Mosers Technik kann man manche Dinge ganz scharf ausdrücken. Als Schauspieler hat er gezeigt, was auf der Bühne eigentlich möglich wäre: Keine plumpen Angriffe, kein stumpfes Schwarz-Weiß-Hineinhauen.

Auf welche Weise kann Eure Arbeit zur Veränderung der Gesellschaft beitragen? – Kann sie es überhaupt?

Turrini: Das kann sie absolut. Jede Literatur – auch die konservative und reaktionäre – will etwas bewegen. Es gibt keinen Schriftsteller auf der Welt, der sich hinsetzt und

sagt, ich schreib jetzt was, damit niemand gerührt und bewegt davon ist. Ganz im Gegenteil. Jeder will das. Die Frage ist nur, in welche Richtung rührt und bewegt er und wen und wieviele bewegt er. Wir haben ein klares Ziel, in welche Richtung wir bewegen wollen. Wir sind dafür, die Herrschaft des Menschen über den Menschen abzuschaffen. Wir möchten einfach, um es dichterisch auszudrücken, glücklicher leben. Dafür arbeiten wir überhaupt. Bei der Arbeitsmotivation, nichts zu verändern, müßten wir uns bei einem Beerdigungsunternehmen bewerben.

Pevny: Ich finde es sehr schwierig, richtig einzuschätzen, in welchem Rahmen man was verändern kann. Meistens überwertet man sich eher, als daß man sich unterbewertet. Um was verändern zu können, ist es für mich wichtig, die Leute erst einmal unterhalten zu können. Wenn ich bis jetzt nicht genug von der Weltanschauung, die ich vertrete, ins Fleisch bekommen habe, dann werde ich auch dadurch nichts erreichen, daß ich sie durch das Hirn ausspucke.

Turrini: Ich bin nicht der Meinung, daß wir uns überschätzen. Wir sollten uns viel höher einschätzen. Unsere Macht besteht in der Wahrheit, der Überzeugung und der Unterhaltung. Diese Faktoren kommen freilich in unserer Gesellschaft noch zu wenig zum Tragen. Eine Erfahrung, die ich immer wieder gemacht habe, ist aber, daß das Mißtrauen in die herrschende Klasse, in ihre Politiker und Chefs gigantisch ist. Überall hört man den Satz: „Na, natürlich sind's Arschlöcher; ich durchschau ja genau, was die mit mir machen. – Nur, du kannst nix machen.“ Wir haben die einmalige Chance, das Gefühl zu vermitteln, daß man was machen kann. Wir haben die Macht, Gefühl und Wahrheit auf einen Nenner zu bringen. Und wenn das zum Tragen kommt, dann haben die anderen dem nichts mehr entgegenzusetzen.

Damit die arbeitenden Menschen in Bewegung kommen, gehört zur Einsicht in ihre Lage auch die Wahrnehmung realer Veränderungsmöglichkeiten. Die Literatur kann vor allem die Einsicht unterstützen, daß nicht nur der einzelne, sondern alle betackelt werden. Es kommt aber auch darauf an, zumindestens erste Ansätze und Schritte zur realen Veränderung der Gesellschaft anklingen zu lassen. Habt Ihr Euch darüber Gedanken gemacht?

Turrini: Ich meinte das ganz praktisch. Ich habe z. B. auf einer Betriebsräteschule in Graz solche Erfahrungen gemacht. Ich glaube, die Literatur kann ein Ferment sein, sie kann wie ein Maulwurf sein, der Erde auflockert. Das Beet muß dann gefaßt werden, d. h. es muß organisiert werden. Die Literatur kann im besten Falle Mut machen, sich nicht in die Hose zu scheißen. Und die richtige Politik kann sagen, solidarisiert Euch, bzw. pfeift auf die „Sozialpartnerschaft“.

Ich habe bei einer Veranstaltung der Arbeiterkammer in Graz eine Rede gegen die „Sozialpartnerschaft“ gehalten. 50 Prozent der Funktionäre haben geklatscht, erst langsam und dann immer lauter. Die anderen 50 Prozent haben die angeschaut, die geklatscht haben. Nachher haben sie mir hinter der Hand gesagt: „Das war klasse, was Du da gesagt hast.“ Das Ferment Literatur wirkt schon ein bißl, noch nicht stark genug, aber es ist immerhin da. Ich halte heute so selbstüberschätzende Reden. Aber man muß sich auch selber Mut machen in einem Kampf, in dem man so oft eine auf den Schädln kriegt.

I.

Seit Ende der 50er Jahre ist ein erhebliches Anwachsen der Literatur zum Bereich der Sozialisation festzustellen. Besonderes Augenmerk wurde zum einen auf die „Jugend“ gelegt, zum anderen auf die wachsende Bedeutung der Massenmedien. Das verstärkte Interesse an der Jugend entspringt in bestimmter Hinsicht dem strategischen Interesse der Herrschenden an der Sicherung bestehender Verhältnisse. In der sozialwissenschaftlichen Diskussion hierzulande konkurrieren die verschiedensten Jugendbegriffe: diese schillernde Vielfalt von theoretischen Ansätzen und Theorie-Versatzstücken reicht von geisteswissenschaftlich beschreibenden Vorstellungen dessen, was „Jugend“ ausmache, bis zu empirisch-soziologischen und psychologischen Bestimmungen der Merkmale Jugendlicher. Grundlegend tragen alle diese Konzeptionen jedoch der Tatsache Rechnung, daß in den vergangenen Jahren ein erhebliches Anwachsen des Bevölkerungsanteils zu verzeichnen ist, der unter verschiedenen Jugendbegriffen subsumiert werden kann. Als ein wesentliches Bestimmungsmerkmal wird dabei angesehen, daß Jugendliche sich noch häufig in der Ausbildung befinden, also noch nicht vollständig in den Arbeitsprozeß, dagegen mehr oder weniger stark noch in ihren Familienverband integriert sind. Legt man z. B. die willkürliche Altersabgrenzung von 13 bis 24 Jahren zugrunde, so ergibt sich ein Anteil von lernender und studierender Jugend für 1975 von 41 Prozent; 10 Jahre zuvor betrug dieser Anteil noch unter 20 Prozent.¹

Neben der Erörterung von Fragen zur Problematik der Jugend geriet im Bereich der Sozialisation die Rolle der Massenmedien ins Blickfeld. Das Medienverhalten Jugendlicher — auf das wir uns hier beschränken — wurde im wesentlichen unter drei Aspekten diskutiert.

Einerseits spielte es im institutionalisierten Bildungsbereich, also vornehmlich Schule und Hochschule, in der technologisch orientierten Diskussion um eine ‚Bildungsreform‘ eine bedeutende Rolle. Zur Frage des Einsatzes von Medien im Unterrichtsprozeß liegt eine Reihe von Untersuchungen vor, die zu vielfältigen und häufig widersprüchlichen Ergebnissen führten.²

Des weiteren entwickelte sich eine in erster Linie fachdidaktische Diskussion zur Frage der Massenmedien als Unterrichtsgegenstand. Im Deutsch-, Kunst- und Musikunterricht etablierten sich massenmedial verbreitete Produkte gegenüber der bisherigen Ausschließlichkeit des traditionellen Unterrichtskanons. Einer möglichen verklärenden Wirkung des Medienkonsums sollte die Aufklärung in der Schule hierüber entgegengesetzt werden.³

Schließlich ist die Erforschung des Medienverhaltens und der Medien als Sozialisationsfaktor generell von zunehmender Bedeutung. Hierbei geht es nicht nur um eine Auslotung der Kapazitäten des jugendlichen Verbrauchermarktes, son-

¹ Siehe hierzu: Mitzschke, Matthias, und Oppen, Karl-Heinz: Zur Shell-EMNID-Jugendstudie 1975. In: Marxistische Blätter. 14/1976/6, S. 79–82.

² Siehe hierzu z. B. Jungfer, Hedda: Empirische Medienpädagogik — Ansätze und Probleme. In: Film Bild Ton. 21/1971/1. — Sturm, Hertha, u. a.: Medienspezifische Lerneffekte. München 1972.

³ Siehe hierzu u. a.: Schwarz, R. (Hrsg.): Manipulation durch Massenmedien — Aufklärung durch Schule. Stuttgart 1974. — Zur Diskussion um die ‚visuelle Kommunikation‘ siehe: Hartwig, Helmut (Hrsg.): Sehen Lernen. Köln 1976.

dern auch um die Erforschung des Konfliktpotentials zwischen jugendlichen Ansprüchen und ihrer Realisierung innerhalb einer bestehenden Gesellschaft. Auch in dieser Hinsicht erlangt die Frage der Wirkungen von Massenmedien an Bedeutung.⁴

Da besonders bei Jugendlichen der Anteil der Mediennutzung am Freizeitbudget zur Wissensvermittlung und ideologischen Beeinflussung als relevant erkannt wird, wollen wir dazu einige Überlegungen anstellen.

II.

Das außerschulische Medienverhalten Jugendlicher ist sinnvollerweise als ein Aspekt des gesamten Freizeitverhaltens anzusehen. Für unsere Fragestellung ist vor allem von Bedeutung, welche Rolle die Mediennutzung im Freizeitverhalten darstellt.

Im Spektrum des Freizeitverhaltens ergeben sich folgende Präferenzen (Nennungen auf die Frage: Was tun Sie am liebsten in Ihrer Freizeit?) für 10- bis 19-Jährige: Sport treiben geben 46 Prozent an, Lesen 31 Prozent, Musik-Hören wird von 20 Prozent genannt, Tanzen von 8 Prozent und Fernsehen von 9 Prozent der befragten Jugendlichen, Kino von 1 Prozent. Gegenüber einer vergleichbaren Untersuchung des Jahres 1966 einer identischen Altersgruppe stieg im Medienverhalten die Beliebtheit des Lesens bedeutend und die des Musik-Hörens geringfügig an. Die Attraktivität des Fernsehens und des Kinos nahmen im gleichen Zeitraum ab. Bei Jugendlichen zwischen 20 und 29 Jahren war Lesen sogar die beliebteste Freizeitbeschäftigung.⁵ Diese Ergebnisse stimmen im wesentlichen mit denen älterer Untersuchungen überein.⁶

Die Freizeitpräferenzen spiegeln sich auch in der Verwendung der frei verfügbaren Gelder der Jugendlichen wider: in der gleichen Studie rangieren bei der Häufigkeit der Nennungen der finanziellen Aufwendungen Bücher und Zeitschriften an dritter, Schallplatten und Musik-Kassetten an fünfter Stelle.

Bei Jugendlichen zeigt sich gegenüber anderen Altersgruppen eine stärkere Bindung an das Medium Hörfunk, insbesondere was das Unterhaltungsangebot betrifft. Grundsätzlich läßt sich weiterhin in den letzten Jahren eine Ausdehnung des Zeitaufwandes, der von Jugendlichen zum Lesen verwandt wurde, feststellen.

Ferner besteht zwischen politischer Einstellung und Mediengewohnheiten ein Zusammenhang in der Richtung, daß politisch fortschrittliche Jugendliche eher häufiger lesen.⁷

Zwischen sozialer Herkunft und der Ausprägung der Lesegewohnheiten ist ebenfalls ein deutlicher Zusammenhang festzustellen.⁸

⁴ Siehe von bürgerlicher Seite: Hüther, Jürgen: Sozialisation durch Massenmedien. Opladen 1975. — Von marxistischer Seite: Bisky, Lothar, und Friedrich, Walter: Massenkommunikation und Jugend. Berlin 1971. — Zur Wirkungsforschung als Literaturexpertise: Hackforth, Josef: Die „Wirkung der Massenmedien“ — globale Antworten gibt es nicht. In: Media Perspektiven 1976/11, S. 527 ff.

⁵ Alle Angaben nach: McCann — Jugendstudie 1976. Informationen für die Presse. Frankfurt/Main (1977).

⁶ Siehe hierzu: Mitzschke, Matthias, und Opper, Karl-Heinz: Empirische Ergebnisse zum Medienverhalten Jugendlicher in der BRD. In: Diskussion Deutsch. Erscheint Dezember 1977. — Ferner sei verwiesen auf Kabel, Rainer, und Eckhardt, Josef: Interessen und Probleme von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In: Media Perspektiven 1977/3, S. 131—141.

⁷ Siehe hierzu: Fußnote 1.

⁸ Siehe hierzu: Gerlach, Dirk, u. a.: Lesen und soziale Herkunft. Weinheim/Basel 1976.

Fernsehen galt Ende der 60er Jahre mit weitem Abstand bei Jugendlichen nicht nur als das aktuellste, sondern auch als das vertrauenswürdigste Medium, was die Frage der Informationen betrifft. Es läßt sich vermuten, daß mit dem sinkenden Beliebtheitsgrad des Mediums Fernsehen in letzter Zeit auch die Vertrauensprioritäten innerhalb der Medienkonkurrenz sich tendenziell verschoben haben.

III.

Es gilt allgemein als sicher, daß zwischen dem Gebrauch von Massenmedien und den Bewußtseinsinhalten sowie Verhaltensweisen Zusammenhänge bestehen. Nicht nur, daß das Ausmaß der Mediennutzung und die Auswahl innerhalb des konkurrierenden Medienangebots teilweise bewußt geschehen, sei damit gesagt, sondern vielmehr auch, daß die Mediennutzung ebenso Bewußtsein und Verhaltensweisen beeinflusst. Wird der erste Bereich vornehmlich unter dem Aspekt „selektive Wahrnehmung“ bzw. von dissonanztheoretischen Ansätzen aus untersucht, sind mit dem zweiten Bereich unmittelbar Fragen der Wirkungsforschung angesprochen. In der bürgerlichen Sozialwissenschaft pflegt man hier mit Vorliebe parzellierte Bewußtseinssegmente, sogenannte Einstellungen zu ermitteln, indem man verbale Reaktionen auf Fragestellungen, von denen man annimmt, daß sie repräsentativ für meist komplexe Sachverhalte sind, zu messen versucht.⁹

Im Kommunikationsprozeß sind bisher folgende Variablen, wenn auch meist nicht in ihrer wechselseitigen Bedingtheit und Abhängigkeit oder gar in ihrem Gesamtzusammenhang erforscht worden:¹⁰

- ein mit einer Reihe von physischen und psychischen Eigenschaften ausgestatteter *Kommunikator* verschlüsselt (encodiert) mittels verschiedener Fähigkeiten
- in einem spezifischen *Medium* (Kanal) eine in bestimmter Weise angeordnete Aussage. Diese muß
- der *Rezipient* entschlüsseln (decodieren), wobei eine Reihe psychosozialer und situativer Faktoren als bedeutsam angesehen werden. Hierbei gerät die soziale Lage jedoch nur als eine Variable unter vielen ins Blickfeld.

Die Medien wirken jedoch nicht ungebrochen, geradlinig auf das Bewußtsein des Rezipienten. Wesentlicher Faktor in der Bewußtseinsbildung ist vielmehr die Alltagserfahrung, also die unmittelbar sinnlichen und praktischen Erfahrungen, die in unreflektierten Entscheidungsprozessen als ausschlaggebend anzusehen sind. Diese Ebene der Erfahrung ist selbstredend wesentlich klassen- und schichtspezifisch geprägt. Das Primat der Alltagserfahrungen beweisen teilweise die Inhalte der Massenmedien selbst. Es wird dort an reale Erfahrung auf dem unmittelbar überprüfbaren Bereich der Arbeits- und Lebenswelt angeknüpft. Legitime Interessen (Liebe, Glück, Gerechtigkeit, Frieden etc.) werden oftmals in perverser Form aufgegriffen und fehlgeleitet. Man knüpft an sie an, spart Analysen realer Bedingungen aus und führt Scheinlösungen vor. Wenn

⁹ Zur Kritik dieser Prozeduren vergleiche z. B.: Schmidt, Hans Dieter: Einstellungen und offenes Verhalten. In: Psychologie heute, 3/1976/2, S. 29—33.

¹⁰ Siehe zur Kritik: Bisky, Lothar: Zur Kritik der bürgerlichen Massenkommunikationsforschung. Berlin 1976.

in den meisten Krimiserien US-amerikanischer Machart nach zirka 45 Minuten die ‚Gerechtigkeit‘ den Sieg davongetragen hat, dann wurden die sozialen Ursachen von Verbrechen, wenn überhaupt, nur am Rande gestreift; dafür wurde von der ‚großen Ungerechtigkeit‘ abgelenkt. Wenn nach ungefähr 60 Seiten der ‚edle‘ Millionär doch das arme schöne Mädchen zum Altar führt, dann wurde verschwiegen, daß die Wahrscheinlichkeit für diesen individuellen Fluchtweg annähernd Null ist.

Bei diesen ‚medialen Erfahrungen‘ handelt es sich vorrangig um fiktionale Erfahrungen, die jedoch bedeutend stärker, also glaubwürdiger erscheinen, als die sogenannten künstlerisch-ästhetischen Fiktionen. Dies wird auch deutlich an dem Image, das dem Fernsehen gegenüber den herkömmlichen Massenmedien zukommt: Es gilt, verglichen mit Hörfunk und Presseerzeugnissen, als das glaubwürdigste Medium. Fehlt dem Rezipienten zudem die Möglichkeit zur Relativierung oder gar wissenschaftlichen Durchdringung des Dargebotenen, so können im Grenzfall Fiktionen als solche nicht mehr ausgemacht und durchschaut werden. Nicht nur die massenhaften Reaktionen in den USA auf das Hörspiel *Invasion vom Mars* als schon klassisch gewordenen Beispiel für das Reagieren auf massenmedial verbreitete Fiktionen, sondern auch die Zuschauerreaktionen auf die Ausstrahlung des *Millionenspiels* im Fernsehprogramm der BRD sind hierfür beispielhaft anzuführen.

In erster Linie kann von Kindern und Jugendlichen, die in ihrer Lebensgeschichte weniger Erfahrungen sammeln und sondieren konnten, angenommen werden, daß sie mit größerer Wahrscheinlichkeit diesen verbreiteten Scheinwelten aufsitzen. Z. B. wird berichtet, daß Kinder sich beim Spielen verletzen, weil sie sich im Besitz von Fähigkeiten bestimmter Figuren aus den Massenmedien glaubten (etwa der Flugfähigkeiten eines ‚Batman‘, noch unterstützt durch Kostüme und andere käufliche, äußerliche Attribute).

IV.

In dem oben angesprochenen Zusammenhang muß berücksichtigt werden, daß die bisherige Erforschung der Wirkungszusammenhänge fast ausschließlich auf den Aspekt der Dimension des Kognitiven, also Rationalen ausgerichtet war. Dagegen weisen aber neuere Ergebnisse aus dem Bereich der Fernseh- und Hörfunkforschung darauf hin, daß die emotionalen Effekte beim Rezipienten weitaus gravierender seien: unterliegen kognitive Bewußtseinsinhalte einer normalen Vergessenskurve, so werden emotionale Eindrücke wesentlich langsamer vergessen.¹¹

Eine Analyse medialer Wirkungen muß daher sowohl emotionale als auch rationale Aspekte berücksichtigen, besonders, wenn es um die für die Bewußtseinsentwicklung wichtigeren längerfristigen Effekte geht. Dies gilt es auch für Inhaltsanalysen zu beachten, was bisher in die Forschungsstrategien noch kaum Eingang gefunden hat.

¹¹ Siehe hierzu: Sturm, Hertha: Überlegungen zur Fernsehforschung. Kurzfassung. In: Kongress-Unterlagen zum ‚Hör-Zu‘-Kongress Fernsehforschung, Hamburg 1975. — Zur Änderung der politischen Einstellungen siehe auch Geiger, Klaus F.: Jugendliche lesen ‚Landser‘-Hefte. Hinweise auf Lektüre-Funktionen und -Wirkungen. In: Grimm, Gunter (Hrsg.): Literatur und Leser. Stuttgart 1975.

Die von den Massenmedien angebotenen und den Jugendlichen aufoktroierten Leitbilder, z. B. der Selbstjustiz praktizierende ‚harte‘ Mann Bronson oder der ‚gerechte‘ Vattertyp Ben Cartwright, haben eine wesentlichere Wirkung als die unmittelbare und kurzfristige Beeinflussung.

Dies gilt um so mehr, als im Sozialisationsprozeß Jugendlicher insbesondere zeitlich „... die Freqventierung von Massenmedien, Büchern, Comics usw. offenbar ein gewichtiger Faktor ... ist und zumindest die auffallende Kommunikationsintensität mit dem Vater quantitativ übertreffen dürfte.“¹²

Anders ausgedrückt: es besteht ein gewisses Defizit der Jugendlichen an Vorbildern, das von den Massenmedien in der angesprochenen Weise ausgefüllt wird. Kann man auch nicht davon ausgehen, daß die Jugendlichen weitgehend ‚vaterlos‘, ohne unmittelbar sinnlich erfahrbare Vorbilder aufwachsen, ergibt sich doch aus dieser Situation eine verstärkte Möglichkeit der Einflußnahme für die Massenmedien.

Diese scheinbaren Identifikationsmöglichkeiten werden natürlich schichten-, gruppen-, geschlechts- und altersspezifisch verbreitet. Hinter dem Schein der Pluralität verbirgt sich meist dasselbe Strickmuster: von den realen Problemen wird abgelenkt, indem entweder Pseudoproblemen als wesentlich ausgegeben werden oder indem eine konfliktfreie Traumwelt hingezaubert wird. Ein Starkult wird als Vehikel gebraucht, um real nicht einlösbare Wünsche auf Konsum- und Luxusartikel zu entfachen. Diese Fiktionen können zu andauernden Frustrationen bei den Jugendlichen führen und eine Identitätsfindung und somit Herausbildung von Bewußtsein zumindest erschweren.

Beispielhaft sei nur auf einen Indizierungsantrag von Stocker vom bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung aus dem Jahre 1972 gegen das Jugendmagazin *bravo* verwiesen. Dort heißt es u. a.: „Das entwicklungsbedingte Bedürfnis“ (der *bravo*-Leser), „sich mit Vorbildern zu identifizieren, wird durch einen penetranten Starkult geradezu ausbeuterisch dazu benutzt, direkt oder indirekt Bedürfnisse in den Jugendlichen zu wecken, die sie zu kritiklosen Konsumenten machen oder in eine Traumwelt führen, die für ihr eigenes Leben niemals erreichbar sein könnte...“ Die Welt der Leser „... wird überhaupt nicht erwähnt, bedeutet sie doch entweder Schule oder Lehrstelle — beides Institutionen, die Pflichten mit sich bringen und nicht singend oder Musik hörend allein durchlaufen werden können.“¹³

Unverhohlen und mit offenem Zynismus zeigt sich die Kehrseite des errichteten Trugbildes. In den *bravo*-Leserstudien für die Wirtschaft, insbesondere für finanzkräftige Anzeigenkunden, erscheint der jugendliche Leser auch nur noch als potentieller Käufer. Mit hohem finanziellen Aufwand und hoch entwickeltem sozialtechnologischen Forschungsinstrument wird detailliert das erwünschte Kaufverhalten für Kosmetika, Unterhaltungselektronik usw. ausgeforscht. Der Leser wird von einem Bündel von vorhandenen oder noch zu erzeugenden Wünschen repräsentiert, die es auszunutzen gilt. Dies ist verständlich, wenn man

¹² Institut für Markt und Werbeforschung: Schüler und Gesundheit. Verhalten, Einstellungen, Wissen. Ergebnisse von repräsentativen Untersuchungen von Schülern der Grundstufe und der Sekundarstufe I. O. O., o. J. (Köln 1975). S. 95.

¹³ Zit. nach: Beha, Erdmuthe, und Broder, Henryk M.: Die große Bravo-Familie: Stars im Glück für Fans im Unglück. In: Mit Politik und Porno. Film 1973 (ran-buch 1), S. 67—97. Zit. S. 82.

bedenkt, daß 1975 die 15- bis 23-jährigen einen frei verfügbaren Betrag von mehr als 16 Milliarden DM auf den Markt werfen konnten.¹⁴

V.

Die Verschärfung der ökonomischen und gesellschaftlichen Krise wird auch und vor allem für die Mehrheit der Jugendlichen in Ausbildung und Beruf spürbar, wenn auch klassen- und schichtenspezifisch gebrochen. Diese zentralen Erfahrungen können zudem nicht mehr als vorübergehendes Stadium in der individuellen Biographie wahrgenommen werden. Die Krise wird zunehmend als permanent und nicht nur als „Ausrutscher“ des Systems erfahren, und die Illusion einer befriedigenden Zukunft wird somit brüchig. Konnte früher noch getröstet werden: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, so wird dieser Spruch zum Hohn angesichts drohender Arbeitslosigkeit nach absolvierter Ausbildung. Dies schlägt sich nicht nur im alltäglichen Bewußtsein der Jugendlichen nieder und wird auch nicht mehr nur als individuelles Versagen erfahren, sondern äußert sich in breitem Umfang in politischen Aktionen, in denen die Rechte der Jugend verteidigt und erfochten werden.

Zum einen werden so die Herrschenden gezwungen, ihre Strategien auch im Bereich der Medien zu überdenken und zu verändern. Sie müssen an den alltäglichen Erfahrungen und Bewußtseinsformen anknüpfen, ohne jedoch langfristige Lösungen angeben zu dürfen.

Auf der anderen Seite erfordert dies größere und mehr Aufgaben und Verantwortung in einer demokratischen Medienpolitik.

Der Einfluß rechter Machenschaften in den Institutionen der Massenmedien muß durch verstärkte Aktivitäten demokratischer Kräfte zurückgedrängt werden. Hierbei können sich auch neue Kampfformen analog den Bürgerinitiativen entwickeln. In diesem Zusammenhang ist die Initiative *Point und Bussiek müssen bleiben!* zu nennen, die sich zum Ziel gesetzt hat, die politische Disziplinierung des hauptverantwortlichen Redakteurs dieser Jugend-Hörfunksendung und seine Versetzung zu verhindern. Sie hat bis dato über 16 000 Unterschriften gesammelt und in Solidaritätskonzerten und anderen Aktionen auf die Versuche der Rundfunkoberen aufmerksam gemacht, unliebsame Sendungen und Redakteure abzubauen. Darüber hinaus gilt es, die Medien der demokratischen Bewegung quantitativ und qualitativ weiterzuentwickeln. Dies erscheint vor allem deshalb wichtig und möglich, weil politisch interessierte und somit ansprechbare Jugendliche eher zu Zeitungen, Zeitschriften und Büchern greifen.

¹⁴ Siehe Bravo-Jugend-Panel. Langzeituntersuchung Bd. 3, 1. Halbjahr 1975 (Ergebnisse einer Marktuntersuchung). München o. J.

Das Literaturgespräch mit Carin Braun und Alexander Kaempfe führten für den kurbiskern Elvira Högemann-Ledwohn und Oskar Neumann.

Carin Braun: Als engagierte Leserin sowjetischer Literatur könnte ich jetzt damit anfangen, euch Komplimente zu machen. Alexander Kaempfe hat den teils neugierig, teils schon ungeduldig erwarteten Start der *Russischen Bibliothek* bei Bertelsmann hinter sich – mit Rasputin, Trifonow, Kuwajew. Und in der *Kleinen Arbeiterbibliothek* habt ihr, nach den Sowjetischen Erzählungen der 20er Jahre und dem Klassiker Bogdanow, die Science-Fiction-Autorin Olga Larionowa und in diesem Jahr auch noch euren ersten Sowjet-Krimi „Der Intrigant“ vorgestellt. Kommt nun noch etwas zum 60. Jahrestag der Oktoberrevolution?

Oskar Neumann: Auf alle Fälle zwei große Erzählungen von Bykow und Gummer unter dem Titel „Alarm“, ein weiterer Klassiker, „Der eiserne Strom“ von Serafimowitsch, und, wenn wir viel Glück mit der Herstellung haben, unser zweiter Auswahlband sowjetischer Erzähler, diesmal aus den 30er bis 50er Jahren.

Elvira Högemann-Ledwohn: Trotzdem ist uns allen wohl mehr daran gelegen zu fragen: was müssen, was können wir in der Bundesrepublik tun, mehr tun als bisher, für die Verbreitung von sowjetischer Literatur, für die Kenntnis vor allem der neuen Belletristik? Wenn ich das als gemeinsamen Wunsch voraussetzen darf, dann ergibt sich für unser Gespräch, daß wir unsere Erfahrungen darüber austauschen, was dem entgegensteht, und daß wir zum anderen die Möglichkeiten besprechen, die sich für eine bessere, massenwirksamere Information der bundesdeutschen Öffentlichkeit bieten.

Alexander Kaempfe: Im Augenblick ist es jedenfalls noch so, daß Cornelia Gerstenmaier aktiver ist als Elvira Högemann oder Alexander Kaempfe.

O. N.: Sie hat auch einen etwas größeren Mitarbeiterstab, mehr Geld und vor allem mehr Rückhalt in den Medien als derzeit, und wohl noch für die nächsten Jahre, der Damnitz Verlag. Das ist die Strafe dafür, daß wir uns nicht an den bundesdeutschen Proporz halten: nach offizieller Zählung auf zwei sowjetische Schriftsteller jeweils ein Dissident in der Buchproduktion, in Wirklichkeit zwischen drei bis vier Dissidenten auf einen Sowjetautor, vom Verhältnis der Auflagenziffern erst gar nicht zu reden.

A. K.: Es darf uns nicht nur um den Damnitz Verlag gehen und auch nicht nur um das, was ich bei Bertelsmann mit der *Russischen Bibliothek* mache. Es geht darum, daß man möglichst überall ist, wo eine wenigstens minimale Bereitwilligkeit besteht, bei aller Ambivalenz der vorhandenen Interessen. Ich bin sicher, daß sich auch bei anderen Verlagen was machen ließe. Mir ist es zum Beispiel beim List-Verlag gelungen, es geht auch das eine oder andere Mal bei Luchterhand und anderen Verlagen dieser Größenordnung. Ich bin bereit, Pläne abzustimmen und natürlich auch Tips zu geben. Ich würde gern wissen: was würden Sie, Kollegin Högemann, wirklich gern tun? Gibt es sowjetische Autoren, vielleicht auch Kinder- oder Jugendbuchautoren, für die Sie sich am liebsten einsetzen würden, oder vielleicht eine bestimmte nationale Literatur?

E. H. - L.: Wir müssen doch zwei Dinge auseinanderhalten, Kollege Kaempfe. Das eine ist, was ich mir persönlich auch als Übersetzer vornehmen kann und will: Autoren, zu denen ich eine besondere Beziehung habe, die ich auch selber übersetzen und wo ich schließlich dafür sorgen möchte, daß sie dann auch durch unsern Verlag oder anderwärts auf den Markt kommen. Für Granin, den bisher kaum jemand in der Bundesrepublik kennt, wird das in den nächsten Jahren bei uns möglich sein, ich hoffe auch für Schukschin. Außerdem werde ich den dritten Auswahlband, dann mit sowjetischen Gegenwartsautoren, und noch einen weiteren mit Schriftstellern der baltischen Sowjetrepubliken in unserer Arbeiterbibliothek herausgeben.

Das andere ist, und das steht für mich im Moment im Vordergrund, daß ich mir die ganze Landschaft ansehe – und da muß ich feststellen, es geht in der Bundesrepublik trotz Bertelsmann-Bibliothek und Damnitz-Verlag und sonstiger Editionen nicht oder kaum vorwärts mit dem Anteil sowjetischer Literatur, der hier den Lesern aus der Fülle dessen angeboten wird, was in der SU erscheint. Ich sehe als einen entscheidenden Grund dafür an, daß die Dissidenten-Mache und Mode zurückwirkt; dadurch ist ein Publikum erzogen worden, das inzwischen schon mit verdoppeltem Kraftaufwand wieder umerzogen werden müßte, um sich der von uns gemeinten Information überhaupt zu stellen und zu ihrer Aufnahme fähig zu sein.

A. K.: Das schon, aber damit müssen wir doch nun allmählich beginnen. Insofern sind die zwei Dinge, von denen Sie sprechen, nicht Gegensätze, die sich ausschließen, sondern Sachen, die sich ergänzen und einander sogar voraussetzen. Natürlich muß man die gesamte Lage überblicken, man muß die publizistische Situation kennen und vor allem auch den Leser. Die Situation kann man, wie ich meine, sehr kontrovers definieren, es gibt Schönes und es gibt Häßliches, dabei auch wieder ein neues Stadium, wenn zum Beispiel Kohl, der ja nicht als Kohlschwarzer gilt, Bukowskij empfängt. . .

E. H. - L.: Das zeigt halt, wie sehr es gelungen ist, aus dem publizistischen Trommelfeuer ein politisches Faktum zu machen.

A. K.: Trotzdem hat sich auch etwas zum Positiven geändert. In den 60er Jahren ist ziemlich viel übersetzt worden, aber was anderes als Samisdat hat keine Chance bekommen. Etwa Sjomin, übrigens ein sehr kritischer Schriftsteller und nach ästhetischen Kriterien sicher kein schlechterer als Solschenizyn; sein Buch „Sieben in einem Haus“ wurde von Ingrid Conzborn 1966 bei Hanser herausgebracht, und es ist völlig unter den Tisch gefallen.

O. N.: Auch Hans Joachim Schlegel, der dort die Eisenstein-Edition herausbringt, weiß von der Marktverhinderungsfunktion der Gegenseite ein Lied zu singen.

A. K. L.: Der weiße Agitprop – den Ausdruck hat es ja in den 20er Jahren gegeben – ist sehr flexibel und sehr geschickt. Dennoch habe ich gerade in letzter Zeit auch ermutigende Erlebnisse gehabt. Den Leser hier glaube ich ganz gut zu kennen, vielleicht nicht gerade den Arbeiter-Leser. Aber mit denen, die man so die einfachen Menschen nennt, habe ich sehr interessante Erfahrungen gemacht und durchaus den Eindruck gewonnen, daß sie sogar scharf wären auf die heutige Sowjetliteratur. Nur, die Bücher sind erstens zu teuer und zum anderen erfahren sie nichts davon, oder jedenfalls nicht rechtzeitig. In diesen Fragen der Publicity und Werbung muß sich vor allem etwas ändern.

Dabei müssen wir uns noch folgendes überlegen: Die Front der Beschäftigung mit der sowjetischen Kultur kann nicht identisch sein etwa mit unserer vereinigten oder unvereinigten Linken. Es gibt in der Bundesrepublik sicherlich auch andere, zum Beispiel konservative Kreise, die ein echtes, wenn vielleicht auch manchmal motiviertes, Interesse an der Sowjetunion und der sowjetischen Kultur haben, und die keine kalten Krieger, also durchaus verständigungswillig und lernbereit sind.

O. N.: Es hat ja auch in der Politik schon einmal einen Dr. Josef Wirth gegeben, als Mann der Zentrums-Partei zugleich der Vater der Rapallo-Politik.

A. K.: Ich kenne ein ähnliches Beispiel, keine prominenten Leute, die aber doch im Detail einiges geleistet haben: eine Familie, inzwischen in München, ursprünglich aus Hamburg, mit einer Tochter, die Russisch studiert hat, ein Onkel war CDU-Bundestagsabgeordneter. Die Eltern sind konservative Leute, aber schon unter Adenauer sind die für die Annäherung eingetreten und haben das überhaupt nicht als inneren Widerspruch empfunden. Solche Leute gibt es also auch, und es gibt sie sicherlich in größerer Zahl unter der Jugend, zum Beispiel bei der jungen Intelligenz, die über den zweiten Bildungsweg kommt – Leute, die zunächst überhaupt nicht wissen, wie sie das einordnen sollen, die aber echt interessiert sind und die wir erreichen müssen.

O. N.: Was Sie über dieses positive Interesse, oder nennen wir's vorsichtshalber erst einmal Neugier unserer potentiellen Leser, sagen, deckt sich auch mit unseren Erfahrungen, besonders mit der Resonanz der Kleinen Arbeiterbibliothek. Aber da ist eben immer auch diese andere Seite: Die Arbeiterbibliothek machen wir jetzt im dritten Jahr. Anlässlich der Antwort von Kasack an Alfred Andersch, der die Desinformation der bundesdeutschen Leser in Sachen Sowjetliteratur festgestellt hatte, ist in der bürgerlichen Presse mit dem großen Feuilleton, in diesem Fall in der *Zeit*, zum ersten Mal überhaupt zur Kenntnis genommen worden, daß es eine solche Reihe unter anderem mit einigen wichtigen sowjetischen Autoren gibt.

C. B.: Und das keineswegs mit Nennung des Verlags, sondern so: Bittesehr, so ist die Bundesrepublik. Daß das alles bei uns erscheinen kann, das leisten wir, die BRD, um ihre Bürger mit sowjetischer Literatur zu versorgen.

A. K.: Es ist Ihnen dabei sicher auch aufgefallen, daß die Titel, die Kasack besonders wichtig findet, alle Projekte von mir sind, und zwar solche, die ich nicht bloß übersetzt, sondern zum Teil unter großen und größten Schwierigkeiten durchgesetzt habe. Das gilt besonders für Trifonows Revolutionsgeschichtsroman „Zeit der Ungeduld“, damals bei Scherz. Dadurch, daß seinerzeit sowohl Maximow, den sie schon hatten, als auch Solschenizyn – Archipel Gulag war bekanntlich ein Geheimprojekt – Scherz-Autoren wurden, sind die dort immer resoluter aufgetreten. Der Lektor wurde immer ängstlicher und hat dann nachzuweisen versucht, daß Trifonow nicht schreiben kann, daß er keine Handlung aufbauen kann, daß er vergiftet, was er vor zwei Seiten geschrieben hat, daß er zuviel Personen einführt. Er hat also die Poetik des Buchs nicht verstanden, aber das war natürlich auch Verinnerlichung. Als dann Lorenz in Berlin entführt wurde, sagte mir dieser Lektor: „Herr Kaempfe, solange der Lorenz nicht freigelassen ist, kann ich am Manuskript nicht weiterarbeiten.“

Womit wir wieder beim Ausgangspunkt wären, bei dem, was wir alles brauchen, um systematisch auf Veränderungen hinzuarbeiten. Wir brauchen zum Beispiel

Übersetzer, die nicht nur Übersetzer sein wollen. Man muß sich da auch überlegen: Wie wollen wir dieses seltsame Land da drüben, das jetzt wieder in ein neues Stadium eingetreten ist, – siehe neue Verfassung, siehe vielleicht auch ganz andere Symptome – wie können wir das durch die Literatur mehr oder weniger repräsentativ bei uns hier vorstellen, natürlich unter Berücksichtigung des hiesigen Marktes.

C. B.: Eines Marktes, einer Öffentlichkeit also, die nun leider jeden Tag durch halbe Wahrheiten und durch ganze Lügen desinformiert wird! Ich habe eben erlebt, was während der Tage, die ich in Moskau gewesen bin, in der Münchner Presse über das Moskauer Kulturleben verbreitet wurde – immer in Richtung Skandal. Da braucht nur eine durchaus sachliche Kritik zu der Ljubimow-Inszenierung von *Meister und Margarita* in der *Prawda* erscheinen, und schon muß der Leser hier den Eindruck bekommen, mit dem Ljubimow ist's drüben aus, den müssen wir durch den Westen für den Westen retten . . .

O. N.: Mit dem war's doch schon aus, als Max Frisch vor runden 10 Jahren in Moskau war, zwar nicht einmal den Namen des „Theatermanns“ richtig verstand, der ihm da vorgestellt wurde, von dessen künstlerischem Rang ganz zu schweigen; aber immerhin hörte er, das Theater dieses Herrn „Libimow“ stehe demnächst vor der Schließung – so nachzulesen in den *Tagebüchern*.

E. H.-L.: Und die sind 1972 erschienen. In der ganzen Zeit dazwischen fand der Autor keine Veranlassung, darüber nachzudenken, wie der Mann hieß und was inzwischen aus seiner Arbeit und aus diesem Theater wirklich geworden ist. Max Frisch errötet nicht etwa über seine Kenntnislösigkeit, er schreibt das hin, es fällt keinem Lektor was auf und es wird ganz einfach alles so gedruckt.

O. N.: Und das funktioniert, weil es sich eben um Moskau handelt und nicht um London oder Rom. Denn als Gruselgeschichte aus Moskau paßt's in das vorgefertigte Raster. Ich habe mir den Spaß, richtiger: den Ärger gemacht, mich einmal aus der besonders dicken Wochenendnummer der *Süddeutschen Zeitung* über das Geistesleben im Sozialismus zu informieren. Das Ergebnis vom 19./20. Februar 1977 – keine filtrierte Auswahl, sondern komplett – lautet: Seite 1: Sacharow; Seite 2: Sacharow mit Bild; dazu Charta '77; außerdem das neue Gebäude für die DDR-Akademie, offenbar ein Baurekord, denn die Übergabe erfolgte wenige Monate nach Biermanns Ausbürgerung zwecks Ablenkung vom Fall Biermann; Seite 3: ausschließlich Charta '77 mit der zusätzlichen Weerth-Information, daß man in den Prager Buchhandlungen „keinen Titel bedeutender zeitgenössischer Autoren des Landes und nichts Wichtiges aus der modernen Weltliteratur“ findet; Seite 4: Sacharow als Kommentarthema, dabei auch Ginsburg, Orlow und Bukowskij; außerdem im Hauptartikel dieser Seite Peter Pragal zur ideologischen Bevormundung in der DDR – ohne einen einzigen Namen, einen einzigen Ort, ein einziges Datum, alles „atmosphärisch“; Seite 5: Pastor Brüsewitz und seine Witwe; Seite 6: die harte Reaktion auf rumänische Dissidenten um Paul Goma; Seite 8: dazu eine fast textgleiche Dublette. Schließlich in der *SZ am Wochenende*: Heinrich Vormweg, L 76 – Spezialist, präsentiert die Blüte der Literaten aus der DDR und Umgebung, mit Jürgen Fuchs, Wolf Biermann, Rainer Kunze, Robert Havemann, dazu Jiří Pelikán und Roy Medwedew.

A. K.: Obwohl die Zahl der Berufsfälscher (Vormweg rechne ich keineswegs dazu) in den letzten Jahren zugenommen hat, muß man auf die Frage: wer schreibt?

wahrscheinlich doch antworten: nicht nur Berufsfälscher. Es spielt sicher auch die Nichtkenntnis des Russischen oder mangelnde Kenntnis der Realien ihre fatale Rolle, und die hat ja auch ganz entscheidende politische und ideologische Folgen. Ich meine damit ein Phänomen wie Heinrich Böll. Auch Böll hätte sich vielleicht doch ein bißchen anders verhalten, wenn er imstande gewesen wäre, bestimmte Dinge zu überprüfen, kraft eigener Sprachkenntnis, beziehungsweise wenn er nicht auf ganz bestimmte Gewährsleute und Zuträger angewiesen wäre, dank seiner Sprachkenntnis. Das ist sehr fatal, scheinbar ist es etwas sehr Formelles, aber es ist ein Politikum, und es ist ein vertracktes Politikum. Und eines, was sich immerzu reproduziert, weil dadurch ja immer wieder neue Vorurteile entstehen, beziehungsweise die alten aufgewärmt werden.

C. B.: Und wenn man dann, zufällig sogar aus direkter Kenntnis am Ort, der *Süddeutschen Zeitung* einen Leserbrief schreibt, dann hört man zunächst gar nichts, um schließlich zu erfahren, daß dieser Brief dem Autor Rudolf Chimelli nach Moskau zur Begutachtung geschickt wurde, gegen dessen irreführenden Text er sich richtet. Und die Leser erfahren weiterhin nicht, daß die *Prawda* Ljubimow einen großen Meister nennt und dabei besonders seine Inszenierung „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ hervorhebt – solche Zusammenhänge, aus denen die Einwände gegen eine falsche Aktualisierung von *Meister und Margarita* überhaupt erst Kontur bekommen, bleiben mehr oder minder im Dunkeln.

A. K.: Die Lage ist wirklich fatal, in der *SZ*, auch in der *FAZ*, auch in der *Zeit*; es ist schon fast so, daß man manchmal die Springer-Presse beinahe lieber liest, da gibts noch ein paar ehrliche Reaktionäre. Aber es gibt dann eben auch noch andere Leute, die es wirklich nicht besser wissen und die ehrlich erstaunt sind, wenn man ihnen sagt, die Dissidenten sind im Grunde genommen ein Randproblem, wie immer man einzelne Gerichtsurteile beurteilt. Solche gutwilligen und aufgeschlossenen Leute lassen sich, glaube ich, nicht nur beeindrucken, sondern auch überzeugen.

E. H.-L.: Und eben das wird wiederum erschwert durch eine Situation, in der schon die Kenntnis der Sprache, auf die ja wirklich viel ankommt, mehr und mehr eingeengt wird. Schließlich gehört ja die Slawistik an fast allen Universitäten zu den bevorzugt gekürzten Fächern. Wir kommen dadurch immer tiefer in die Sackgasse hinein.

A. K.: In meinem Beitrag in L - 76 - 3 habe ich unter anderem über die Situation der westdeutschen Slawistik geschrieben – die ist wirklich verheerend. Ich stelle die These auf – hoffentlich fühlt sich niemand betroffen: unsere besten Slawisten springen im 6. Semester ab oder resignieren. Ich kenne da einige sehr gute Leute, die sind maßlos frustriert. Das ganze Studium ist einfach nicht seriös. Die weitaus meisten Slawisten lernen auch gar kein Russisch, es sei denn, sie gehen gleichzeitig an ein Dolmetscherinstitut oder für wenigstens ein Jahr in die Sowjetunion. Auf die Slawisten als Gruppe oder als Ausbildungsform würde ich auf keinen Fall setzen. Was wir brauchen, sind Leute, mit einer mehr oder weniger persönlichen Motivation, die allerdings auch sachhaltig und politikhaltig sein sollte.

„Persönliche Motivation“ bedeutet nicht, daß sie nur Autoren bringen sollen, mit denen sie ideologisch oder stilistisch ganz und gar einverstanden sind. Man muß bereit sein, auch einmal ein wenig über den eigenen Schatten zu springen. Sonst besteht die Gefahr, daß wir als hiesige Linke nicht die ganze dortige Breite zeigen und einige in der Sowjetunion wichtige Autoren weglassen, wie etwa Rasputin – den

könnte man, wenn man solche Epitheta mag, ich mag sie übrigens nicht, einen christlichen Autor nennen.

E. H.-L.: Bei Rasputin würde ich sagen, es liegt nahe, ihn hierzulande als Vertreter des Dunklen, des Nicht-mehr-so-recht-Erklärbaren zu vereinnahmen, was ihm natürlich eine gewisse Resonanz auch auf der rechten Seite sichert, in Erinnerung an das traditionelle konservative Rußlandbild samt der „russischen Seele“. Natürlich ist es in jedem Fall gut, daß er jetzt präsent ist.

Allerdings heißt „die ganze Breite“ für mich vor allem: die Sowjetunion ist ein moderner Staat, sie zeichnet sich in meinen Augen dadurch aus, daß sie unter großen Schwierigkeiten gerade diesen Weg zu einem modernen Land gegangen ist, den sozialistischen Weg. Deshalb bin ich in erster Linie auf der Suche nach Autoren, die diesen ungeheuren Wandlungsprozeß widerspiegeln, wie zum Beispiel Granin: Da ist Wissenschaftsproblematik drin, Problematik moderner Produktion, und gerade in den neuen Texten neben den alltäglichen „kleinen“ Schwierigkeiten auch die moralische Kraft, die mobilisiert wird, wenn man über Wissenschafts- und Produktionsproblematik unter sozialistischen, kommunistischen Verhältnissen nachdenkt. Wenn da nun nicht unser Verlag interessiert wäre, sondern ein anderer; ein solches Buch anzunehmen und sich dann noch vorzustellen, dafür eine einigermaßen adäquate Werbekampagne zu machen – dann müßte schon jemand da sein, der ebensoviel Standvermögen wie Mut hat. Oder ein anderer Fall, wo mir an einem Erscheinen hier sehr viel gelegen wäre: die Grekowa . . .

A. K.: Die wollte ich Ihnen sogar von mir aus vorschlagen. Ich habe nämlich manchmal bei Diskussionen die Frage zu hören bekommen, warum ich einen russischen Frauenroman von einem Mann übersetzt habe, „Das andere Leben“ von Trifonow, und ob es nicht auch ähnliche Romane gibt, aber von Frauen geschriebene. Dabei weise ich dann unter anderem auf die Grekowa hin. Ihr letztes Buch „Die Hotelwirtin“ ist die Geschichte einer russischen Frau, der Roman würde deutsch etwas über 300 Seiten haben, ein guter Umfang. Die Frau ist ungefähr Jahrgang 1910, also jetzt Ende 60, Offizierswitwe. Ihr Leben durch diese ganzen Jahrzehnte, das ist eine Geschichte der Sowjetunion; sie lebt in einer Provinzstadt am Schwarzen Meer – die ungenannte Stadt ist wohl Odessa –, also wieder ein ganz anderes Milieu als in Moskau. Die Geschichte ist zügig erzählt, mit einer Unmenge interessanter Einzelheiten, in der Grundeinstellung sehr kritisch, sehr kritisch, für mein Gefühl ein bißchen zu sentimental, aber das ist Auffassungssache, und Sentimentalität muß ja auch nicht schlecht sein. Granin und die Grekowa, das würde doch zunächst schon etwas darstellen.

E. H.-L.: Für uns, für meine Arbeitsmöglichkeiten, sind das schon Vorhaben auf Jahre, und es gibt so viel, was nicht weniger wichtig wäre. Da ist zum Beispiel die ganze Problematik der „Dorf- und Bauern-Literatur“, mit der bei uns so gerne die alten Kulturvorstellungen von Rußland und den Russen verbunden werden. Da kommt aber nur ein Autor, den ich sehr wichtig finde, in Frage: Abramow mit seiner Trilogie. Ich halte das Buch für sensationell, aber hier gibt es überhaupt keinen Gesprächsgegenstand ab, offenbar gerade deshalb, weil der Autor so klar zur Entwicklung der Lebensbedingungen auf dem Land im Krieg und danach Stellung nimmt, und das ohne Nostalgie, aber mit großer Liebe zu seinen heutigen, nicht „ewigen“ bäuerlichen Helden. Und er führt den Roman an ganz zugespitzte

politische Fragestellungen heran. Die drei Bände liegen sogar übersetzt vor, sie sind in der DDR erschienen, aber das findet hier überhaupt keinen Widerhall bei der Kritik – obzwar Chimelli in der SZ vom 23./24. 7. die „verfügbare Produktion von Verlagen in der DDR“ als Beweis für die glänzende Versorgung des bundesdeutschen Marktes mit sowjetischer Literatur ins Treffen führt: so „gesamtdeutsch“ sind wir, wenn's grad paßt, beim Rennrodeln oder bei der literarischen Vermittlung.

A. K.: Das Erscheinen in der DDR genügt nicht, daß hierüber diskutiert wird. Wir sollten uns damit auch nicht zufrieden geben, wir müssen die Entwicklungsarbeit hier in der Bundesrepublik selber leisten. Aber auch wenn ein Buch hier vorliegt, kann immer noch der Fall eintreten, daß darüber geschwiegen wird, aus irgendwelchen Gründen, oder daß nachweislich falsche oder schiefe oder alberne Dinge gesagt werden. Es gibt groteske Beispiele dafür, daß jemand sogar etwas Richtiges sagt, und dann sagt er schnell noch was Falsches, um nicht ungünstig aufzufallen.

C. B.: Jüngstes Beispiel in *Theater heute*. Nach jahrelanger Stille auf der Theaterbühne will nun Hans Joachim Pavel vom Drei-Masken-Verlag mit dafür sorgen, daß mehr sowjetische Stücke hier erscheinen und gespielt werden können. Alexander übersetzt ja schon dafür . . .

A. K.: Noch nicht, aber bald.

C. B.: Da ist nun, durchaus erfreulich, das Stück von Wampilow „Provinzanekdoten“ in *Theater heute* abgedruckt worden; Henning Rischbieter würdigt den Autor als großen sowjetischen Dramatiker, und dann passiert's: es sei bedauerlich, „daß die radikale politische Kritik am Sowjetsystem, wie sie von Solschenizyn und den Dissidenten geübt wird“, in den in der Sowjetunion gespielten Stücken nicht stattfindet.

O. N.: Es muß halt mindestens im Nachsatz ein Dissident vorkommen, und nach Möglichkeit so, daß der sowjetische Autor eigentlich als wenigstens halber Dissident empfunden wird. Dagegen ist übrigens kein Text gefeit, von wem auch immer geschrieben und was immer auch sein Inhalt ist, und das nicht nur bei sowjetischer Literatur. Vom feinsinnigen Joachim Kaiser durften wir ja schließlich unlängst erfahren, daß Bertolt Brecht „Furcht und Elend des Dritten Reichs“ durchaus auch gegen die DDR würde geschrieben haben können.

A. K.: Ich glaube, es wird ganz spannend sein, vielleicht auch manchmal etwas degoutant, zu erleben, wie sich die bürgerliche Presse in den nächsten Monaten und Jahren an Trifonow hängen wird. Wir hatten ja schon den Angriff von Weerth, meines Erachtens ein Versuch, das Bertelsmann-Projekt durch Herausbrechen von Trifonow kaputt zu machen. Natürlich spielen da kommerzielle und andere egoistische Interessen mit hinein, aber vor allem ist es die Vorstellung: wenn schon einer drüben gut ist, der publizieren darf, dann ist er ja im Grunde genommen einer von uns. Es gibt übrigens auch in Moskau Leute – das muß man mal aussprechen –, die den Druck des letzten Romans von Trifonow für eine Zensurlücke halten, oder für einen Zufall. Ich halte es nicht für einen Zufall.

Ich habe das ja jahrelang alles durchdacht, habe dabei wahrscheinlich auch große Fehler gemacht. Allerdings, wenn ich den Solschenizyn damals nicht übersetzt hätte, hätte ich den Beruf wechseln müssen und dann hätte ich auch Trifonow und Rasputin nicht bei uns eingeführt . . .

E. H.-L.: Gewiß. Ich weiß, warum ich gegen den Kapitalismus bin, und das nicht nur wegen der Übersetzerhonorare.

A. K.: Ja, ich meinerseits weiß, warum ich die Sowjetunion liebe, nämlich aus sehr verschiedenen Gründen, die zum Teil sehr persönlich sind. Ich bin Halbrusse und fühle mich manchen dieser Menschen auch persönlich verpflichtet und werde wiederum von ihnen so angesehen und behandelt. Ich kann da sowieso nicht aussteigen. Ich glaube übrigens nicht, daß ein Mann wie Trifonow sich herausbrechen läßt. Wie aber können wir ein solches beabsichtigtes Herausbrechen auch in allen anderen Fällen verhindern, mindestens erschweren? Doch wahrscheinlich am ehesten durch eine Veränderung des Tones in unserer hiesigen Publizistik, was unter anderem auch dies zur Voraussetzung hat, daß wir uns nicht gegeneinander hetzen und mißbrauchen lassen. Wir müssen in den Medien ansetzen wie auch in den Verlagen, wo die Lage inzwischen ein ganzes Stück besser ist als bei der Presse. So müssen wir nicht umkehrbare Prozesse auslösen, nicht rückgängig zu machende Fakten schaffen. Das ist ja auch das Prinzip der Friedenspolitik.

Es genügt natürlich nicht, daß Trifonow jetzt so bekannt geworden ist. Ich fände es sehr gut, wenn er den Nobelpreis bekäme, aber es wäre fatal, wenn es zu einem Trifonow-Kult käme, der dann auf Kosten beispielsweise von Granin oder von der Gekowa gehen würde. Das heißt, wir müssen Schlag auf Schlag, Zug um Zug immer wieder neue Sachen und Autoren vorstellen. Bei Bertelsmann kommen jetzt im Herbst Salygin und der neueste Rasputin, bei Limes, wenn auch um Jahre verspätet, die Zwetajewa-Memoiren „Kindheit mit Marina“, eines der interessantesten und brillantesten Bücher über das Rußland vor '14 und '17.

Es geht mir um das Prinzip des Kollektivs. Darauf ist die *Russische Bibliothek* schon seit der ersten Dreierstaffel abgestimmt, um mit der Breite und Tiefe des Spektrums nach Möglichkeit klar zu machen: die Sowjetliteratur ist ein Kollektiv, übrigens kein offizielles, alles sehr originelle Menschen, mit denen wir auch gar nicht immer einverstanden sein müssen. Aber wir sollten erreichen, daß auch dem hiesigen Leser klar wird, daß es wirklich ein Kollektiv ist, das wir indessen nicht einfach zu uns verpflanzen oder für den Eigenbedarf durchpausen können.

Ich habe nicht nur Autoren vorgestellt und vorgeschlagen, von denen ich persönlich absolut begeistert bin. Wenn man völlig überzeugt ist von einem Autor, dann um so besser. Doch man muß sich immer überlegen: was stellt einer in der Sowjetunion dar, welches Gewicht hat er dort, wie wird er von seinen Landsleuten beurteilt, was beschreibt er, inwiefern kann das für uns interessant und wichtig werden. Ein Autor, zu dem ich selber keine hautnahe Beziehung habe, ist zum Beispiel Salygin. Ich habe ihn trotzdem vorgeschlagen und vorgestellt. Er beschreibt – es ist in gewisser Weise wieder ein Frauenroman – die moderne Arbeitswelt in einem wissenschaftlichen Forschungsinstitut. Die Beziehungen in so einem spezifisch russischen Frauenkollektiv dieser Art – das könnte vielleicht wichtig und lehrreich sein für Leser und auch Leserinnen hier in der Bundesrepublik.

E. H.-L.: Bei aller Freude über beinahe jedes Stück Sowjetliteratur, das bei uns erscheint, geht es mir um bestimmte Akzente. Mein Eindruck ist, daß es für unser gesamtes Kulturbewußtsein generell ein Unglück ist, daß die Fähigkeit, historisch zu denken, mit der eigenen Geschichte umzugehen, abnimmt. Das hat zu tun mit der Verarbeitung beziehungsweise Nichtverarbeitung von Faschismus und Krieg, und es

wird auf breiter Front erzeugt, im Bildungssystem und im Kulturleben allgemein: Als Ersatz für das Denken in Entwicklungen, anstelle des Aufarbeitens von Geschichte als Teil des eigenen Herkommens erscheint immer oberflächlicher Mist, Mystik und Fälschung. Um so wichtiger wird es, Gegenpositionen aufzubauen, auch mit Hilfe der sowjetischen Literatur, auch mit dem, was dort Kriegsliteratur heißt – etwas völlig anderes als das, was bei uns hier so bezeichnet wird. Ich weiß, daß Sie das, jedenfalls von der Geschmacksrichtung her, etwas anderer Meinung sind.

A. K.: Es kommt darauf an, was man drunter versteht. Für mich ist zum Beispiel Rasputin mindestens in Teilen Kriegsliteratur. Und die Kriegsliteratur von Bykow oder Bondarew, Baklanow oder Simonow scheint mir doch, sowohl für die Sowjetunion wie auch für uns, inzwischen ein historisches Phänomen zu sein. Die sowjetischen Menschen kommen immer wieder auf den Krieg zurück und es ist auch völlig verständlich, daß sie das tun. Aber es kommt, glaube ich, sehr darauf an, welcher Generation jemand angehört. Was Sie gesagt haben über Mangel an historischem Bewußtsein und über den Zusammenhang mit der Verarbeitung und Nichtverarbeitung von Geschichte ist völlig richtig. Ich möchte für die Sowjetliteratur einmal die etwas ketzerische These aufstellen, daß das Kriegsthema irgendwie unterschwellig mit dem Gulag-Thema zusammenhängt, und daß eben beides einfach nicht mehr in alter Weise geht, daß man beides so nicht mehr darstellen kann, wie das in früheren Jahrzehnten notwendig war, damals aber meistens unterlassen wurde oder aus der falschen Richtung und Ecke kam. In den 70er Jahren ist die Lage, die geistige Situation ganz anders. Man stellt sich das völlig falsch vor. Moskau ist eines der großen Weltzentren, in gewisser Weise eine westlichere Stadt als München; aber es ist immerhin Gott sei Dank noch eine russische Stadt geblieben und eine sowjetische Stadt geworden, und schon diese Mischung ist sehr interessant.

O. N.: Daß man es Autoren mit Geschichtsbewußtsein hier besonders schwer macht, erscheint mir überhaupt nicht als spezielles Problem nur für sowjetische Literatur. Man macht es ja auch deutscher Literatur dann am schwersten, sich durchzusetzen, sobald sie geschichtsbewußt wird. Drei Musterbeispiele aus den letzten Jahren: Walsers „Sauspiel“ wurde durch die Kritik genauso kaputt gemacht, wie „Winterspelt“ von Andersch und „Die Ästhetik des Widerstands“ von Weiss in den Feuilletons runtergerissen wurden, mit der einzigen Ausnahme der „Ästhetik“-Rezension von Andersch. Also gerade dort, wo große Leistungen im Anstoßen von historischem Denken vorliegen, wird mit unseren deutsch schreibenden Autoren ebenso schlecht umgegangen wie mit russischen – womit unsere Verantwortung, bewußten Historismus zu fördern und zu verbreiten, noch unterstrichen wird.

A. K.: In der sowjetischen Literatur halte ich das Umgehen mit Geschichte, das Erstarken des historischen Bewußtseins geradezu für eines der Charakteristika der geistig-literarischen Lage der letzten Jahre. Die Kriegsliteratur ist wohl der erste Schritt gewesen, aber was jetzt geschieht, geht viel tiefer. So sind zum Beispiel die revolutionshistorischen Romane von Trifonow nicht zu trennen von seinen Gegenwartsromanen. Oder nehmen wir die historischen Romane von Okudshawa: nach dem, was davon bisher vorliegt, verspricht sein neuestes Buch ein ganzes Stück interessanter zu werden als die beiden ersten. Das ist ein völlig anderes Milieu als bei Trifonow, die Petersburger Society in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Da ist ein Kapitel, wie Zar Nikolaus I. mit seiner Familie Tee trinkt. Das kann man nicht

beschreiben, wie das ist: überaus objektiv und auch wieder sarkastisch, geschichtsbewußt und zugleich gegenwartsbewußt. Natürlich genügt es nicht, daß solche Bücher übersetzt werden, aber es ist wichtig, daß wir die sowjetische Nation auch als eine inzwischen geschichtsdenkerische vorstellen, und zwar nicht nur revolutionsgeschichtlich, sondern weltgeschichtlich und nationalgeschichtlich, natürlich auch regionalgeschichtlich, wenn man die Sowjetunion als „Region“ definiert – mit den ganzen Überkreuzungen bis hin zu dem russisch schreibenden Kasachen Sulejmenow, der jetzt in seiner Untersuchung das Igorlied quasi umgestülpt hat und damit die Grundlage der russischen Geschichtsideologie seit Jahrhunderten. Und dann haben wir wieder die Tatsache, daß sich unter den führenden sowjetischen Prosaikern der Gegenwart mehrere finden, deren Väter als Altbolschewiken getötet wurden – Aksjonow, Trifonow, Okudshawa und – etwas anders – Iskander. Ich habe dafür einmal den Ausdruck „produktives Trauma“ verwendet.

E. H.-L.: Das mit dem „produktiven Trauma“ leuchtet mir insofern nicht ein, als da doch ein genereller Prozeß in der sowjetischen Literatur vorgeht: es wäre schlimm, wenn literarische Entwicklung nichts weiter wäre als das Abarbeiten negativer Erfahrungen. Was ich zu sehen glaube, ist, daß es hingeht zu einem großen Gewinn an Entdeckung von menschlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten, wobei natürlich auch die ausgearbeitete Tradition des 19. Jahrhunderts, das Darstellen auch der kleinsten Regung des Menschlichen, viel geholfen hat. Nachdem der Krieg, auch die Stalinära, bestimmte menschliche Haltungen herausgefordert hat – unermesslich viel Positives, ja Heroisches in einer geschichtsentscheidenden Situation, aber eben auch Negatives – ist schon dieser Widerspruch ein Anlaß, noch einmal darüber nachzudenken. Ich finde jetzt, gerade in der Kriegsliteratur, die immer stärkere Fähigkeit, die eigenen Erfahrungen und die historische Fragestellung zu benutzen zu Fragen an die heutige Wirklichkeit: Wie stellt man sich das Miteinander-leben-können unter Normalbedingungen vor? Da sehe ich den Moralismus, etwa in Bondarews neuem Buch „Das Ufer“, wo er eine nach Verhalten und eigenem sozialistischen Menschenbild ideale Gestalt zeigt und unverblümt sagt: die sind gefallen in der vordersten Reihe und haben uns dann beim Aufbau gefehlt. Oder nehmen Sie den jungen Autor Arnold Kaschtanow mit seinem Erstling „Fabrikviertel“: selbstverständlich verfügt er über dieses ausgearbeitete Instrumentarium, Menschen darzustellen unter moralischem Anspruch: das Milieu nicht bloß abzuknipsen, die aufreibenden Organisationsschwierigkeiten in der Fabrik etwa, sondern sehr genau, mileubezogen zu fragen nach den Entwicklungsbedingungen und -möglichkeiten jedes einzelnen der Helden – auch was er an eigener Aktivität dazu aufbringt und was nicht. Mir scheint, daß die literarische Entwicklung nicht an die einmalige Situation, gar an den Vater, gebunden ist. Und vielleicht zeigt dieses Buch beispielhaft, wie das weitergehen kann.

A. K.: Ich bin eigentlich mit Ihnen einverstanden, aber ich glaube, da geht es auch um verschiedene Stadien und auch um verschiedene Themen. Zum Beispiel das Arbeiterthema: es wird sicherlich in den nächsten Jahren wieder stärker kommen. Und sicherlich wird das Bauernthema etwas nachlassen – wenn schon Rasputin sich vorgenommen hat, keine Bauernromane mehr zu schreiben! Diese Veränderungen spürt man bereits gerade bei den jungen Autoren wie Afanassjew, Araktschejew. Oder bei

Alexander Prochanow, bei dem die alten Themen (Krieg, Gulag) einen plausiblen Einschub in ein völlig anderes Thema bilden.

So ist sowjetische Literatur inzwischen schon wieder ein ganzes Stück weiter. Und das ist es eben, was der Westen so ungern einsieht, man will die Leute zwingen, man hält ihnen die Pistole vor die Brust: Du hast jetzt zu bewältigen und zwar genau so, wie wir uns das von hier aus vorstellen! Das entspricht aber gar nicht den dortigen Bedürfnissen und der dortigen Situation. Für mich ist Trifonow zum Beispiel ein neuer Typ des politischen Schriftstellers, und das nicht nur für die Sowjetunion, sondern auch für uns, im Vergleich etwa zu Böll, aber auch zu weiter links stehenden Autoren. Sein „Haus an der Moskwa“ ist für mich eine neue Art von erzählender, nicht im engeren Sinn politischer, aber politisch relevanter Prosa. Das erwarte ich auch von seinem neuesten Roman, den er gerade fertiggestellt hat und der noch nicht gedruckt ist: „Der Greis“, ein Bürgerkriegsheld, der im heutigen Moskau lebt.

Manches von dem, was ich sage, hat natürlich hypothetischen Charakter. Ich bin sehr beeindruckt von der neuerlichen literarischen Blüte dort, ich bin stolz darauf, daß ich das vorausgesagt habe, und doch selber immer wieder erstaunt, was da alles nachrückt. Ich meine, daß die heutige literarische Lage in Moskau die ist, daß jetzt eine Sternstunde angebrochen ist. Da werden in den nächsten Jahren und vielleicht auch Jahrzehnten noch sehr gute Sachen kommen.

Heinz Oskar Vetter, Leonhard Mahlein, Bernt Engelmann, Peter Glasbrenner, Hans Peter Bleuel, Knut Becker, Peter O. Chotjewitz

Zehn Schriftsteller zum Formulieren großer Ziele anzuregen, ist immer wichtig, aber nicht so schwer – „Mediengewerkschaft“ zum Beispiel geht leicht über die Lippen – schwerer ist es (und wichtiger), fünf Schriftsteller dazu zu bewegen, an einem x-beliebigen Donnerstag in einer Gewerkschaftsversammlung des Ortsvereins auch nur anwesend zu sein . . .

Und dann wundern wir uns manchmal, wenn unsere Gewerkschaftskollegen aus der materiellen Produktion eine gewisse Reserviertheit uns gegenüber an den Tag legen. Hat Klaus Konjatzky 1976 geschrieben.

Wir wollen in diesem Heft eine Diskussion aufgreifen und weiterführen, in der Betriebsräte, Gewerkschaftsfunktionäre, Schriftsteller und Journalisten gemeinsam das in der jetzigen Situation kultur- und gesellschaftspolitisch Notwendige und Machbare reflektieren. Der 4. Bundeskongreß des Schriftstellerverbandes in der IG Druck und Papier, im Mai dieses Jahres in Dortmund, hat klare und diskussionswürdige Akzente gesetzt.

Heinz Oskar Vetter, Vorsitzender des DGB: „ . . . Wir verzeichnen eine zunehmende Konzentration im Verlagswesen; eine verstärkte Monopolisierung im Pressewesen, die die Gleichschaltung der Informationen und Meinungen nach sich zieht. Die öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten geraten zunehmend unter den Druck politisch konservativer Kräfte. Die Abwehr dieser Gefahren setzt nun auch die entsprechende Konzentration der Arbeitnehmerkräfte auf der Gegenseite voraus.

Unter diesem Aspekt gewinnt das Stichwort von der Mediengewerkschaft immer brennendere Aktualität . . .

Aktionseinheiten können verabredet werden. Nur eine solche Kooperation kann den Weg zu einer funktionierenden Mediengewerkschaft bahnen.“

Leonhard Mahlein, Vorsitzender der IG Druck und Papier: „ . . . Gewerkschaftliche Solidarität setzt die Information der übrigen Kollegen über die eigenen Probleme und Ziele voraus, wie das eigene Engagement bei der Durchsetzung der Forderungen und Vorstellungen . . .

Die Einschränkung der Freiheit trifft nicht nur den geistig Schaffenden; sie trifft in gleichem Maße auch den Arbeitnehmer.

Es besteht ein Wesenszusammenhang zwischen

- der Reform des § 88a des Strafgesetzbuches und
- den Versuchen zur Aushöhlung der Tarifautonomie,
- zwischen der Forderung nach dem gezielten Todesschuß und
- den Attacken auf die Rundfunkfreiheit . . .

Autoren und Arbeitnehmer sitzen in einem Boot!

Es schadet niemandem, wenn ich bei dieser Gelegenheit daran erinnere, daß es durchaus Parallelen zur Geschichte der Weimarer Republik gibt. Auch damals war das

Zurückweichen vor notwendigen Reformen die Ursache für den Sieg der wirtschaftlichen und politischen Reaktion sowie für die Zerschlagung der Weimarer Demokratie.

Hoffen wir also, daß man wenigstens jetzt die Zeichen der Zeit erkennt . . .

- Wir werden weiterhin ringen müssen um vertragliche Einkommensverbesserungen für Schriftsteller und ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, durch politischen Druck die Buchverleger an den Verhandlungstisch zu bringen.
- Wir werden jetzt erst recht kämpfen müssen, um die Aufrechterhaltung grundgesetzlicher Freiheiten.
- . . . die Errichtung einer Mediengewerkschaft wird Kernarbeit sein, über Jahre sich hinziehend.

Unmittelbar vor uns werden zahlreiche Bewährungsproben der praktischen Zusammenarbeit liegen.“

Bernt Engelmann, neugewählter Bundesvorsitzender des Schriftstellerverbandes in der IG Druck und Papier: „ . . . Also werden wir uns, ganz in der guten Tradition der deutschen Arbeiterbewegung von der Basis her drängend, durch einen Schritt für Schritt gründlich vorbereiteten, machtvollen Zusammenschluß selbst in die Lage versetzen müssen, den Mediengiganten paroli bieten zu können – oder wir verdienen das Los, das uns zugedacht ist.

So müssen wir Schriftsteller der Bundesrepublik einen Kampf an zahlreichen Fronten führen: um tariflich gesicherte, deutlich verbesserte Arbeitsbedingung . . . um mehr soziale Gerechtigkeit; gegen Gewalt, hier speziell gegen die unterdrückende und manipulierende Gewalt, die von unkontrollierbar gewordenen Machtkonzentrationen ausgeht. Wir müssen in neuen, wirksamen Organisationsformen jene Freiheiten zurückerobern, die unsere Verfassung garantiert und ohne die wir zu einem computergesteuerten Ameisenstaat werden, zu einem Spielball der Multis, ihrer Atomlobby und der ihnen schon weitgehend hörigen Medien . . .“

Peter Glasbrenner Mehr gegenseitige Solidarität

Über die Einschätzung des Dortmunder Kongresses und die Probleme der künftigen Arbeit mit und in der Gewerkschaft sprach Friedrich Hitzer mit Peter Glasbrenner, stellvertretender Landesvorsitzender der IG Druck und Papier in Bayern, bisher zuständig für Arbeit mit Betriebsräten und Vertrauensleuten, sowie für Schulung und Bildung. Seit April auch für den VS.

Kollege Glasbrenner, es gibt in der Presse Stimmen, die Rede von Leonhard Mahlein sei weit über das hinausgegangen, was die Schriftsteller erwartet hätten. Wie beurteilst du das Auftreten unseres Vorsitzenden im Hinblick auf die weitere Arbeit?

Ich hoffe, die Schriftstellerkollegen holen auf, was Leonhard Mahlein zum Nachdenken und Handeln vorgegeben hat. Es ist doch ermutigend, wenn der

Vorsitzende einer Gewerkschaft im Grundsätzlichen weiter geht als die Basis. Normalerweise unterstellt man den hauptamtlichen Funktionären, daß sie eher die Bremser seien und die Basis sie mobilisieren muß. In Dortmund war es umgekehrt. Das ist sehr wichtig. Denken wir doch an die Berufsverbote und sonstige bedenkliche Entwicklungen, die sich in der BRD seit einigen Jahren und besonders stark in den letzten Jahren abspielen. Jedes Wort, was Leonhard Mahlein in Dortmund gesagt hat, kann nur unterstrichen werden. Und wir, die wir zwischen Hauptvorstand und der Mitgliederbasis stehen, müssen daran gehen, das in die Tat umzusetzen, was der Vorsitzende Leonhard Mahlein programmatisch vorformuliert hat. Das wird sicherlich nicht leicht sein. Aber wir müssen das tun. Denn es geht um den Bestand der IG Druck und Papier, es geht darüberhinaus um die gesamte Arbeiterbewegung in unserem Land.

Noch einmal unterstreiche ich das Problem der Berufsverbote. Wenn wir es zulassen, daß das so weiter geht wie in der Vergangenheit, so wirkt sich das nicht nur auf die Betroffenen aus, sondern greift immer mehr um sich, wie eine ansteckende Krankheit: Alle Kräfte in der Bundesrepublik, die etwas zu ändern suchen – und dazu zähle ich unbedingt die Gewerkschaften, sind davon betroffen.

Du betreust nun seit einigen Monaten den VS in Bayern. Dein Start war belastet durch die etwas abrupte Überführung der eigenen VS-Geschäftsstelle in die des Landesbezirksvorstands der Gewerkschaft. Zwischen den Vertretern des VS und führenden Gewerkschaftsgremien kam es zu scheinbar unüberbrückbaren Kontroversen, die jedoch zeigten, daß Integration keinen organisatorischen Vorgang in Verwaltungsstellen darstellt, sondern eine Vertiefung der Kenntnisse verlangt: Ein großer Teil von Schriftstellern hat zwar den Schritt in die Gewerkschaft getan, ist aber noch weit entfernt davon, das gewerkschaftliche ABC zu beherrschen. Das trifft auch für viele linke Autoren zu, die in der Theorie die gewerkschaftliche Organisation oder Schreibenden energisch befürwortet haben, doch in der Praxis kaum Interesse oder Aktivität zeigen. Umgekehrt gilt für hauptamtliche wie auch für ehrenamtliche Gewerkschafter, daß ihnen die Probleme der meisten Schriftsteller nur oberflächlich bekannt sind.

Wir haben diesen Vorgang der Integration und ihrer Probleme in verschiedenen Gremien der Gewerkschaft sehr freimütig diskutiert, und manchmal fürchtete ich, ob Du nicht von vornherein gedacht hast, mit den Schriftstellern, die gegenüber Funktionären und dem Apparat so mißtrauisch sind, sei überhaupt nicht zu arbeiten. Was waren Deine Erfahrungen mit Schriftstellern – vor dieser Kontroverse?

Zunächst habe ich nie einsehen können, daß die Schriftsteller durch ihre volle Integration in die Gewerkschaft Nachteile haben, sondern ich war von Anfang an der Meinung – und hoffe, wir können das auch künftig beweisen – daß es nur von Vorteil ist, wenn die Autoren in stärkerem Maß die Probleme der Gesamtorganisation und der Technik kennenlernen. Das gilt auch umgekehrt: Die Übernahme der VS-Geschäftsstelle wurde zwar durch finanzielle Erwägungen ausgelöst, aber der vollzogene Schritt bedeutet doch eine Stärkung und die Gleichstellung aller Berufsgruppen in unserer Gewerkschaft, auch dann, wenn die Art und Weise, wie wir den Schritt vorbereitet haben, mangelhaft war und die Schriftsteller vor den Kopf stoßen

mußte. Was wissen wir jedoch voneinander? Das ist doch auf beiden Seiten völlig unzureichend und darf so nicht weitergehen. Ich muß gestehen, die Schriftsteller, die ich vorher gekannt habe und die mein Bild von den Problemen der Schriftsteller prägten, waren die großen Namen, wie Böll, Engelmann, Grass, Walser u. a. Aber das breite Spektrum der Autoren in unserem Land war mir bis vor kurzem so gut wie unbekannt. Vor allem wußte ich nicht konkret, unter welch miesen Bedingungen diese Kolleginnen und Kollegen zu arbeiten haben.

Das hängt sicherlich einmal mit meiner Arbeitsbelastung durch die Tagesfragen zusammen. Diese Belastung nimmt ja ständig zu. Bislang nicht mit Schriftstellerfragen befaßt, habe ich den Schriftsteller in der Tat als einen Arrivierten angesehen, der weit über uns steht, sowohl von seinem Intellekt als auch von seinem Einkommen her. Ich habe nicht gesehen, daß es da eine ganze Menge Menschen gibt, die kaum das Existenzminimum erreichen. Was ich sage, gilt sicherlich nicht nur für mich, der schon seit zehn Jahren hauptamtlicher Funktionär dieser Organisation ist. Aufgrund unserer Tradition hätten wir uns um diese Probleme gewiß schon viel früher, als es geschehen ist, kümmern müssen. Wir hoffen, daß unser Einsatz nicht zu spät kommt.

Ein erster erfreulicher Schritt des besseren Kennenlernens und der stärkeren Integration war ein Wochenendseminar, das auf Deine Anregung hin zwischen dem VS und anderen Gewerkschaftskollegen zustandekam – ein einmaliges Trostpflaster oder erstes Signal der ausbaufähigen Zusammenarbeit?

Das war meines Wissens die erste Zusammenkunft der IG Druck und Papier, bei der Betriebsräte, hauptamtliche Gewerkschafter, Schriftsteller und Journalisten teilgenommen haben. Ich beurteile das Ergebnis der Tagung positiv und sehe darin kein Trostpflaster für verletzte Gefühle bei Autoren, sondern ein sinnvolles Experiment, das in die Zukunft weist. Offen gesagt, ich war überrascht, daß nach den doch verhältnismäßig starken Auseinandersetzungen bei der Büroübernahme von beiden Seiten ohne jeden Vorbehalt miteinander geredet wurde – und nicht nur geschwätzt. Ich war überrascht, wie die Schriftsteller auf die Probleme in den Betrieben eingegangen sind, wie aber auch umgekehrt unsere Betriebsfunktionäre und Journalisten, die im Betriebsrat arbeiten, auf die Schriftsteller reagieren, und wie wir schließlich Schritte besprachen, die uns gegenseitig helfen. Wir haben festgestellt: Wenn wir für die Schriftsteller wesentliche soziale und materielle Verbesserungen durchsetzen wollen, so wird es notwendig sein, daß die Kollegen der Technik und unsere Journalisten, die diese Forderungen in die Öffentlichkeit tragen können, sehr massiv mithelfen. Der Verleger, der als honorig gilt, soll dann durchaus spüren, was ihm seine Beschäftigten vorhalten, wenn er sich solche ausbeuterischen Verträge mit Schriftstellern leistet. Denn in der Bundesrepublik gibt es so manche Verträge, die eigentlich finsternes Mittelalter sind.

Solche Schritte kämen dem beruflichen und sozialen Interesse der Schriftsteller sehr entgegen. Was erwarten umgekehrt die Gewerkschafter von den Schriftstellern? Und was kann getan werden für eine bessere Koordination zwischen den Berufsgruppen in der Gewerkschaft?

Dazu vorweg ein erstes erfreuliches Ergebnis: Nach unserem Seminar, wo es diese Anregung gab, haben wir im geschäftsführenden Landesvorstand beschlossen, eine neue Arbeitsverteilung vorzunehmen. Uns erscheint es zweckmäßig, VS und dju stärker als bisher zu koordinieren. Das bedeutet, daß ich künftig auch für die dju zuständig sein werde und dafür andere Arbeit abgebe.

Was erwarten wir von den Schriftstellern? Es gibt Autoren, die immer noch mehr als viele Arbeiter und Angestellte zusammengekommen Öffentlichkeit herstellen können. Ein Bernt Engelmann, der gleichzeitig politisch aktiv ist, aber nicht nur er, kann unsere Probleme, Probleme der Rationalisierung in der Druckindustrie, im Sinn der Arbeitnehmerschaft darstellen. Das wäre ein Ausgleich dafür, was Schriftsteller von den Technikern erwarten.

Für alle Autoren, deren Beruf es ist, sich überzeugend und gut auszudrücken, mit der Sprache umzugehen, steht dann die Frage der Solidarität. Bei aller individuellen Freiheit, die wir mit dem Autor schützen, steht auch eine soziale Verantwortung. Die Technik ist nicht neutral. Auf welcher Seite steht der Autor, wenn der Fortschritt der Technik auf Kosten der Arbeitsplätze geht? Erfahren die Autoren, auf Umwegen, nicht dasselbe? Schriftsteller können sich, wenn sie das wollen, mit unserer Hilfe, auf Probleme in Betrieben einstellen, wo die Mehrheit der Bevölkerung tätig ist; sie können was immer der einzelne sieht und erfährt in Artikeln, Hörspielen oder was sonst der Autor daraus machen will, einer breiteren Öffentlichkeit nahebringen. Es gibt immer noch Schriftsteller – oder auch: es gibt sie wieder in verstärktem Maß –, die so tun, als sei unsere Gesellschaft eine heile Welt. Ich hoffe, daß der Schriftsteller durch den Einblick, den er bekommt, wenn er mit Kollegen aus der Technik an einem Tisch sitzt, neue Erkenntnisse und Erfahrungen für seine Arbeit nach Hause nehmen kann, daß er damit auf die ganze Vielfalt der Menschen in der Arbeitswelt, auf ihre Wünsche, Leistungen und Enttäuschungen, auf ihre Persönlichkeiten eingehen wird.

Hat hier nicht der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt Akzente gesetzt, auch Kollegen wie Max von der Grün, Günter Wallraff, August Kühn, Franz Xaver Kroetz, Artur Troppmann und viele andere?

Die Kollegen des Werkkreises leisten eine sehr wichtige Arbeit. Aber ich spreche von der großen Zahl der Schriftsteller, denke auch an die Prominenten, die das Ohr der Öffentlichkeit mehr erreichen als der Werkkreis.

Kollege Mahlein hat in seiner Rede davon gesprochen, daß die Auseinandersetzungen im Medienbereich einen Kampf um Macht und Privilegien darstellen, um gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Macht. Hier drängt sich zwangsläufig das Stichwort Mediengewerkschaft auf. Lassen wir da nicht unverantwortliche Verzögerungen zu?

Die Mediengewerkschaft ist sicherlich ein Weg für eine neue Organisationsform. Wie schnell das gehen wird, kann ich hier nicht sagen. Aber ich habe die Befürchtung, daß die IG Druck und Papier – so wie sie jahrzehntelang eine Organisation der Facharbeiter in der grafischen Industrie war – in Zukunft nicht mehr existieren wird. Der technische Wandel macht den „gestandenen“ Facharbeiter, der die Tradition bei der IG Druck und Papier verkörpert, überflüssig. Die Tendenz geht hin zu

Maschinenbetrieben mit einigen hochdotierten Spezialisten und einer Reihe Menschen, die einfache, schnell wechselnde Tätigkeiten verrichten. Damit wäre die Solidarität der alten Maschinenbetriebe in großer Gefahr. Wenn nun die ganze breite Palette von Menschen, die in den Medien tätig sind, in einer Mediengewerkschaft zusammenkommen, werden sie vermutlich bei den derzeitigen Verhältnissen nicht so stark sein, wie das die immer noch starke IG Druck und Papier ist. Aber nicht mehr sehr lange. Das klingt etwas resignativ, aber wir sollten den Dingen so offen wie möglich ins Auge sehen, sollten – da sind die Autoren aller Branchen wieder aufgerufen –, alles tun, daß eine Technik, die Menschen, unter den Verhältnissen, wie diese Technik eingeführt wird, immer überflüssiger macht, daß diese Entwicklung nicht zu einer letzten Entsolidarisierung der Menschen führt, die mit dieser Technik beschäftigt sind. Denn dann wird der Bereich, der aus den übrigen Medien zu uns stößt, allein zu schwach sein, um sich gegenüber den Gewaltigen in den Verlagen und vielleicht auch in den Rundfunkanstalten, bei Fernsehen und Kabelfernsehen, durchzusetzen. Ich sehe das alles sehr problematisch, was aber durchaus nicht heißt, daß wir keine Mediengewerkschaft brauchen. Im Gegenteil: Die technische Entwicklung zwingt uns zur Mediengewerkschaft. Aus der Sicht des traditionsbeladenen Facharbeiters – ich selbst war Drucker – habe ich Bedenken, ob die in den Medien Beschäftigten so stark sein werden, um die immer größer werdenden Mediengiganten in Schach zu halten und zu vernünftigen Verträgen zu zwingen. Denn das ist ja schließlich ein wesentlicher Punkt des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses.

Man muß dafür sorgen, daß wir möglichst schnell zu dieser Mediengewerkschaft kommen, daß uns diese technische Entwicklung in der Kontrolle der Unternehmer nicht vorher schwächt, sondern wir zur Mediengewerkschaft kommen, damit wir gestärkt in den Kampf gehen, wenn die Verleger mit der neuen Technik versuchen, uns in die Knie zu zwingen und praktisch auszuschalten. Es wird ein sehr schwerer Kampf. Ich bin gegenwärtig stark beeindruckt von Verhandlungen über einen Sozialplan mit einem großen Münchner Zeitungshaus. Man spürt da ganz deutlich, daß hier der Mensch nahezu nichts mehr gilt. Im Vordergrund steht nur noch die Technik und die Rentabilität der Mittel, die man für diese Technik aufbringen muß. Da ist auch ein ungeheurer Wandel im Menschen vorgegangen, in Menschen, die von Verlagen dazu angestellt werden, ihr ganzes Wissen dafür einzusetzen, wie man mit immer weniger Menschen auskommen kann und doch noch mehr produziert. Diese Geschichte hat mich persönlich stark beeindruckt und traurig gestimmt, weil hier Angestellte in leitender Position, aber immerhin auch Abhängige – vielleicht noch abhängiger als Drucker und Schriftsetzer – nur dazu beitragen, daß Hunderte von Arbeitsplätzen wegrationalisiert werden.

Bei unserem Seminar sagte einer der Schriftsteller – und er fand volle Zustimmung bei den Betriebsräten: Es gilt, die gemeinsamen Punkte zu finden, die beide Seiten erkennen lassen – den Autor und den Techniker –, daß sie auf Gedeih und Verderb zusammengehören. Dabei fiel das Stichwort von der bedrohten Kultur, von unserem Recht auf eine menschenwürdige Arbeit und unserer gemeinsamen Verantwortung für unsere Freiheit und Kultur. . .

Es ist im Grunde genommen eine Frage der Lebensqualität für die Zukunft. Wird die Technik den Menschen beherrschen oder der Mensch die Technik? Da gibt es keine Frage, was zu tun ist – das erfordert gemeinsamen Kampf, mehr denn je zuvor.

Hans Peter Bleuel Wen bewältigen die Veränderungen?

Hans Peter Bleuel ist Vorsitzender des VS in Bayern

An Veränderungen kann kein Zweifel sein. Auch die Reaktion gebietet Fortschritte. 30 000 Arbeitsplätze hat die Druckindustrie schon eingespart; weitere 10 Prozent werden alljährlich folgen; die Produktivität wächst und die Produktion auch. Da noch ein Drittes Vollprogramm Fernsehen unter bayerischem Unions-Regiment und wohlwollender Tolerierung durch Gewerkschaftsvertreter im Rundfunkrat; dort ein Springer-Bevollmächtigter am Steuer des zweiten Münchner Zeitungsbetriebes. Im Norden CDU-Sanktionen gegen eine öffentlich-rechtliche Länderanstalt NDR; im Westen wieder ein Intendantenstuhl für einen versorgungsbedürftigen Unions-Kollegen an der Saar. . .

An Veränderungen kann kein Zweifel sein. Peter Glasbrenner hat recht: Die traditionelle gewerkschaftliche Organisation ist dabei, auf dem Mediensektor untauglich zu werden, weil der starke Arm *dieses* Arbeitnehmers zum Betrieb der Pressen nicht mehr nötig ist.

Auch Loni Mahlein, Vorsitzender der IG Druck und Papier, hat recht, wenn er die Kollegen Autoren in der Berufsgruppe VS der Gewerkschaft daran erinnert, daß sie im gleichen Boot sitzen wie die Kollegen von der Technik. Gleichen Abhängigkeiten und Pressionen ausgesetzt sind, vergleichbare Interessen und Sorgen haben, ebenso den Kampf für freie Meinungsäußerung, Selbstverwirklichung und Humanität führen müssen.

Die Autoren auf dem Schriftstellerkongress und ihre Delegierten, die die Arbeit machen, haben das gut gehört und einigermaßen verstanden. Gut gehört haben wir die Aufforderung, über gewerkschaftliche Solidarität nachzudenken und sie in praktische Arbeit umzusetzen. Darin haben Schriftsteller, die sich jahrhundertlang für ihr Mühen und ihre Leistungen mit der Anerkennung ihrer ganz besonderen Individualität beschieden und solche Silberlinge auch noch als Ehrensold (= Honorar) empfanden, noch einiges zu lernen.

Nur einigermaßen verstanden haben wir den Apell, weil der wohlgemeinten Zurechtweisung in der repräsentativen Veranstaltung des Schriftstellerverbandes das praktische und taktische Verhalten der Mutter Gewerkschaft gegenüber ihren eigenwilligen VS-Kollegen nicht ganz entsprach. Solidarität und Integration werden da gar leicht als Machtfragen auf der Basis Anhörung und Zuständigkeit gehandelt und abgetan. Bei allem Bewußtsein und Respekt vor 100 Jahren organisierter Arbeiterbewegung: Es ist mißlich und fatal, wenn Navigation und Richtung des gemeinsamen

Bootes allein durch die Zahl der Ruderer bestimmt werden. Bei Tarifverhandlungen mit dem Kontrahenten ist das ein unübersehbares Argument: in Fragen der Solidarität nur noch Erpressung.

Die Fragestellungen der 70er Jahre im 20. Jahrhundert sind, pardon, komplexer als die des 19. Jahrhunderts: Vielleicht können bei ihrer Beantwortung und Bewältigung auch Gewerkschaften gemeinsam mit engagierten bürgerlichen Intellektuellen lernen – wie es Marx und Engels, Schultze-Delitsch und Lasalle, Liebknecht, Bernstein und Kautsky waren, heutige Gewerkschaftsfunktionäre und viele Gewerkschaftsmitglieder sind. Der Wechsel in der Position Arbeiterführer/intellektueller Mahner, den Loni Mahlein oder Oskar Maria Vetter so gut wie andere Gewerkschafter, Betriebsräte oder engagierte Demokraten jederzeit vollziehen, ist ja nicht Einwand gegen die eine oder die andere Rolle: Sondern die Aufhebung eines Gegensatzes, der aus Entfremdung entsteht und auf seine Weise Klassenunterschiede manifestiert.

Ich denke: Gerade in solchen zielgerichteten Gesprächen – wie auf dem Seminar – liegen die Möglichkeiten, solidarisches Verstehen und Handeln zu entwickeln; und man muß höllisch aufpassen, daß diese Ansätze nicht gleich wieder verschüttet werden. Ich weiß nicht, für wen das schwieriger ist: Für die Autoren, die insgeheim oder bei manchen Fehlzündungen zu laut die soziale und Alterssicherung der Festangestellten und Lohnempfänger beneiden – oder für die Tarifarbeiter, die an den manipulierten Riesenaufgaben von Böll, Simmel oder Steinbuch die Einkommenschancen freier Schriftsteller abschätzen, die zu 90 Prozent nicht wissen, wovon sie im nächsten Jahrzehnt leben werden?

Wir müssen die Kenntnis für die Bedingungen solcher „Individualität“ vorantreiben, und das ist zuerst eine Bitte oder auch Forderung an unsere Gewerkschaft: Macht den tarifbewußten Kollegen doch auch einmal klar und deutlich, daß es für Schriftsteller nicht einmal Musterverträge gibt, die Minimalbedingungen festlegen. Daß da viele und vor allem junge Arbeitnehmer für großzügige Zugeständnisse arbeiten, die von ihnen zwar ein satzfertiges Manuskript von 100 oder 300 Seiten verlangen, aber ihnen für die Arbeit eines Jahres nicht einmal einen Vorschuß von 5000 Mark als Lebensunterhalt sichern. Daß Autoren immer nur als einzelne ihrem Verleger gegenüber sitzen, der *alle* Rechte für ihre Arbeit einfordert, und dabei für reine Maklertätigkeit – also die investitionsarme Vermittlung ihres Produktes – 40 bis 60 Prozent des Gewinns aus den sogenannten Zweitrechten als eigenen Profit beansprucht. Das ist ziemlich finsterner Kapitalismus. In der Verlagsbranche wurden diese Usancen gegenüber Autoren, den „Urhebern Wort“, recht direkt aus den Ausbeutungsverhältnissen des 19. in das 20. Jahrhundert übertragen. Denn Schriftsteller waren ja ideell immer ganz besonders belobt und honoriert und fühlten sich danach – weshalb soll man sie dann anständig bezahlen?

Darüber muß man reden. Die Autoren sollen sich selbst vertreten, richtig. Aber sie haben nach ihrem Beitritt zur Gewerkschaft – ungeachtet ihrer Zahl, doch in Ansehung ihrer bewußten Entscheidung – auch einen Anspruch darauf, in ihrem sozialen Verlangen von der IG Druck und Papier und dem DGB inständiger vertreten zu werden, als das bisher der Fall ist. Der bitterste Kommentar: Die Feder am Hut „Auch die Schriftsteller der Nation sind gewerkschaftlich organisiert“ – die war den Gewerkschaften ganz recht; aber dann blieb von der schwierigen Integration

eben nur die bequeme Einverleibung zum Nutzen der „Druck und Papier“ und einiger Funktionäre.

Dieser Einschätzung, die inzwischen viele VS-Mitglieder deprimiert, kann nur die Öffnung und Intensivierung gewerkschaftlichen Verhaltens in den Landesbezirken begegnen. In Nordrhein-Westfalen gibt es dafür Ansätze, Berlin ist immer bereit, in Baden-Württemberg ist eine Verständigungsebene, und in Bayern wollen wir das heftig angehen. Hier haben 80 Prozent der wichtigen Verlage ihren Sitz. Hier ist eine besonders überzeugende Usurpation des Verlagwesens mit dem Eindringen des Springer-Konzerns im Gang, der selbst aus Minderheitsbeteiligungen inhaltliche Kontrolle macht. Hier zertrümmert eine öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt mit dem Anspruch kultureller Landeshoheit das ausbalancierte elektronische Informationssystem der Bundesrepublik. Hier nagen die Strohmannen des privatkapitalistischen Profitsystems an der Aushöhlung der Informationsfreiheit, sprich Kabelfernsehen. Und was der richtigen Schlagworte mehr sind. . .

Habe ich – und ich fürchte das – die skeptischen oder deprimierten oder hilflosen Argumente Peter Glasbrenners recht verstanden: Dann fürchtet er, die IG Druck und Papier werde mit ihrem schwindenden Potential der kontrollierenden Arbeitgeber-Herrschaft auf dem Mediensektor bald nicht mehr entsprechend begegnen können. Bisher hat sie immerhin noch Tarife mit vor oder hinter dem Komma durchgebracht. Selbst das ist in Frage gestellt. Weshalb, um dreier Teufel Namens willen, kann man dann noch um die Frage der Mediengewerkschaft filibustieren?

Die Herrschaft über das Mediensystem Presse, Funk, Fernsehen und Verlage entscheidet über die Zukunft und Möglichkeit unserer gesellschaftlichen Entwicklung. Diese Gesellschaft der Arbeitenden und der Arbeitslosen und der Freizeitkonsumenten empfängt ihre wesentlichen und ihre wehrlosen, ihre menschlichen oder entmenslichten, ihre spontanen und verfremdeten Impulse und Informationen just über die gedruckten oder elektronischen Hausmittel.

Und wir alle richten uns danach: Nach der Reihenfolge, Gewichtung, Illustrierung und Kommentierung weltweiter oder provinzieller, bedrohlicher oder amüsanter Präsentation von Welt. Daraus resultiert unser Wirklichkeitsverständnis und unser Weltverhalten, an dieser Vorlage üben sich und bilden sich unsere Begriffe und Vorstellungen. Kann das gleichgültig sein, ist das kein Instrument zur Überwältigung, kein Mittel zur Macht und Herrschaft – in aller behaupteten Ausgewogenheit? Sie irren. Peter Glasbrenner, Loni Mahlein, Heinz Oskar Vetter und und und. Sie irren, wenn sie sich und uns die Mediengewerkschaft als hilfreiches Ziel gesellschaftlicher Organisation hinstellen, auf das „man“ sich „hin-entwickeln“ müsse. Die Zeit dafür haben wir gar nicht.

An Veränderungen kann kein Zweifel sein. Sie gehen vor, auch unter reaktionären Vorzeichen. Man kann diese Zeichen übersehen, und das ist Sozialdemokraten und Kommunisten in der Weimarer Republik ohne Anstrengung des Gedankens gelungen. Jetzt betreiben sie, auf das gleiche untaugliche Pseudoproblem der Staatstreue fixiert, das nämliche Nonsens-Spiel auf Schmidtsche Art. Es jagt die Verdummten und die Unentschiedenen und die Zweifler gleichermaßen in die Arme der Opposition, des landesherrlichen Rückzugs, der provinziellen Bescheidenheit. Das hat ja Folgen, die an kommunalen, an den Wahlergebnissen der Länder und nicht

zuletzt an Haltung und Berichterstattung der Medien Presse, Funk und Fernsehen ablesbar sind.

An Veränderungen kann kein Zweifel sein. Was haben Autoren damit zu tun? Folgerung 1: Sie schreiben, was ihnen aufgetragen wird, denn davon leben sie. Schrieben sie es nicht, so darbtten sie – anders als der Setzer oder Drucker, die einen tariflichen Anspruch einklagen können – weil sie betriebsnotwendig sind. Folgerung 2: Sie schreiben das nicht – dann sind sie aus dem Geschäft, und Redakteure oder Lektoren werden ihnen bescheinigen, daß sie miteins nicht mehr den qualitativen Ansprüchen genügen, die der Verlag oder die Anstalt für unverzichtbar halten. Folgerung 3: Der Autor meldet gleich Protest an. Das tut er nur, wenn er sich mit dem Redakteur oder Lektor sehr gut versteht, und dann bringt er den auch in Schwierigkeiten. Das endet mit der Kaltstellung beider. Oder der Redakteur/Lektor rettet sich selbst (legitim) durch den Einspruch der Redaktions- oder Vertreter-Konferenz.

Die Mediengewerkschaft ist keine Sache für übermorgen und keine Überlegung, mit der sich der DGB systematisch im Rahmen seiner Umstrukturierung für die nächsten Jahrzehnte befassen kann. Diese Bereitschaft ist sehr nett – aber sehr zeitfremd und ungeheuer unpolitisch. Nur: In den Gewerkschaften verhält man sich genauso.

Als sei erst morgen darüber zu entscheiden, was man uns wissen läßt. Als würden nicht auch heute Journalisten, Publizisten und Autoren mit sanftem Zwang gedrängt, zu sagen, was man von ihnen erwartet. Als würden die Setzer und Drucker nicht entlassen und dann auf öffentliche Kosten umgeschult: Das ist ein Zugeständnis an die Gewerkschaft, aber es reduziert doch wohl ihren Anspruch auf Kontrolle des Medienbereiches.

Wenn aber die erpreßte, geduldete oder freie veröffentlichte Meinung von Journalisten und Autoren verfaßt wird und die gewerkschaftlich organisiert sind; wenn die technische Entwicklung darauf hinaus läuft, daß die Schreiber ihren so oder so beschaffenen Sermon unmittelbar in Druck geben und als wortgewandte Meinungsvermittler immerhin noch verlangt werden – wie kann man dann zögern, gerade die Arbeitnehmer-Gruppen dieser unverzichtbaren Wort-Produzenten mit allen übrigen im Medienbereich Beschäftigten schleunigst zu vereinen?

Wie lange darf man dann die Schaffung der Mediengewerkschaft noch den traditionellen Strukturen und funktionellen Abhängigkeiten gewerkschaftlicher Organisation anheim stellen? Wen bewältigen dann die Veränderungen?

**Knut Becker
Gemeinsamkeiten**

Knut Becker ist Betriebsratsvorsitzender in einem Münchener Zeitungsgrößbetrieb.

Arbeiter, Angestellte, Journalisten und Schriftsteller gemeinsam, in der gleichen Gewerkschaft, für ihre Interessen kämpfend. Dieser Grundsatz erscheint völlig einleuchtend und richtig – er ist es ja auch.

Doch beginnen die Probleme zwischen den genannten Gruppen immer dann, wenn es ins Detail geht. An dem Punkt also, an dem das gemeinsame Interesse definiert

werden müßte. . . Die direkte Begegnung zwischen Arbeitern und Schriftstellern findet – wenn überhaupt – nur auf der Ebene der gewerkschaftlichen Arbeit statt. Aber auch hier geht das natürlich nicht problemlos und ohne Mißverständnisse. Der Schriftsteller, befrachtet mit seinen persönlichen und berufsspezifischen Problemen, für die er natürlich nach Lösungsmöglichkeiten auf der Ebene der Gewerkschaftsarbeit sucht, stellt in den gewerkschaftlichen Versammlungen fest, daß ihm dort in der Hauptsache betriebliche Probleme begegnen, von denen er nichts weiß, und die ihn, wie er glaubt, auch gar nicht wesentlich berühren. Dementsprechend reagieren die Kollegen Schriftsteller denn auch oft – Sie bleiben völlig unbeteiligt und werden erst aktiv, wenn offensichtlich schriftstellerspezifische Dinge angesprochen werden. Das Ergebnis bei den übrigen Berufsgruppen ist klar: „Die wollen doch nur über Schriftstellerprobleme reden. Unsere Probleme interessieren die doch gar nicht. Die sind wohl was besseres. . .“

Das heißt also, diese Form der Begegnung, in der sich jede Seite nur für das interessiert, was sie offensichtlich unmittelbar berührt, aber immer von den anderen erwartet, daß diese sich auch dafür zu interessieren und zu engagieren haben, führt eher auseinander als zusammen.

Aber – das läßt sich natürlich theoretisch alles recht gut erläutern. Praktisch sind wir allerdings alle nicht nur des abstrakten Solidaritätsbegriffs wegen, sondern natürlich auch zur Durchsetzung eigener Interessen und zur Verbesserung der eigenen materiellen und politischen Position in der Gewerkschaft. Und deshalb läßt sich auch so ein Problem nur bei wenigen dadurch lösen, daß man an die Solidarität appelliert und die gemeinsame Interessenlage behauptet – Zur Herstellung einer breiten Gemeinsamkeit in der Auseinandersetzung mit den Unternehmern, speziell mit den Verlegern ist neben der theoretischen auch die praktische Identität der Interessen sichtbar zu machen.

Barrieren sind ja heute genügend vorhanden, um diese Gemeinsamkeit zu verhindern. Ich brauche an dieser Stelle wohl den häufig beklagten Mangel an Wissen über die Arbeitswelt bei den meisten Schriftstellern nur noch anzudeuten, ebenso wie auch die mangelnde Bereitschaft vieler schreibender Kollegen, sich auch beruflich für diese Probleme zu engagieren. (Wobei man allerdings auch nicht verkennen darf, daß die Schriftsteller – zumindest gilt das für die meisten – wiederum davon abhängig sind, was die Verleger bereit sind, ihnen abzunehmen). . .

Solange aber die Schriftsteller nicht bereit sind, kollektive Formen der Auseinandersetzung mit den Verlegern bis hin zum Boykott besonders unsozialer Verlage, auch nur theoretisch zu diskutieren – mir erscheint z. B. auch die Behauptung, ein Streik der Schriftsteller sei unmöglich, zwar heute als realistisch, aber die oftmals behauptete generelle Unmöglichkeit, die auf diesem Sektor den Streik auch als langfristige Perspektive ausschließt, gehört wohl noch zum berufsständischen Erbe früherer Organisationsformen, in denen schon das Wort Kampf oder Auseinandersetzung verpönt war – so lange wird auch der Begriff der Solidarität kaum Inhalt bekommen.

Auf jeden Fall müssen wir heute die an sich absurde Lage feststellen, daß sich nach wie vor Arbeiter und Schriftsteller, selbst wenn sie vom gleichen Verleger ausgebeutet werden, noch nicht auf einen gemeinsamen Interessenpunkt gestellt haben.

(Wenn man auch nicht verkennen darf, daß sich hier seit dem Eintritt des VS in die IG Druck und Papier schon Positives entwickelt hat)

Was ist zu tun? In erster Linie ist – als pauschales Lösungsangebot – eine gemeinsame Betroffenheit herzustellen. Das heißt also, Arbeiter und Schriftsteller müssen in erster Linie lernen, daß ihre Probleme gemeinsame Probleme sind.

Der Arbeiter muß wohl erkennen, daß Verleger als Unternehmer natürlich nicht daran interessiert sein können, Bücher und Schriften zu finanzieren, durch die den Arbeitnehmern ihre soziale Lage klarer wird. (Auf den Einwand, daß doch vieles zu den Problemen der Arbeitswelt erscheint, empfehle ich, die Relationen auszurechnen und sich vielleicht auch die Alibifunktion anzusehen, die diese Literatur in Verfasserkreisen hat. Noch dazu ist sie völlig ungefährlich im Vergleich zu den Massenaufgaben anderer Produkte)

Aus dieser Erkenntnis ergibt sich jedoch auch, daß dem Schriftsteller nicht abverlangt werden kann, er solle nur noch sozialkritische Sachen schreiben, genauso wenig, wie man dem Drucker einen Vorwurf machen kann, weil er die Bild-Zeitung oder den Bayern-Kurier druckt.

Die sich hier ergebende große Gemeinsamkeit kann wohl folgendermaßen formuliert werden: Die Besitzer der Produktionsmittel bestimmen über die Art bzw. den Inhalt des Produkts, ob dies nun in der technischen oder in der geistigen Produktion ist. (Dieser Behauptung steht auch die Existenz öffentlich rechtlicher Anstalten nicht entgegen.)

Der Schriftsteller muß überdies erkennen, daß die von ihm beklagte materielle Unterbewertung der geistigen Arbeit gegenüber der manuellen Tätigkeit nichts ist, weswegen er den Arbeitern gram sein sollte. Diese haben sich – solidarisch – bessere Bedingungen zur Bewertung ihrer Tätigkeit erkämpft. Statt den Arbeitern also die höheren Verdienste, die sie mitunter aufzuweisen haben, zu neiden, sollte man lieber erkennen, daß es kein berufsständisches Ethos gibt, das es Schriftstellern verbietet, gemeinsam für bessere Verwertungsbedingungen zu kämpfen.

Die zweite wesentliche Gemeinsamkeit lautet also:

Bessere Bedingungen lassen sich nur solidarisch erreichen (Dem steht übrigens nicht entgegen, daß es heute schon eine Reihe schreibender Kollegen gibt, die aufgrund ihres Rufes für sich selbst recht gute Verwertungsbedingungen aushandeln können. Auch sie würden ihre Position verbessern, wenn es Mindestbedingungen gäbe, von denen man ausgehen könnte.)

Schriftsteller und Arbeiter müssen erkennen, daß es, ganz gleich, ob sie an der Maschine im Betrieb oder an der Schreibmaschine daheim stehen oder sitzen, derselbe Unternehmer ist, der an dem von ihnen erzeugten Produkt nur insoweit interessiert ist, als es ihm Gewinn bringt. Hierzu gehört auch, daß sie beide – Schriftsteller und Arbeiter – so billig wie möglich sein müssen, um dem Unternehmer einen maximalen Gewinn zu sichern. Zu diesem Zweck wird natürlich auch versucht, die Festangestellten und die Freien gegeneinander auszuspielen.

Wo immer das gelingen mag, eine der beiden Gruppen, im Betrieb oder draußen zu schwächen, oder die Gruppen gar in einen Konkurrenzkampf zu stürzen, da wird das Ergebnis eine Stärkung der Verlegerposition gegenüber allen sein.

Dementsprechend kann diese Gemeinsamkeit folgendermaßen formuliert werden: Jede Schwächung einer Arbeitnehmergruppe macht die Unternehmer stärker und trifft uns damit alle.

Natürlich liegt der Ansatz zur praktischen Umsetzung dieser Erkenntnis in der Mediengewerkschaft. Hierzu fällt mir das Wort eines Kollegen – eines Schriftstellers – ein, der kürzlich sagte, man muß nicht Mediengewerkschaft sagen, man muß sie machen.

Das heißt, wir brauchen nicht erst das organisatorische Gerüst, dann erfolgt der gemeinsame Kampf sogar automatisch. Die historischen Erfahrungen der Arbeiterschaft beweisen, daß vielmehr Bewußtsein und Erkenntnis der gemeinsamen Not Grundlage sowohl des Kampfes als auch der organisatorischen Gestaltung dieser Gemeinsamkeit sind.

In der gewerkschaftlichen Alltagsarbeit heißt es also für uns, den Begriff der Mediengewerkschaft dadurch mit Leben zu erfüllen, daß wir das Bewußtsein gemeinsamer Betroffenheit und gemeinsamer Not schaffen. Den Kollegen im Betrieb muß klar werden (klarer als dies heute ist), daß die Möglichkeit einer verstärkten Unterdrückung der „Freien“ auch ihre eigene Position schwächt und dementsprechend bekämpft werden muß.

Den Kollegen draußen, den „Freien“ muß deutlich werden, daß z. B. das Wegrationalisieren von 40 000 Arbeitsplätzen in der Druckindustrie seit 1972 die Verleger keineswegs dazu verleitet, den Schriftstellern mehr für ihre Arbeit zu zahlen, sondern daß dadurch die Verleger insgesamt gestärkt und wir insgesamt geschwächt werden. (Die derzeitigen Verhandlungen über neue Techniken werden von den Druckunternehmen und den Verlegern sogar unter der Prämisse geführt: „Nehmen wir an, von hundert Arbeitsplätzen werden durch die neue Technik in der Satzherstellung sieben überflüssig.“)

Diese Entwicklung muß dem Schriftsteller also ebenso gefährlich erscheinen, wie dem Setzer.

Es reicht künftig nicht mehr, daß wir immer nur dann wach werden, wenn gerade gruppenspezifische Ziele zu verwirklichen sind. Aus diesem Grunde ist es auch erforderlich, daß sich beide Seiten um mehr Kommunikation und mehr Wissen übereinander bemühen und dies auch so betreiben, daß es hier keine Zufallsergebnisse mehr gibt.

Mit Sicherheit könnte auch der von VS-Kollegen in die Debatte gebrachte Vorschlag einer Verbindung von Schriftstellern zu bestimmten Betrieben, d. h. natürlich zur Belegschaft dieser Betriebe, zu einer Annäherung beitragen.

Der Schriftsteller nicht mehr als jemand, der über den Wolken thront und über den man allenfalls im Feuilleton einmal liest, sondern als schreibender Kollege, der dem im Betrieb produzierenden Kollegen auf einmal verständlich wird.

Denn nicht die abstrakte Zielvorstellung, sondern nur die Feststellung der gemeinsamen Betroffenheit wird das möglich machen, was am Anfang dieses Aufsatzes steht:

Arbeiter, Angestellte, Journalisten und Schriftsteller, – gemeinsam für ihre Interessen kämpfend.

In einer versagenden Parteidemokratie kommt der Rolle der Einheitsgewerkschaften eine wachsende Bedeutung zu. Nicht zuletzt infolge der sozialen und politischen Degeneration der beiden sozialliberalen Parteien sind die DGB-Gewerkschaften in den letzten Jahren zu einem wichtigen Instrument gegen den Abbau verfassungsmäßiger Rechte und sozialer Errungenschaften, politische Abenteuer des Großkapitals und imperialistische Machenschaften geworden. Für uns Schriftsteller, für die Angehörigen anderer künstlerischer Berufe und die sonstigen Intellektuellen ergibt sich dadurch die Notwendigkeit, sich gewerkschaftlich zu organisieren und aktiv in den gewerkschaftlichen Gremien und Einrichtungen mitzuarbeiten.

Erste Ansätze hierfür sind vorhanden; sie sind jedoch unzureichend entwickelt. Selbst gewerkschaftlich organisierte Schriftsteller isolieren sich noch allzusehr in ihrer eigenen Berufsgruppe. Ihre Mitarbeit in den gewerkschaftlichen Ortsvereinen, Bezirken und anderen Einrichtungen ist minimal.

Viele Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle stehen der Gewerkschaftsbewegung sogar noch ablehnend gegenüber. Besonders stark betroffen sind hiervon die Wissenschaftsautoren, zumeist gut verdienende Universitätslehrer.

Berufsständisches Denken und der in jahrhundertelanger sozialer Isolation entstandene Irrglaube, aus eigener Kraft, ohne die Hilfe der organisierten Lohnabhängigen wirken zu können, sind nach wie vor stark. Hier aufklärend zu wirken, ist eine wichtige Aufgabe aller gewerkschaftlich organisierten Künstler und Intellektuellen.

In letzter Zeit ist auch von gewerkschaftlich organisierten Autoren Kritik an der Gewerkschaftsbewegung bekanntgeworden. Auch in DGB-Gewerkschaften werde die Meinungsfreiheit eingeengt. Als Indikator werden die Gewerkschaftsausschlüsse genannt.

Wer die Gewerkschaften kennt, weiß, daß in kaum einer gesellschaftlichen Formation so offen diskutiert werden kann, wie in den Gewerkschaften. Es mag Fälle von Intoleranz geben, die nicht durch den notwendigen Selbstschutz einer Solidargemeinschaft wie der Gewerkschaften gerechtfertigt werden können.

Die Kritik an diesen Fällen ist jedoch in den gewerkschaftlichen Gremien zu führen. Es geht nicht an, daß Kritik in Fernsehsendungen und Presseorganen vorgetragen wird, deren offensichtliche Absicht es ist, die Gewerkschaftsbewegung zu verunsichern und zu diffamieren.

Es geht auch nicht an, daß eine Berufsgruppe, deren gewerkschaftliches Bewußtsein notorisch unterentwickelt ist, wie das der Schriftsteller, sich zum Schiedsrichter über andere Berufsgruppen und der von allen Berufsgruppen gewählten Vorstände aufplustert.

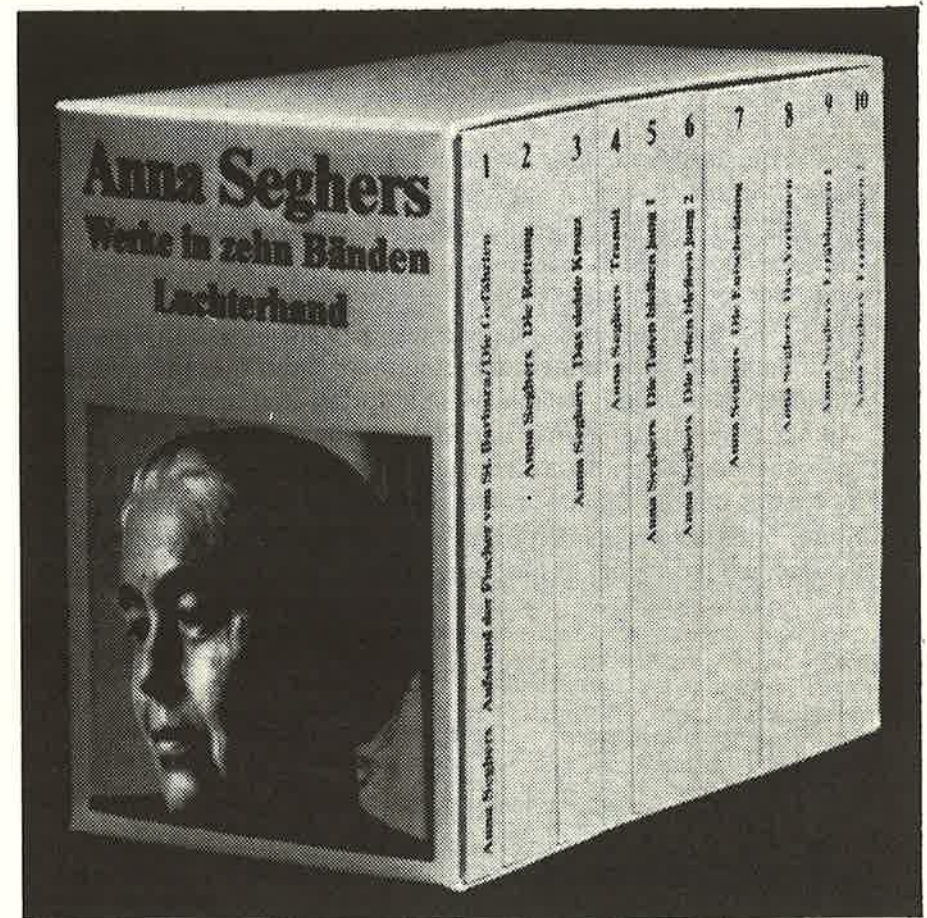
Die heutige Debatte über die sich verschärfende innenpolitische Situation in der BRD ist von einem wesentlichen Mangel gekennzeichnet. Neue Repressionsgesetze, die Angriffe auf die Meinungsfreiheit, die fortschreitende Kulturvernichtung und die wirtschaftliche Existenzbedrohung der künstlerischen und intellektuellen Berufe werden zumeist als reine Überbauprobleme gesehen.

Es besteht aber ein Zusammenhang zwischen Krise des Systems in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht und dem komplexen Angriff auf die Kultur, den Staat und

Kapital führen. Massenarbeitslosigkeit und Reallohnverlust einerseits und die Misere im Kulturbereich andererseits bilden einen notwendigen Zusammenhang. Der Angriff auf die Existenz der kulturschaffenden und intellektuellen Berufe ist die notwendige Voraussetzung dafür, um die Krise von Politik und Wirtschaft kontrollieren zu können.

In diesem Zusammenhang ist ein Umdenken auch im Hinblick auf die sozialistischen Staaten erforderlich. In Zeiten innerer Krisen tendiert der Imperialismus dazu, diese durch äußere Konflikte zu lösen. Die Menschenrechtsdebatte, die Washington jetzt entfacht hat und der eine Reihe mehr oder weniger gutgläubiger Intellektueller und Schriftsteller in der BRD sich angeschlossen hat, bilden einen Eckpfeiler dieser Konfliktstrategie. Wie schon in den 50er Jahren soll durch Herausschälung angeblich unerträglicher Lebensbedingungen in den sozialistischen Staaten das Terrain für bewaffnete Konflikte und Repression in der Dritten Welt geschaffen und jeder Ansatz einer sozialistischen Entwicklung in den kapitalistischen Staaten im Keim erstickt werden. Die fortschrittlichen und demokratischen Kräfte in der BRD müssen aufhören, sich durch derart durchsichtige Manöver auseinanderdividieren zu lassen. In einer Phase, in der der Imperialismus zu Konflikten tendiert, ist die Bedeutung der sozialistischen Staaten für die Friedenssicherung unübersehbar. In dem Maße, wie Grenzen und Mängel des kapitalistischen Wirtschaftssystems deutlicher werden, bilden die vergleichsweise idyllischen Zustände der sozialistischen Wirtschaftssysteme eine Perspektive, die zunehmend auch massenwirksam werden könnte. Jeder Autor, jeder Intellektuelle, der heute an einem „Komitee für Freiheit und Sozialismus in Ost und West“ (oder wie sie auch immer heißen mögen) mitarbeitet, sollte gewarnt sein: Die publizistische Praxis erweist, daß derartige Aktivitäten, so sehr sie sich auch kritisch mit den Verhältnissen im Westen beschäftigen, stets nur im Rahmen kapitalistischer Konfliktstrategie Aufmerksamkeit erzeugen und damit objektiv dazu dienen, die einzige politische Perspektive der Lohnabhängigen in der BRD zu verbauen.

Nur gesellschaftlicher Fortschritt insgesamt ist aber in der Lage, auch einen Fortschritt der Kultur zu bewirken.



Broschiert in Kasette. Insgesamt 2.700 Seiten. Subskriptionspreis bis 31.12.1977 DM 120,-. Ab 1.1.1978 DM 150,-. Diese Ausgabe wird nur geschlossen abgegeben. ISBN 3-472-86444-3

„Bisher einzig dastehender Versuch, das Schicksal der Deutschen seit dem Ende des Ersten Weltkrieges in einem umfassenden epischen Werk darzustellen.“
Christa Wolf

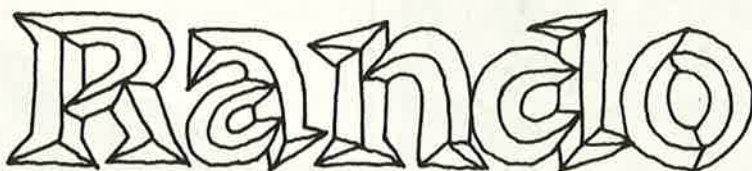
Bd. 1: Aufstand der Fischer von St. Barbara/Die Gefährten / Bd. 2: Die Rettung / Bd. 3: Das siebte Kreuz / Bd. 4: Transit / Bd. 5: Die Toten bleiben jung (I) / Bd. 6: Die Toten bleiben jung (II) / Bd. 7: Die Entscheidung / Bd. 8: Das Vertrauen / Bd. 9: Erzählungen (I) / Bd. 10: Erzählungen (II)

Luchterhand

Stürmisch und bewegt wie die See . . .

ist die Lebensgeschichte des Schlossers und Schiffsmaschinisten Hans Beggerow. Rando, die Seeleute nennen ihn so, ist der Sohn der spökenkiekenden Ziegelpackerin Dorothea Gallifet, hat zwei Väter und zwei Geburtstage, wird von seinem Onkel ins Königreich der Schlosser und Schmiede eingeführt, fällt gegen Ende des Krieges aus einer Kumulonimbuswolke auf einen sowjetischen Feldflughafen, hilft brennende karelische Wälder löschen und bastelt den Neubauern seines Heimatdorfes den ersten Traktor, schlägt sich mit der Kunst der Rede herum, verliert seinen Mitschlosser und Freund Oskar an die Diplomatie, seine erste Frau im Kampf um die Egalité, seine zweite Frau an den Klippen der Kultur und beweist seinem Sohn, daß ein Schlosser ebenso wenig zu ersetzen ist wie ein Kepler oder Galilei.

Lothar Höricke



Etwa 368 Seiten. Mit Illustrationen von Eberhard Binder-Straßfurt.
Ganzleinen 11,— DM. Bestell-Nr. 642 172 4

Der Autor **Lothar Höricke** legt mit diesem Buch seine zweite größere Prosaarbeit vor. Seine 1972 erschienene Erzählung „Fischzüge — Die Unternehmungen des Kapitäns Klaus Nipmerow zu Wasser und Lande“ war das Ergebnis eines Seefahrtjahres, das Lothar Höricke auf einem Fischdampfer verbrachte. Der Autor wuchs aber im Binnenland auf, arbeitete nach dem Abitur in einer Druckerei in Berlin, studierte vier Jahre an der Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg und arbeitet seitdem als Dramaturg beim Fernsehfunk der DDR.

Verlag Neues Leben. DDR - 108 Berlin, Behrenstr. 40/41

Marxistische Ästhetik + Kulturpolitik

Moissej Kagan

Vorlesungen zur marxistisch-leninistischen Ästhetik

820 Seiten, Leinen, DM 23,50

„Interessant für den westdeutschen Leser ist dabei insbesondere, daß nicht nur die sozialistische, sondern auch die bürgerliche Kunstentwicklung bis in die Gegenwart theoretisch verallgemeinert und eine beispielhafte Polemik gegen modernistische, bürgerliche und revisionistische Positionen der Kunstproduktion und ihrer ästhetischen Reflexion geführt wird. Beispielhaft, weil hier nicht dogmatische Verdikte an die Stelle von Argumenten treten, sondern die Ursachen von Fehlansätzen und -schlüssen aufgezeigt werden; korrekte Einzelergebnisse positivistischer und strukturalistischer Forschung werden dabei durchaus anerkannt und für die eigene Untersuchung nutzbar gemacht.“

Das Argument

Imperialismus und Kultur

580 Seiten und 32 Seiten Abbildungen, Leinen, DM 16,—

„Der Leser kann erfahren, was der Begriff ‚Kultur‘ von marxistischer Seite aus bedeutet. Dazu wird auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen Arbeitsprozeß, technischem Fortschritt, Entwicklung der Lebensgewohnheiten und wissenschaftlichen oder künstlerischen Produkten im engeren Sinne besteht. Nach einer anderen Seite ist der Leser eingeladen, sich mit der deutschen Kulturentwicklung seit Beginn unseres Jahrhunderts zu beschäftigen. — Den Autoren kommt es auf den Nachweis an, daß Klassenherrschaft und Ausbeutung unterm Kapitalismus die Ursachen sind für eine krisenhafte und widersprüchliche kulturelle Bewegung. Der Förderung einer wirklichkeitsfremden Elitekultur steht Kulturabbau in vielen Formen entgegen.“

Deutsche Volkszeitung

Weitere Titel aus der Theorie-Reihe des Damnitz-Verlags:

Richard Hiepe / **Die Taube in der Hand**

268 Seiten und 16 Seiten Abbildungen, broschiert, DM 18,—

Anton Hiersche / **Sowjetische Gegenwartsliteratur und wissenschaftlich-technische Revolution**

240 Seiten, broschiert, DM 8,50

Kaspar Maase / **Volkspartei und Klassenkultur**

272 Seiten, broschiert, DM 16,80

Fritz Mierau / **Revolution und Lyrik**

220 Seiten, broschiert, DM 7,50

Werner Mittenzwei / **Brechts Verhältnis zur Tradition**

300 Seiten, broschiert, DM 9,50

Ursula Reinhold / **Herausforderung Literatur**

342 Seiten, broschiert, DM 9,—

Rainer Rosenberg / **Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz**

300 Seiten, broschiert, DM 9,50

Jürgen Schwalm und Peter Wetterau / **Politische Arbeit mit Film**

112 Seiten, broschiert, DM 10,—

Anna Seghers / **Willkommen, Zukunft!**

302 Seiten, broschiert, DM 16,—

Nyota Thun / **Das erste Jahrzehnt**

236 Seiten, broschiert, DM 7,50

Arbeitstagung der DKP zu Fragen der Literatur

192 Seiten, broschiert, DM 6,80

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei

Damnitz Verlag GmbH, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40
Telefon (089) 30 10 15 oder 16

Neuerscheinung des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) · Frankfurt/Main

Marxismus Digest 31

Kultur der Arbeiterklasse.

Reproduktion der Arbeitskraft — Neue Bedürfnisse — Freizeit

H. 3/1977, 140 S., 6,— DM

Aus dem Inhalt:

Gérard Belloin: Kultur, Persönlichkeit und Gesellschaft — Dieter Ulle: Kulturtheoretische Imperialismusforschung; Renate Karolewski: Gesellschaftlicher Reproduktionsprozeß und Kultur — Michael Verret: Über die Arbeiterkultur. Bemerkungen zu einem Buch von Hoggart — G. G. Diligenski: Die Arbeiterklasse in einer neuen Etappe. Über aktuelle Tendenzen in der Entwicklung des proletarischen Massenbewußtseins — B. Dubson: Probleme der Freizeit der Gesellschaft unter den Bedingungen des gegenwärtigen Kapitalismus.

Marxismus Digest 30

Ökologie — ökonomische und politische Aspekte des Umweltschutzes

H. 2/1977, ca. 168 S., 6,— DM

Aus dem Inhalt:

Thesen: Staatsmonopolistischer Reproduktionsprozeß und Umwelt — Heise/Helmbold: Umweltgefährdung und Kapitalverwertung — Leonhardt: Klasseninhalt des Verursacherprinzips — Makljarski: Ökologische Krise und staatsmonopolistischer Kapitalismus in den USA — Clarke: Mensch und Umwelt in der Wachstumsdebatte — Borman: „Kernenergie-Debatte“ — Ancona u. a.: Massenbewegungen, lokale Verwaltungen, Schutz und Veränderung der Natur — Labeyrie: Kommunisten und Umweltschutz — Sarkov/Nozdreva: Die demokratischen Kräfte Japans im Kampf für den Umweltschutz — Prestipino u. a.: Bewegungen für Umweltschutz in kapitalistischen Ländern — Kurzbibliographie.

Informationsbericht Nr. 28

Arbeitslosigkeit von Hoch- und Fachhochschulabsolventen in der BRD

Verf. B. Güther. Ca. 100 S., umfangreiches statistisches Material, 6,— DM

Aus dem Inhalt:

- I. Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit der Intelligenz 1973—1976 (Statistischer Teil)
 - II. Zur Analyse der Ursachen der Arbeitslosigkeit der Intelligenz
 - III. Der antimonopolistische Kampf gegen die akademische Arbeitslosigkeit
- Statistischer Anhang

Informationsbericht Nr. 29

Zum Ausbau des staatlichen Repressionsapparates seit Ende der sechziger Jahre

Verf. J. Blau. Ca. 100 Seiten, 17x24 cm, 6,— DM

Aus dem Inhalt:

- I. Einleitung: Ursachen und Kontinuität des Ausbaus des staatlichen Gewaltapparates seit Verabschiedung der Notstandsgesetze
- II. Der Ausbau des Repressionsapparates
 1. Der Überwachungs- und Bespitzelungsapparat (Verfassungsschutz, BKA, Politische Polizei, MAD, BND u. a.)
 2. Politische Justiz
 3. Polizei und paramilitärischer Apparat (Polizei, BGS, Werkschutz u. a.)
- III. Statistischer Anhang

Bestellung bei Ihrer Buchhandlung oder direkt bei:

Institut für Marxistische Studien und Forschungen e.V. (IMSF)
Liebigstraße 6, 6000 Frankfurt am Main

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten

- sind über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung stets informiert
- werden über die neuen und interessanten Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antilperialistische Bewegung
- werden mit neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiterbewegung aus erster Hand

Kaufen kann man die roten blätter in allen collectiv-Buchläden. Wer spart, der abonniert. Denn ein Jahresabonnement (einschl. Porto) kostet 14,80 DM. Bestellungen an Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund.

rote blätter abonnieren!
rote blätter schenken!

WER WAR BRECHT

WANDLUNG UND ENTWICKLUNG DER ANSICHTEN ÜBER BRECHT IM SPIEGEL VON "SINN UND FORM"

Herausgegeben und eingeleitet von Werner Mittenzwei

Mittenzwei, Der Realismusstreit um Brecht; Ihering, Der Volksdramatiker, Rilla; Episch oder dramatisch?; Herzfelde, Theorie und Praxis eines Ensembles; E. Hauptmann, Notizen über Brechts Arbeit 1926; Weikwerth, Auffinden einer ästhetischen Kategorie; Rüllicke, Galilei Schlusszene; Bunge, Brecht probiert; Berlau, Poesie der Regie; Becher, Maß und Würde; A.

Seghers, Brecht; Eisler, Brecht und die Musik; Uhse, Von altem und neuer Weisheit; Schumacher, Brechts Galilei; Hacks, Briefe; Brecht; Mittenzwei, Brechts Lyrik; Mittenzwei, Die Brecht - Lukacs - Debatte; K. Schumann, Seitdem hat die Welt ihre Hoffnung; Weikwerth, Das Theater Brecht 1968; Hacks, Die Ästhetik Brechts; Kunert, Überlegungen zu den „Teppichwebern“; Die Klassiker-Debatte: Mittenzwei, Holtz-

hauer, H.-H. Reuter, Dahnke, Ehrlich, Girus; Mickel, Brechts „Dickicht“; Heiner Müller, Brief; Mittenzwei, Der Dialektiker Brecht.

752 Seiten, gebund., DM 28,-

verlag
deb das
europäische
buch

Knessebeckstr. 3, 1000 Berlin 12



DM 9,-



DM 7,-



DM 14,-



DM 23,-



DM 16,-



DM 14,-

Zeit-Gedichte

In dieser Reihe erscheinen ausgewählte Gedichte von Autoren aus aller Welt. Gedichte aus Gegenwart und Vergangenheit, die zu wichtig sind, als daß sie dem Zeitvertreib entrückter Schöngedichter überlassen werden dürfen. Gedichte, die aufklären, informieren, weiterhelfen, wachrütteln, Spaß machen!

Im Jahr 1977 erscheinen:

- 1 Joseph von Eichendorff
- 2 Alain Lance
- 3 Volker Braun
- 4 Erich Weinert
- 5 Uwe Timm

Aus früheren Jahren liegen vor:

1976: Ferdinand Freiligrath — Peter Maiwald — Nazim Hikmet — Weleimir Chlebnikow — Chile: Unser Lied wird nicht verstummen.

1975: Georg Herwegh — Hans Marchwitza — Attila Jozsef — Portugal: Lieder der Revolution — Roman Ritter (z. Z. vergriffen).

Preis pro Heft DM 2,—. Bei Abnahme von 5 Heften in der Kassette DM 10,— (einschl. Kassette).

Am besten ist ein Abonnement für jeweils 5 Hefte mit kostenloser Kassette bei

Damnitz Verlag GmbH,
Hohenzollernstraße 144,
8000 München 40,
Telefon (089) 30 10 15 oder 30 10 16

Edgar Hilsenrath „Der Nazi & der Friseur“. Roman. Linson mit Schutzumschlag. 424 Seiten. DM 28,—. ISBN 3-88097-058-0

Edgar Hilsenrath Der Nazi & der Friseur Roman



Braun

Edgar Hilsenrath beschreibt den Lebenslauf des Deutschen Max Schulz — Sohn der arischen Nutte Minna Schulz —, der mit dem Juden Itzig Finkelstein heranwächst und bei Finkelsteins Vater das Friseurhandwerk erlernt. 1933 tritt Max Schulz in die SA ein und wechselt schließlich zur SS, wo er im KZ Laubwalde eingesetzt zum Massenmörder wird. Nach dem Kriege nimmt Max Schulz die Identität seines toten ehemaligen Freundes Itzig Finkelstein an und taucht schließlich als hirngeschädigter ehemaliger KZ-Inhabe in Israel unter.



Literarischer Verlag Helmut Braun KG
Dunnwalder Mauspfad 390
5000 Köln 80
Telefon 0221-601457

WER WAR BRECHT

WANDLUNG UND ENTWICKLUNG DER ANSICHTEN ÜBER BRECHT IM SPIEGEL VON "SINN UND FORM"

Herausgegeben und eingeleitet von Werner Mittenzwei

Mittenzwei, Der Realismusstreit um Brecht; Ihering, Der Volksdramatiker; Rilla; Episch oder dramatisch?; Herzfelde, Theorie und Praxis eines Ensembles; E. Hauptmann, Notizen über Brechts Arbeit 1926; Wekwerth, Auffinden einer ästhetischen Kategorie; Rüllicke, Galilei Schlußszene; Bunge, Brecht probiert; Berlau, Poesie der Regie; Becher, Maß und Würde; A.

Seghers, Brecht; Eisler, Brecht und die Musik; Uhse, Von alter und neuer Weisheit; Schumacher, Brechts Galilei; Hacks, Briefe: Brecht; Mittenzwei, Brecht und Kafka, Girus, Brechts Lyrik; Mittenzwei, Die Brecht - Lukacs - Debatte; K. Schumann, Seitdem hat die Welt ihre Hoffnung; Wekwerth, Das Theater Brecht 1968; Hacks, Die Ästhetik Brechts; Kunert, Überlegungen zu den „Teppichwebern“; Die Klassiker-Debatte: Mittenzwei, Holtz-

hauer, H.-H. Reuter, Dahnke, Ehrlich, Girus; Mickel, Brechts „Dickicht“; Heiner Müller, Brief; Mittenzwei, Der Dialektiker Brecht.

752 Seiten, gebund., DM 28,-

deb verlag
das europäische buch

Knesebeckstr. 3, 1000 Berlin 12



DM 9,-



DM 7,-



DM 14,-



DM 23,-



DM 16,-



DM 14,-

KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK

Neuerscheinungen

Dazu gehört Mut

Junge Leute gegen die Krise

(Bd. 37, 224 Seiten mit mehreren Grafiken, DM 8,—)

Die Helden dieses Buches sind junge Arbeiter und Schüler, Studenten und Lehrlinge in der Bundesrepublik von heute. Sie sind mit einer Lage konfrontiert, die frühere Jahrgänge von „Wirtschaftswunderkindern“ nicht kannten: der wirtschaftlichen Krise des Kapitalismus. Sichtbar werden Haltungen und Möglichkeiten, damit fertig zu werden. Die aufgeschriebenen Situationen zeigen auch, wie eng der Freiheits-spielraum in dieser Gesellschaft geworden ist, die gerade den Jungen eine Fülle von Freiheiten verspricht.

Joachim Knappe

Mein namenloses Land

(Bd. 27, 556 Seiten, DM 9,80)

Der junge Stephan Beck sucht seinen Weg aus der Verwüstung und den Wirren der Nachkriegszeit. Er will anders leben als der prügeln Vater und die unterwürfige Mutter. Knappe stellt die Frage nach dem Wohin. Wo wird Stephan Beck Halt machen auf der großen Reise, welches Land wird seine Generation Heimat nennen?

Adam Scharrer

In jungen Jahren

(Bd. 34, 392 Seiten, DM 8,—)

„Ich ging den Weg des proletarischen Kindes, das infolge der kleinen Scholle der Eltern als erstes von etwa anderthalb Dutzend Geschwistern überflüssig wird und „unter d' Leut“ geht, ... so mußte ich erst mühsam alle Wege abseits der Gesellschaft durchwandern, ehe ich den Ausweg fand.“ — Scharrers weitgehend autobiografischer Roman berichtet über den Weg eines Arbeiters, der sein Brot verdienen muß und verstehen lernt, wer Feind und wer Freund ist.

Alexander Serafimowitsch

Der eiserne Strom

(Bd. 29, 240 Seiten, DM 6,80)

Unaufhaltsam wie ein Strom wälzt sich der Zug von zehntausenden armen Bauern durch das von zaristischen Generälen und ihren Kosakentruppen beherrschte Kuban-gebiet. Die Bauern kämpfen für die Sowjetmacht, die ihnen Land gab. Der Bürgerkrieg zeigt sich in diesem Buch, das erstmals 1924 erschien und zu den Klassikern der Revolutionsliteratur gehört, von seiner erbarmungslosesten Seite: in den schon nicht mehr menschlichen Leiden der Frauen und Kinder, den Ausbrüchen der Anarchie, dem verzweiferten Mut der Kämpfer und ihrer zähen Hoffnung auf die „Bauernmacht“.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei

Damnit Verlag GmbH

Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40
Telefon (089) 30 10 15 oder 30 10 16

ASTEL ARNFRID, geb. 1933 in München, lebt und arbeitet als Rundfunkredakteur in Saarbrücken. Buchveröffentlichungen u. a.: „Norstand“ — 100 Epigramme, 1968; „Kläranlage“ — 100 neue Epigramme, 1970; „Zwischen den Stühlen sitzt der Liberale auf seinem Sessel“ — Epigramme, 1974.

BAKLANOV GRIGORI, geb. 1923 in Voronež. Mit 17 Jahren Soldat, nach dem Krieg Besuch des Gorki-Literatur-Instituts in Moskau. Wichtigste Veröffentlichungen: „Juli 41“, Roman; „Die Freunde“, Roman; „Eine Fußbreite Erde“, Erz.; „Karpuchin“ Erz.; seine Bücher sind bisher in mehr als 30 Ländern erschienen.

BECKER KNUT, geb. 1939. Von Beruf Stereotypen. Freigestellter Betriebsratsvorsitzender. Gewerkschaftliche Funktionen: u. a. Mitglied des Landesbezirksvorstandes der IG Druck und Papier Bayern und Mitglied der Tarifkommission.

BERGMANN RUDI, geb. 1943. Nach Volksschule Fabrikarbeiter, dann Lehre als Einzelkaufmann, anschl. Studium der Sozialarbeit in Köln und Düsseldorf. Freier Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften und Zeitungen. Sein Gedichtband *Denn wir kamen um zu bleiben* erschien im Damitz Verlag, Gedichtband *Spuren in der Proletenpresse*. (sh. KÜRBISKERN 3/74 und 4/76 sowie KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK Band 17 *Warum wird so einer Kommunist*.)

BLEUEL HANS PETER, geb. 1936. Freier Autor in München; Veröffentlichungen u. a.: „Kinder in Deutschland“, „Alte Menschen in Deutschland“, Rundfunkarbeit, Vorsitzender des VS Landesverband Bayern. (sh. KÜRBISKERN 2/76).

BUSELMEIER MICHAEL, geb. 1938 in Berlin. Ausbildung als Schauspieler. Studium der Geschichte und Germanistik in Heidelberg, wo er heute als Lehrbeauftragter und freier Publizist lebt. Veröffentlichungen u. a.: „Das glückliche Bewußtsein“. Anleitungen zum materialistischen Medienkritik, 1974.

CHOTJEWITZ PETER O., geb. 1934. Von Beruf Anstreicher, Abendabitur und Studium in Frankfurt, München, Westberlin (Jura und Zeitungswissenschaft). Lebt in Hessen als freier Schriftsteller und Rechtsanwalt. Schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte, Hörspiele und Funkfeatures. Vorabdruck seines Romans „Der dreißigjährige Friede“, der im Herbst erscheint, in KÜRBISKERN 3/77. (sh. auch KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK Band 8: *Der erste Tag*.)

DIEDERICH REINER, geb. 1941. Studium der Soziologie und Philosophie. Fachhochschullehrer.

FRIESEL UWE, geb. 1939 in Braunschweig. Studium der Germanistik und Anglistik. 1968/69 Villa-Massimo-Stipendium. Lebt seit 1971 als freier Schriftsteller in Hamburg. Mitherausgeber der Autoren-Edition. Veröffentlichungen u. a.: „Linien in der Zeit“, Gedichte; „Sonnenflecke“, Roman; außerdem Hörspiele, Kinderbücher, Übersetzungen.

FUHRMANN JOACHIM, geb. 1948. Schriftsteller. Veröffentlichungen u. a.: „Trotzdem läuft alles“ Gedichte; „Tagtäglich“, Gedichte für Jugendliche (Hrsg.); (sh. auch KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37: *Dazu gehört Mut*.)

GRUNDMANN SIEGFRIED, geb. 1924 in Langenbielau (Schlesien). Nach dem Krieg Schriftsetzer. Lebt als Korrektor in München. Mitglied des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt (sh. auch KÜRBISKERN 2/76 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37: *Dazu gehört Mut*.)

GRÜBLING RICHARD, geb. 1943. Studium der Soziologie und Kunstgeschichte. Verlagslektor. Zus. mit Reiner Diederich folgende Ausstellungen: Politische Propaganda (1972); Der deutsche Adler. Funktion eines politischen Symbols (1973); Darstellung des Feindes in „Kunst im III. Reich“ (1974); u. a.

HAJEK JIRI, lebt in Prag. Literaturwissenschaftler und Publizist. Professor für Geschichte der Literaturkritik an der Karls-Universität Prag. Der hier abgedruckte Text ist ein Auszug aus dem Buch „Už jdeme na ulici“ (Jetzt gehen wir auf die Straße), Prag 1976.

HERMS UWE, geb. 1937. Lebt als freier Autor in Hamburg. Veröffentlichungen u. a.: „Zu Lande, zu Wasser“, Lyrik 1969; „Brokdorfer Kriegsfilbel“, 1977; „Franz und Paula leben noch“, Roman 1977.

HOLZINGER LUTZ, geb. 1944. Arbeitet als Journalist in Wien. Er führte das Interview mit Wilhelm PEVNY und Peter TURRINI.

HOSSFELD JOACHIM, geb. 1946. Pädagogik- und Realschullehrerstudium. Zwischendurch Jobs in verschiedenen Fabriken. Zur Zeit Lehrer. Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien, Arbeiten für den Rundfunk. Tätigkeit in der Erwachsenenbildung. Lesungen im Strafvollzug, Jugendhausarbeit.

KARASHOLI ADEL, geb. 1936 als Sohn eines kleinen syrischen Gutsbesitzers. 1959 von Syrien nach Libanon geflohen, arbeitete dort in einer Weberei. 1960 in die BRD, arbeitete in München als Gastarbeiter. Nachdem er hier nicht studieren konnte, ging er 1961 in die DDR und studierte dort an der Theaterhochschule und am Literaturinstitut „Johannes Becher“ in Leipzig. Lehrer an der Karl-Marx-Universität, an der er nach dem Studium über das Thema „Brecht und das arabische Theater“ promovierte. Ein Gedichtband „Wie Seide aus Damaskus“ erschien im Volk und Welt Verlag.

KETTNER PETER, geboren 1938 in Bautzen (Sachsen). Volksschule, Berglehrling in Zwickau, Realschule, Kfm. Lehrling, Gymnasium, Abitur. Studium in Frankfurt Geophysik, Mathematik, Sport, Geschichte, Geographie und Politik. 1969 Examen als Haupt- und Realschullehrer, 1971 im Schuldienst als Hauptschullehrer. Verschiedene Veröffentlichungen.

KONJETZKY KLAUS, geb. 1943 in Wien. Letzte Buchveröffentlichung „Was interessiert mich Goethes Geliebte? — Tendenziöse Gedanken und Gespräche über Literatur und Wirklichkeit“, 1977.

LASCHEN GREGOR, geb. 1943 in Genua, lebt als Autor und Literaturwissenschaftler in Utrecht (Dozent für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft). Buchveröffentlichungen u. a.: „Ankündigung der Hochzeitsnächte“, Prosa 1967; „Lyrik in der Literatur — Essays zur Sprachverfassung des modernen Gedichts“, 1971. Veröffentlichungen in Funk, Zeitschriften und Anthologien.

PÜSCHEL URSULA, geb. 1930, lebt in Berlin/DDR. Arbeit bei Presse, Funk, Theater und Fernsehen. Buchveröffentlichungen u. a.: „Die Kernbauer“. Damitz Verlag, 1974.

RAUTER ERNST ALEXANDER, geb. 1929 in Klagenfurt. Schriftsetzer- und Buchdruckerlehre, lebt als freier Autor und Publizist in München. Buchveröffentlichungen u. a.: „Du sollst mich mal kennenlernen“, 1971; „Wie eine Meinung in einem Kopf entsteht“, 1971; (inzwischen 8 Auflagen); „Vom Faustkeil zur Fabrik“, 1977. Der in diesem Heft abgedruckte Text ist Teil eines Buchmanuskriptes über eine Reise durch die UdSSR.

RISCHE FRITZ, geb. 1914. Abgeordneter des Ersten Deutschen Bundestags. Leiter des Referats Wirtschafts- und Sozialpolitik beim Parteivorstand der DKP.

RITTER ROMAN, geb. 1943 in Stuttgart. Letzte Buchveröffentlichung: „Lyrisches Tagebuch“ (zus. mit Klaus Konietzky „Poem vom Grünen Eck“) Aufbau-Verlag, Berlin - Weimar, 1977.

RÜHMKORF PETER, geb. 1929 in Dortmund, lebt als Autor in Hamburg. Buchveröffentlichungen u. a.: „Irdisches Vergnügen in g“, Ged. 1959; „Kunststücke“, Ged. 1962; „Gemischtes Doppel“ Ged. 1967; „Was heißt hier Volsinii?“ Szenen aus dem klassischen Wirtschaftsleben“, 1969; „Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich“, Ged. 1976.

SCHENK JOHANNES, geb. 1941 in Berlin. 6 Jahre Seemann. Mitbegründer des Kreuzberger Straßentheaters. Lebt als freischaffender Autor in West-Berlin. Buchveröffentlichungen u. a.: „Zwiebeln und Präsidenten“, Ged. 1969; „Die Genossin Utopie“, Ged. 1973; „Zittern“, 45 Gedichte aus Portugal, 1977.

SCHRÖPPER LANDFRIED, geb. 1940 in Erfurt. Ausbildung als Physiker. Lebt als Autor in Morbach, Neckar. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

SCHÜTT PETER, geb. 1939. Germanistikstudium. Promotion, Assistent an der Hamburger Universität. Lebt als freier Schriftsteller in Hamburg, Sekretär des Demokratischen Kulturbundes der BRD. Schreibt vor allem Gedichte und Erzählungen. Jüngste Veröffentlichung: „Mein Niederelbebuch“ 1976.

STÖSSEL JURGEN PETER, geb. 1939. Arbeitete als Tierarzt in einer Landpraxis und in der pharmazeutischen Industrie. Anschließend Redakteur eines Ärztemagazins. Seit 1973 freier Journalist und Schriftsteller. Veröffentlichte Kurzprosa, Gedichtbände sowie das Sachbuch „Psychopharmaka – die verordnete Anpassung“ (1973). Mitglied der „Wortgruppe München“, Mitherausgeber der „Literarischen Hefte“. 1977 erschien seine Verserzählung „Der Grund zum Leben“. (sh. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK; Band 8 Der erste Tag und Band 17 Warum wird so einer Kommunist?)

THENIOR RALF, geb. 1945 in Bad Kudnowa (Schlesien). Verlagskaufmannslehre in Hamburg. Nach dem Begabtenabitur Germanistik- und Soziologiestudium. Lebt als Autor und Übersetzer in Hamburg. Lyrik, Prosa, Hörspiel. 1976 erschien „Traurige Hurras“, Ged. und Prosa.

Beilagenhinweis:

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Satire-Verlags, 5000 Köln, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuller, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Ledwohn. Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Druck: F. C. Mayer Verlag, München.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22, – zuzüglich MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 308822-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN; Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.

Menschen - Städte und Natur Bildbände über Portugal - Italien - Ägypten



Eine geschichtsträchtige Region, die rote Toskana. Wo Michelangelo seine unvergleichlichen Skulpturen schuf und Galilei dem mittelalterlichen Glauben seine wissenschaftlichen Erkenntnisse entgegensetzte, wo im Jahre 1921 die Italienische Kommunistische Partei gegründet wurde und im Zweiten Weltkrieg eines der Zentren des antifaschistischen Widerstandskampfes lag, spürte der Fotograf den Menschen des Italien von heute nach.

Thomas Billhardt
Noch steht der schiefe Turm ...

200 Seiten, Ganzleinen, DM 32,—



Ihre Eindrücke und Erkenntnisse im Portugal des April 1974 legen zwei bekannte Journalisten in Reportagen und Fotos in diesem Band vor. Sie versuchen, die wesentlichen Bedingungen für den Sturz des Caetano-Regimes darzulegen, sie schildern die Vorgänge am 24. und 25. April 1974 und sie zeigen einige der sich daraus ergebenden Probleme.

Günter Karau/Jochen Moll
Grandola

160 Seiten, Ganzleinen, DM 32,—



Ein kritischer Bildband über Ägypten

Episoden, Lustiges, Ärgerliches, Politisches über Studenten, Händler, Künstler, Lehrer, Architekten, Scheichs, Zuhälter und Mönche.

Dietmar Dierenberg/Jochen Moll
Gelächter an den Pyramiden

208 Seiten, Ganzleinen, DM 32,—



**Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt beim
Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144 · 8000 München 40**

An alle kürbiskern-Leser und -Autoren im In- und Ausland

Nebenstehend finden Sie den Wortlaut eines Artikels der „Nürnberger Zeitung“, den die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ am 14. September 1977 ohne Kommentar nachdruckte.

Hier wird eine ungeheuerliche Verdächtigung ausgesprochen. Offensichtlich soll die Verleumdungskampagne gegen kritische Intellektuelle – Professoren, Schriftsteller, Studenten – zu einer Art Pogromstimmung gesteigert werden. Jeder Kritiker irgendwelcher Mißstände in Staat und Gesellschaft wird nach diesem Muster im Umfeld des Terrorismus angesiedelt.

Vor diesem Hintergrund erhält der Aufruf der IG Druck und Papier, des Verband deutscher Schriftsteller und der Deutschen Journalisten Union, Landesbezirk Bayern, AN ALLE DEMOKRATEN UNSERES LANDES besonders aktuelle Bedeutung. Wir bringen Ihnen hiermit diesen Aufruf zur Kenntnis und bitten Sie – wie wir das schon getan haben – **diesen Appell durch Ihre Unterschrift zu unterstützen.**

Der *kürbiskern* – eine in München seit 12 Jahren erscheinende Literaturzeitschrift – hat Terrorismus jederzeit als Verbrechen bekämpft. Unsere Zeitschrift ist und bleibt ein Forum für alle demokratischen Autoren, also auch für sozialistische und kommunistische Schriftsteller des In- und Auslands. Hinter dem geheimnisvollen „Zitat“ eines Beamten, der bei Vorhandensein der behaupteten Kenntnisse ebenso wie der von ihm informierte Journalist durch Untätigkeit der Begünstigung von Verbrechen schuldig wäre, sehen wir allerdings nicht das Bestreben, den Terrorismus zu bekämpfen, sondern eine gezielte Denunziation. Die Verleumdung kann uns nicht treffen. Die Methode ist – gerade in Nürnberg – seit „Stürmer“-Zeiten bekannt.

Früherkennung ohne Folgen

Die „Nürnberger Zeitung“ äußert zu den Möglichkeiten der Fahndung nach Terroristen:

„Bereits im Sommer vorigen Jahres zierte das Innenministerium in Mainz die mutmaßliche Anführerin des Ponto-Attentats Susanne Albrecht als ‚Handgranatentransporteurin‘. Als einige Zeitungen diese Passage abdruckten, kam eine energische Gegendarstellung durch Anwälte: Sie bestritten jeden Kontakt der Susanne Albrecht zu einer terroristischen Vereinigung und drohten mit Schadenersatz, da die Verdächtige die Absicht habe, Lehrerin im Staatsdienst zu werden. Ihre Berufschancen würden gemindert. Anti-Terror-Spezialisten im Münchner Landeskriminalamt bezeichnen den Fall der Ponto-Mörderin als symptomatisch: ‚Uns sind ganz einfach die Hände gebunden, in das Vorfeld der Terrorszene einzudringen. Wir wissen ganz genau, daß sich im Umfeld einer der DKP nahestehenden Literaturzeitschrift in München nicht nur Schöngeister aufhalten, sondern professionelle RAF-Kader. Wir wissen, daß die Autoren einer Buchreihe, die innerhalb eines Verlagskonzerns herausgebracht wird, eine bessere Ausbildung im Umgang mit sowjetischen Kalaschnikows haben als in der Handhabung der deutschen Sprache. Wir kennen die Terroristentreffs in Feministen-Klubs und revolutionären Buchläden. Aber die Früherkennung kann von uns nicht genutzt werden.“

(Aus: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 14. September 1977)

Was unsere Stellung zum Terrorismus betrifft, so berufen wir uns auf Karl Marx, der im Auftrag der „Internationalen Arbeiterassoziation“ vor fast hundert Jahren schrieb:

„Alle Scheußlichkeiten, in denen sich nun einmal, wie durch Schicksalsschluß, das Leben der Deklassierten der höheren gesellschaftlichen Schichten bewegt, werden als ebenso viele ultrarevolutionäre Tugenden gepriesen . . . An die Stelle des ökonomischen und politischen Kampfes der Arbeiter um ihre Emanzipation treten die allzerstörenden Taten des Zuchthausgesindels, als der höchsten Verkörperung der Revolution. Mit einem Worte, man muß das bei den 'Revolutionen nach dem klassischen Muster des Westens' von den Arbeitern selbst niedergehaltene Lumpentum loslassen und so aus eigenem Antrieb den Reaktionären eine wohldisziplinierte Bande von agents provocateurs zur Verfügung stellen.“

Peter Hornung, der Urheber des denunziatorischen Artikels in der „Nürnberger Zeitung“, ist im übrigen seit Jahren als Autor des „Bayernkurier“ bekannt, vor allem als eingefleischter Gegner von Schriftstellern, die nicht in sein Weltbild passen: Schon vor Jahren konnte sich der damalige *kürbiskern*-Autor Joseph Breibach in einem Verleumdungsprozeß gegen Peter Hornung mit Erfolg zur Wehr setzen.

Aus einem Artikel von Peter Hornung, der vor dem Anschlag und Mord in Köln von der Würzburger „Deutschen Tagespost“ vom 12./13. August 1977 veröffentlicht wurde, geht hervor, wie Leute seines Schlags den Terrorismus bekämpfen wol-

len: Durch Stimmungsmache für ein Regime aus Furcht und Schrecken, Gewalt und staatlich sanktionierter Unterdrückung. Unter ausdrücklicher Nennung des Namens Walter Jens schreibt Hornung: „Bei Universitätsprofessoren bietet das Beamtenrecht eindeutige Handhaben für eine Disziplinierung, was noch nicht mit Gefängnis oder gar Totschlag zu tun hat.“ Hornung möchte am liebsten die ganze Literaturszene als „terroristisches Umfeld“ austrocknen: „Enzensberger, Grass, Jens, Johnson und Zwerenz mögen nie einem Terroristen Haus und Bett geboten haben. Doch gegen diesen Staat benutzten sie das gleiche Vokabular wie die anonymen Schreiber der ‚Roten Armee Fraktion‘!“ Wir sind uns mit unseren Lesern und Autoren im In- und Ausland einig, daß die schuldisziplinierenden Rechtskräfte beim Namen genannt werden müssen: Was hier das Haupt erhebt ist nicht der „häßliche Deutsche“, sondern faschistisches und terroristisches Lumpengesindel, das zu jeder Provokation benutzbar und fähig ist, nach innen und nach außen.

Helfen Sie uns, daß die BRD nicht zum Schrittmacher eines neuen Faschismus wird!

Helfen Sie uns, die Freiheit in unserem Land zu verteidigen!

Redaktion *kürbiskern*

Friedrich Hitzer (Chefredakteur)

Der folgende Aufruf wurde am 12. September an die dpa gegeben:

Unterzeichner: IG Druck & Papier, \ Sund
dju, Bayern.

An alle Demokraten unseres Landes

Aus tiefer Sorge um die Zukunft einer menschenwürdigen Ordnung in der Bundesrepublik Deutschland wenden wir uns an die Öffentlichkeit mit einem Appell an alle, die Vernunft höher bewerten als Gewalt: Der Eskalation des Terrorismus muß ein Ende bereitet werden. Die Geschichte beweist, daß dem Terror gegen einzelne Menschen die staatlich angeordnete Überwachung aller, der Überwachung aller ein Regime in Furcht und Schrecken folgt. Der Terrorismus hat sich immer als der Zwilling Bruder der Reaktion, oder gar als ihr Geschöpf, erwiesen.

Als Gewerkschaftler, Wissenschaftler, Schriftsteller, Publizisten und Künstler wissen wir, daß Forderungen nach notwendigen Reformen in Staat und Gesellschaft durch brutale Gewalttaten von Kriminellen und Provokateuren in Verruf gebracht worden sind, die die Bevölkerung betäubten und den Ruf nach dem totalen Staat populär machten.

Wir warnen in aller Eindringlichkeit vor der Kriminalisierung von Forderungen nach Mitbestimmung und sozialer Gerechtigkeit, Sicherung der Arbeitsplätze und der Lehrstellen, nach Frieden, Entspannung und Demokratie. Wir lehnen den totalen Staat ebenso entschieden ab wie wir alle Personen und Organisationen bekämpfen, die Terrorismus als Mittel der Politik legitimieren wollen.

Wir erinnern daran, daß alle faschistischen Diktaturen ihre Verbrechen unter Berufung auf Antiterrorgesetze verübten. Wer jetzt aus dem Verbrechen des Terrorismus politisches Kapital schlägt, zieht den Vorwurf auf sich, daß er der Demokratie Schaden zufügt.

Schließen wir uns zusammen gegen die unheilige Allianz von Terrorismus und Faschismus.

Ich bestelle:

- ☐ **Abonnement kürbiskern DM 24,40** (inkl. Porto und MwSt.)
☐ **Studentenabonnement kürbiskern DM 19,40** (inkl. Porto und MwSt.)

(Schüler-, Lehrlings- oder Studien-Nachweis erforderlich)

Jeweils 4 Hefte jährlich.

(Unterschrift)

Anschrift:

(Gewünschtes Abonnement bitte ankreuzen und einsenden an: Damnitz Verlag GmbH, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40)

Ich unterstütze den Aufruf

„An alle Demokraten unseres Landes“:

(Unterschrift)

Anschrift:

(Bitte einsenden an: Redaktion „kürbiskern“, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40)

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Astel, Bokov, Buselmeier, Friesel, Fuhrmann, Grundmann, Hájek, Herms, Hossfeld, Karasholi, Kazakova, Kettner, Konjetzky, Laschen, Raute, Ritter, Rühmkorf, Savostin, Schenk, Schröpfer, Schütt, Thenior, Voronov

Fritz Rische: BRD-Monopole in Westeuropa

R. Diederich/R. Grübling: „Sieg oder Bolschewismus“

Der Untergang des Abendlandes in Inning (Obb.)

Türken und deutscher Imperialismus

Ursula Püschel: Exilierte und Verlorene – Paul Celan

Grigorij Baklanov: Begegnung mit Tvardovskij

Rudi Bergmann: Väino Linna – Unser Mann in Tampere

Literatur im Gespräch: Kaempfe, Turrini, Pevny, u. a.

Gewerkschaftsdiskussion: Nach dem 4. VS-Kongreß –

Becker, Bleuel, Chotjewitz, Glasbrenner

EUROPA DES FRIEDENS ODER MODELL BRD

4|77

Verlegerbeilage zu kürbiskern 4/77

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter.

Redaktionsanschrift, Geschäftsführung und Verlagsbereich: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Druck: F. C. Mayer Verlag, München.

Gerd Wollschon/Floh de Cologne

Sudel-Lexikon

Vorwort: Werner Finck

Mit Karikaturen von Walter Kurowski, Stefan Siegert, Guido Zingerl.

192 Seiten; mehrfarbiger Schutzumschlag; DM 16,-

ISBN 3-88268-001-8

Dem Autor Gerd Wollschon ist ein seltener Wurf gelungen

Ein satirisches Wörterbuch hat es noch nicht gegeben. Wer die Fülle von analytischen Definitionen, Aphorismen oder auch nur mal zynisch schnodderigen Bemerkungen liest, wird auch verstehen, warum. Keine Literatur mit Schonbezug ist das, kein Meterwitz aus der Schmunzelfabrik – auf mehreren Ebenen scheint sich hier die Satire auszutoben.

Ein diszipliniertes Lesen des Sudel-Lexikons ist ohnehin nicht möglich; man kann es von A bis Z durchlesen wollen – es wird einem nicht gelingen. Irgendwann fällt jeder auf die Anmerkungen und Verweise herein und läßt sich vom Autor kreuz und quer durchs Buch jagen.

Aber das ist ja auch der Sinn des Vergnügens. Man kann hinten anfangen, mittendrin oder nur mal Begriffe nachschlagen, man wird lachen, lächeln oder greinen. Auf jeden Fall: man kommt voll auf seine Unkosten.

Neben dem Augenschmaus bietet dieses Machwerk noch einen weiteren Reiz: Es enthält u. a. die besten „Floh“-Aphorismen und Kurztexte aus zehn Jahren. Auch sie entfloßen der Feder des Ex-Texters und Gründers des „Floh de Cologne“ Gerd Wollschon.

Aber nun: Lest, lästert und lacht!



S) Was darf die Satire?

Alles, was sie soll.

a) Was soll die Satire?

Schonungslos unterhalten.

t) Was will die Satire?

Den Gegner totlachen.

i) Was kann die Satire?

Spaß machen, obwohl sie dazu viel zu ernst ist.

r) Was wird die Satire?

Vom vielen Dürfen dürftig.

e) Was muß die Satire?

Nichts.

W



Ein Satire Verlag?

Auch das noch!
Das kann ja heiter werden!
Der hat uns gerade noch gefehlt!

Hat er. Allein die Tatsache, daß es bei uns bisher keinen Verlag gab, der sich ernsthaft und ausschließlich der Gattung Satire widmete, spricht Bände. Satire gilt allenfalls als neckisches Maggi im Bildungseintopf oder schlicht als Abfallprodukt gutbürgerlicher Bestsellerküche.

Am schlimmsten aber ist, daß Leute, die nachweislich keinen Humor haben, immer noch in den Medien vorschreiben, was komisch ist und wie weit Satire gehen darf.

Die meisten haben auch noch einen Tingeltangel-Komplex und schreiben Kabarett mit einem schlüpfrigen „C“. Man möchte bitterlich weinen, wenn man das Los der Satire in diesem Lande sieht.

Aber jetzt wird alles anders: Die Satire hat ihren Verlag gefunden. (Die Verlegerin wird ihr beim Suchen helfen.) Mehrere Reihen sind geplant – von Reihe „Sudelsack“ bis Reihe „Altmeister“

Scharf wird's hergehen, launig und alles andere als verkniffen.

Mit satirischem Ernst



In Vorbereitung

1. Satire-Jahrbuch 77
Herausgegeben von:
Reinhard Hippen,
Deutsches Kabarett Archiv
und Gerd Wollschon
2. fdGO & Co. KG
eine Neubearbeitung des Grundgesetzes
3. Floh-Liederbuch
(mit Noten)
4. Showdown
von Heiko R. Blum
(mit ca. 680 Abbildungen)
5. Kuro-Karikaturen
von Walter Kurowski

Verlag:

Satire Verlag GmbH
Auerstr. 1,
5000 Köln 60
Tel. 0221/73 59 29
Verlagsnummer 88268

Auslieferung:

VVA –
Reinhard Mohn oHG
4830 Gütersloh,
Postf. 77 77
Tel. 052 41/8 51

Vertreter:

Achim Riegel (Süd)
Steinstr. 38,
6370 Oberursel

K. H. Flessenkemper
(Mitte)
Stresemannstr. 34,
3550 Marburg

Wolfgang Ohm (Nord)
Flensburger Str. 18,
5090 Leverkusen

Heinz Zirk (Berlin)
Lützowstr. 105–106,
1 Berlin 30

HEINRICH HEINE DIE WAHL-ESEL Ein satirisches Lesebuch

Hier ist endlich das Heine-Lesebuch für die Bundesrepublik! Keine Loreley-Auswahl - eine politisch brisante, ironische und kurzweilige Auswahl! Besorgt von dem bekannten Heine-Rezitator Lutz Görner unter Mitarbeit des Intendanten a.D. Otto Schönfeld, des Begründers und Initiators der "Internationalen Bürgerinitiative Heinrich - Heine - Universität Düsseldorf".

Ein aktuelles Buch eines genialen und kritischen - also bei uns verschmähten - deutschen Dichters. Ein Buch zum Genießen und Gebrauchen und umgekehrt. Mit Illustrationen und Handschriften, mit historischem Hintergrund, Erläuterungen und Einführung.

256 Seiten, Broschur mit mehrfarbigem Schutzumschlag,
18,- DM
ISBN 3-88268-002-8

**zusammengestellt
von Lutz Görner
Einführung: Otto Schönfeld**

